

MARIE-LUISE ALDER UND MICHAEL B.
BUCHHOLZ (HG.)

TRIALOG

Beobachtungen einer Konferenz der Begegnung
ukrainischer, russischer und deutscher Psychotherapeuten

Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS	3
VORWORT DER HERAUSGEBER	4
VORWORT VON STEPHAN ALDER	8
UKRAINE, RUSSLAND, DEUTSCHLAND	17
MICHAEL B. BUCHHOLZ	
BEOBACHTUNGEN AUS DEN KLEINGRUPPEN	
BRAUCHEN WIR EINEN DIKTATOR?	30
MICHAEL B. BUCHHOLZ	
„WIR“ UND „DIE ANDEREN“	57
OLGA JANZEN	
IST ES NICHT MÖGLICH, NICHT ZU VERRATEN? LOYALITÄTSKONFLIKTE IM MULTINATIONALEN KONTEXT	76
TATJANA JACOB-BEKFANI	
DIE TRAUER DER ANDEREN	93
ROBERT STRICKER	
„WIR MÜSSEN SCHIEßEN – BITTE VERSTECKT EUCH“ - FORMEN UND FUNKTIONEN DER AGGRESSION FÜR DAS VERBINDENDE	109
CHRISTOPHER MAHLSTEDT	
WEGE IM SCHUTZE DES GRUPPENLEITERPAARES	131
MARIE-LUISE ALDER	
SCHULD UND SELBSTAUSLEGUNG	156
ADRIAN KIND	
BEOBACHTUNGEN AUS DER GROßGRUPPE	
DREI ERZÄHLERSPERSPEKTIVEN AUF EIN KLEINES WUNDER	179
MICHAEL M. DITTMANN	
RESONANZ IM TRIALOG	202
FLORIAN DREYER	
WAS IST EINE STIMMUNG IN EINER GRUPPE?	216
JULIANA NEDTWIG	

Vorwort der Herausgeber

Die Idee zu diesem Buch entstand während der Trialog-Konferenz in Potsdam im Mai 2015. Es war keine Konferenz in einem herkömmlichen Sinne des Austauschs von Erkenntnissen, Befunden oder Methoden. Sie verfolgte ein anderes Ziel, Psychotherapeut/innen aus den drei verschiedenen Ländern - Russland, Ukraine und Deutschland - in einem gruppenpsychoanalytischen Setting zusammenzubringen in einem historischen Augenblick, in dem sich viele zeitgenössische Beobachter fragten, was aus dem „eingefrorenen Konflikt“ im Osten der Ukraine werden würde? Herrschte dort nicht schon Krieg? Welchen Einfluss hatte die Bundesrepublik? Entstand eine neue Bedrohung? Spielten die alten historischen Konstellationen wieder ihre unheilvolle Rolle? Gab es so etwas wie eine intergenerationelle Weitergabe von Gewalterfahrungen und, falls ja, fiel sie ins Gewicht? Könnten sich solche psychologischen Faktoren aufklären lassen, indem man Psychotherapeut/innen aus den drei Ländern zu einem Trialog zusammenbringt?

Stephan Alder hatte mehrjährige Kontakte zu russischen und ukrainischen Kolleginnen und Kollegen aufgebaut. Er beschreibt in seinem Vorwort, wie es zur Trialog-Konferenz kam, die schließlich in einem besonderen Format stattfand. Zu Beginn wurden die Konferenzteilnehmer/innen in Kleingruppen aufgeteilt, wobei darauf geachtet wurde, dass Teilnehmer/innen aus allen drei Ländern in jeder Gruppe vertreten waren. Die unterschiedlichen Sprachen wurden gedolmetscht, mit Ausnahme einer Gruppe, die sich in einer gemeinsamen Drittsprache, Englisch, miteinander verständigen konnte. Geleitet durch einen deutschen und einen russischen oder ukrainischen Gruppenleiter, trafen sich diese Kleingruppen dreimal am Tag zu einer anderthalbstündigen Sitzung. Zusätzlich versammelten sich einmal täglich alle Teilnehmer/innen und Gruppenleiter/innen gemeinsam in der Großgruppe, die ebenfalls von einem Gruppenleiterpaar geleitet und gedolmetscht wurde.

Schon sehr früh während der Konferenzplanung gab es die Idee, die Gruppen wissenschaftlich zu begleiten. Wie aber könnte das bewerkstelligt werden? Zunächst gab es die Überlegung, die Gruppengespräche zu audiografieren, um sie später zu transkribieren. Dabei wäre eine riesige Materialbasis entstanden, die wegen ihrer Größe nicht hätte bewältigt werden können. Auch die drei Sprachen, die während der Konferenz gesprochen werden sollten, hätten unbewältigbare Dokumentations- und

Evaluationsprobleme geschaffen. So entschieden wir uns für die Methode der teilnehmenden Beobachtung. In unseren Lehrveranstaltungen warben wir an der International Psychoanalytic University (IPU) um Beobachter und so kam es, dass neben einer Soziologin, einer Juristin und uns, noch acht Studierende der IPU die Beobachtergruppe bildeten. Wir waren eine Gruppe, neben den anderen Gruppen.

In dieser Konstellation trafen wir uns in Vorbereitung auf die Konferenz. Wir überlegten gemeinsam, was uns erwarten könnte und blickten mit Anspannung auf das mögliche Konfliktpotenzial, welches durch die aktuellen politischen Entwicklungen, die Besetzung der Krim und die kriegerischen Auseinandersetzungen in der Ost-Ukraine, groß erschien. Wir bereiteten unsere Studierenden sorgfältig vor, indem wir über Gruppen Texte lasen und uns Gedanken zur Methode der teilnehmenden Beobachtung machten: Wie könne man Protokoll führen, was sollte oder müsste festgehalten werden und wie verhalten wir uns, wenn wir von den Teilnehmer/innen angesprochen oder nach unserer Meinung gefragt würden? Wir beschlossen, offen, ehrlich und zurückhaltend zugleich zu sein. Notizen sollte jeder nach Belieben machen, wir wollten jenes festhalten, was wir fühlten, sahen und hörten.

Auf der ersten gemeinsamen und einleitenden Sitzung der Konferenz vor dem Beginn mit Eintreffen der Teilnehmer, traf sich der Staff, bestehend aus den Gruppenleiter/innen, und unsere Beobachtergruppe. Das warf sofort erhebliche Probleme auf, wie eine solche Konstellation reflektiert werden könne, welche Wirkungen wir als Beobachter erzeugen würden, was wir würden dokumentieren können. Von all diesen Überlegungen findet sich etwas in den Beiträgen dieses Buches. Zusammen mit dem Staff beschlossen wir folgendes: Wir Beobachter/innen teilen uns auf die Gruppen auf, zwei in jede Kleingruppe, vier in die Großgruppe; wir sitzen außerhalb des Gruppen-Stuhlkreises; wir verhalten uns schweigsam; wir dürfen uns Notizen machen. Wie wir es erwartet hatten, wollten wir uns nicht aktiv in das Gruppengeschehen einbringen. Dies sollte nur unter der Ausnahme geschehen, falls wir von den Gruppenleitern zum Schluss der Gruppensitzung gebeten würden, gewonnene Eindrücke mitzuteilen; das geschah jedoch nur in einer Kleingruppe. Ein Austausch mit den Gruppenleiter/innen und den Teilnehmer/innen der Konferenz wäre selbstverständlich während der Pausen möglich, fand aber insgesamt nur in sehr zurückgenommener Form statt.

Wie auch die Staff-Gruppe sich jeden Tag zur gemeinsamen Supervision traf, taten wir dies ebenfalls als Beobachtergruppe. An jedem Abend nach der letzten Gruppensitzung trugen wir unsere Eindrücke und Empfindungen zusammen. So fanden wir einen gemeinsamen Rahmen, uns miteinander über die intensiven Gruppensitzungen auszutauschen und es konnten schon erste theoretische Überlegungen zu den Gruppenprozessen angestellt werden. Die neugierigen Fragen zu unseren Beobachtungen von Seiten der Teilnehmer/innen und des Staff bewogen uns schließlich, die entstandenen Eindrücke und Ideen in diesem Buch zusammenzutragen.

In den Monaten nach der Konferenz trafen wir Beobachter/innen uns zu gemeinsamen Sitzungen, um über den Fortschritt der Fertigstellung der Beobachtungsprotokolle zu sprechen. Mehrere hundert Seiten mussten aus dem Handschriftlichen ins Digitale übertragen werden. Das ist nicht so leicht, wurden die Notizen doch oft sehr schnell und bruchstückhaft verfasst und nachträglich aus der Erinnerung ergänzt. Daher sind die Zitate, die in den in diesem Buch zusammengestellten Texten auftauchen, nicht als wörtliche Zitate zu behandeln. Sie basieren auf Mitschriften, die nicht den Anspruch an wortwörtliche Genauigkeit erfüllen können. Sie sind protokollierte Sätze, also auch keine Erfindungen.

Nachdem alle Protokolle zusammengetragen und digitalisiert waren, ging es darum, Themen zu wählen, über die man schreiben wollte. Jede/r schlug ein Thema vor, welches als ein relevanter Bestandteil der Gruppensitzungen anzusehen war, manchmal ergaben sich andere Schwerpunktsetzungen aus den nachfolgenden Diskussionen. Die Themenwahl und die Umsetzung besprachen, verwarfen, entwickelten und diskutierten wir während der gemeinsamen Treffen. Und so wurden aus den Beobachter/innen nun Autor/innen.

Wie aber schreiben über etwas, das teils sehr, sehr dicht erlebt wurde? Nahe ging? Eigene Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und der von Vorgenerationen evozierte? Wie in einer Dokumentation berichten und zugleich Teilnehmer/innen schützen?

Wir entschieden uns, allein der Lesbarkeit wegen, zu einer entschlossenen Pseudonymisierung dieser Aufzeichnungen. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen versucht, das Dilemma zwischen Schutz des Einzelnen und das Interesse an offenzulegendem Bericht zu balancieren. Dabei befassten wir uns mit der Frage, wie weit man Informationen verändert, um Teilnehmer/innen zu schützen. Wir entschieden uns für eine Pseudonymisierung, indem wir Namen und Alter veränderten, Ortsangaben austauschten und Zeitangaben verschoben, manchmal sogar das Geschlecht veränderten.

Während eines gemeinsamen Treffens der Beobachterinnen und Beobachtern mit den Teilnehmer/innen und Gruppenleiter/innen besprachen wir strittige Textstellen vor Fertigstellung des Buches gemeinsam hinsichtlich der Pseudonymisierung. So konnten wir sicherstellen, dass die in den Texten geschilderten persönlichen Geschichten in hinreichend veränderter Form auftreten und dem Urheber daraus kein Schaden entstünde. Wir einigten uns darauf, bei allgemeinen Überlegungen in den Texten das generische Maskulinum zu verwenden, da wir auf die integrativen Gedanken unserer Leser/innen setzen, die weiblichen Teilnehmer stets mitzudenken.

Bei den Konferenzteilnehmer/innen und den Gruppenleiter/innen möchten wir uns herzlich für das uns entgegengebrachte Vertrauen bedanken und damit auch für die Möglichkeit, an dieser ersten Trialog-Konferenz teilzunehmen. Unser Dank gilt den Autor/innen, die sich mit uns auf das abenteuerliche Projekt der Beobachtung eingelassen haben und die neben Arbeit und Studium es ermöglichten, sich auf die Herausforderung eines Buchprojektes einzulassen. Wir danken Stephan Alder und dem Organisationsteam der Trialog-Konferenz, die niemals Zweifel an der Zusammenarbeit zwischen Gruppenanalyse und Forschung gelten ließen und damit ihren wichtigen Anteil an der Entstehung dieses Buches hatten.

Marie-Luise Alder und Michael B. Buchholz

Vorwort von Stephan Alder

„Wir hier sind zusammen gekommen, um unsere Familiengeschichten, unsere persönlichen Geschichten und die europäische Geschichte auf dem Hintergrund eines gemeinsamen Interesses zu erforschen. Bescheidener gesagt, wollen wir uns füreinander interessieren, voneinander lernen. Wir alle wissen, dass wir Vorurteile in uns tragen, bewusste und unbewusste. Und wir wissen, dass Vorurteile bzw. Voraus-Urteile manchmal helfen, oft jedoch auch zu massiven Missverständnissen führen. Einerseits wissen wir schon ganz viel von uns und den anderen, andererseits wissen wir nichts und so manches Falsche oder Verzerrte.“

Mit diesen Worten begann ich meine Begrüßung und Einführung für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Trialog Konferenz 2015.

Wer erzählt schon offen in einer kleinen Gruppe russischer, ukrainischer und deutscher Kongressteilnehmer, wenn es um psychohistorische Themen geht, von angstvoll erstarrten Frauen, die von Soldaten vergewaltigt wurden? Wer hört von den schweren Verletzungen ukrainischer Soldaten und Zivilisten? Wer erzählt davon, wie es für Helfer ist, wenn Arme oder Beine abgeschossen sind? Oder wie es ist, wenn Eltern versuchen, ihre erwachsenen Kinder vom Kriegseinsatz zurückzuhalten oder ganz im Gegenteil die Teilnahme erwarten? Töchter und Söhne bekamen Traumata russischer Mütter oder Großmütter über Jahrzehnte direkt oder indirekt erzählt, die durch deutsche Soldaten sexualisierte Gewalt erfuhren, als auch deutsche von russischen Soldaten. Solche und viele andere Narrative prägten das familiäre und kulturelle Unbewusste nachhaltig (Bode, 2012, Welzer 2005). Was trieb die Menschen 1939 oder 1941 zum Krieg gegen andere Staaten und Nationen, was motivierte sie in der Gegenwart, zu den Waffen zu greifen und hasserfüllt gegen andere vorzugehen? Wie soll nach so vielen Verletzungen, Zerstörungen und Gräueltaten Verständigung und ein friedliches Miteinander gelebt werden?

Diesen und anderen Fragen wollten wir nachgehen, auch wenn ich das zu Beginn der Konferenz nicht explizit so formulierte. Vielmehr waren wir in der Vorbereitung und im Prozess der gruppenanalytischen Konferenz sorgfältig darauf bedacht, die Gruppenleiterpaare und Dolmetscher gut auf die möglichen Inhalte und den gemeinsamen Prozess (Yalom, 2005; Strauß & Mattke, 2012) vorzubereiten. Gruppenprozess in Gegenüberstellung zum Inhalt bedeutet mit den Worten von Yalom „das, was die

Interaktion über das Wesen der Beziehungen unter den Mitgliedern vermittelt.“ (Yalom, 2005, S. 163)

Zu wissen, dass die Arbeit von Menschen in Klein- und Großgruppen ein großes Potenzial für interpersonelles Lernen (Yalom, 2005, 2015, S.99) birgt, war das eine. Die andere Seite berührt meine persönliche Motivation zu dieser Art Arbeit verbunden mit meinen beruflichen Aktivitäten. Dies soll hier kurz erzählt werden. Dabei möchte ich ebenso die Frage beantworten, wie die internationale Konferenz zwischen ukrainischen, deutschen, russischen, auch englischen und jüdischen Kolleginnen und Kollegen zustande kam.

Seit neun Jahren fahre ich fast jährlich als Psychoanalytiker, Gruppenanalytiker, Psychiater und Balint-Gruppenleiter nach Russland, in die Ukraine und nach Kasachstan. 2010 begann ein aufregendes Projekt: Mehrheitlich jungianische Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker fragten mich, ob ich eine Qualifizierung in Gruppenanalyse in Moskau beginnen könne. Wir besprachen uns während einer internationalen Konferenz der Internationalen Gesellschaft für Analytische Psychologie (IAAP) in Montreal, Kanada. Hinzu kam 2012 noch eine weitere Anfrage von Elena Pourtova, einer jungianischen Psychologin und Professorin für Psychologie in Moskau, ob ich als Supervisor im Rahmen eines psychoanalytisch-psychotherapeutischen Trainingsprogramms in Krasnodar tätig sein könne. Krasnodar ist eine fast 800.000 Einwohner fassenden Großstadt, im Süden von Russland nahe dem Schwarzen Meer und der ukrainischen Grenze.

Elena Pourtova, leitete mit Dmitrij Zaleskiy, Psychiater und ebenfalls jungianischer Psychoanalytiker in Kiew, das Ausbildungsprogramm in Krasnodar. Bei den Gesprächen mit den Kolleginnen und Kollegen sowohl in Moskau als auch in Krasnodar waren wir immer wieder auf die furchtbaren Gräueltaten der deutschen Wehrmacht, der SS und Einsatzgruppen an Russen, überhaupt gegenüber slawischen Völkern, Juden, Szinti und Roma in den Jahren von 1941-45 zu sprechen gekommen (vgl. Alder, 2015). Von Jahr zu Jahr wurde mir klarer, wie virulent dieses Thema überall war. Der Stoff verlangte nach mehr. Aus der jahrelangen analytischen Gruppenarbeit zwischen Deutschen und Juden (vgl. Erlich et al., 2009) hatte ich die Erfahrung gewonnen, wie positiv sich diese auf das Miteinander kurz- und langfristig auswirkte. So kam ich auf den Gedanken, das ebenso schwierige Verhältnis zwischen Deutschen und den Völkern der Sowjetunion (1920-1991), aktuell den Ukrainern und den Russen, gruppenanalytisch zu untersuchen (vgl. Foulkes, 1992; Nitsun, 1996; Wilke, 2014).

Im April 2013 schlug ich meinen beiden Kollegen vor, gemeinsam eine gruppenanalytische Konferenz in Kiew zu planen. Die Ereignisse der Revolution in der Ukraine ab November

2013, die Bewegung des Maidan 2014 und der beginnende Bürgerkrieg im Osten der Ukraine zwangen uns, den Ort zu verlegen. Potsdam war für uns die beste Lösung, nicht Kiew, nicht Moskau noch Krasnodar. Die Potsdamer Konferenz von 1945 war allen als eine den Frieden sichernde, erste Nachkriegskonferenz bekannt. Die Symbolik gefiel uns. Während vorbereitender Gespräche erzählten Elena und ich von unseren Eltern und Großeltern. Wir stellten mit Erschrecken und Faszination fest, dass ihre beiden Großväter und ein Großvater von mir im zweiten Weltkrieg an der Front gefallen waren. Unsere Großeltern handelten als Feinde. Jetzt bemühten wir uns als Enkel um Verständigung. Ob und wie Verständigung möglich sein würde, fragten wir uns angesichts von Angst, Gefahr, schockierenden Verletzungen, Scham und Schuld. Die psychohistorische Sicht machte transgenerative Traumata zugänglich. Wie könnte der Respekt vor anderen Erfahrungen, Meinungen und Haltungen gesichert werden? Ob neben der Verständigung, der Konfrontation mit dem Schrecklichen auch nachträglicher Schmerz, Trauer und Vergebung denkbar wären, beschäftigte uns. Gemeinsam konnten wir eine relevante Anzahl von Kolleginnen und Kollegen für unser Anliegen gewinnen.

Am 28. Mai 2015 begann die viertägige gruppenanalytische Konferenz, zu der wir überwiegend Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten aus drei Ländern einluden, in Potsdam. Die Arbeit in vier Kleingruppen, dreimal anderthalb Stunden pro Tag und einer ebenfalls täglich stattfindenden Großgruppe stellte das Setting der Konferenz dar.

In den Kleingruppen waren ca. acht bis neun Teilnehmende, jeweils gemischt zusammengestellt – Männer, Frauen, psychotherapeutische Kollegen und Kolleginnen aus Russland, aus Deutschland, aus der Ukraine. In drei Kleingruppen war jeweils ein Dolmetscher tätig. Eine vierte Kleingruppe sprach als gemeinsame Fremdsprache Englisch. An der Großgruppe nahmen alle teil. Hier fand ebenfalls nach jedem Satz oder nach kurzen Abschnitten die sofortige Übersetzung statt. An bedeutsamen Stellen des Prozesses, wo das Ukrainische eine Stimme erhielt, wurde aus dem Ukrainischen ins Russische und ins Deutsche übersetzt. Jede Gruppe wurde von zwei Gruppenleitern bzw. einem Gruppenleiterpaar (russisch/deutsch oder ukrainisch/deutsch) geleitet.

Alle Gruppen wurden durch schweigsam teilnehmende, studentische Beobachter begleitet; zwei in jeder Kleingruppe und vier in der Großgruppe. Geleitet wurde die Gruppe der Beobachter von Prof. Michael B. Buchholz von der International Psychoanalytic University Berlin. Aus den Protokollen, die während und nach den Sitzungen angefertigt wurden, sind diese hier zusammengeführten Arbeiten entstanden.

Für alle, die dabei waren, werden die hier versammelten Aufsätze eigene Erinnerungen auffrischen und neue Sichtweisen können hinzugewonnen werden. Für all diejenigen, die nicht teilnahmen, findet sich in diesem Band ein Schatz an Material, an aufgenommenen familiären Geschichten, nationalen Symbolen und vertiefenden psychologischen Reflexionen. Dieses Nachdenken bezieht das psychohistorisch geprägte Persönliche der Beobachter ebenso ein, wie Politisches, Philosophisches und Theoretisches zu Gruppen, Großgruppen und Individuen.

Doch es erheben sich nun Fragen nach konkreten Ergebnissen der Konferenz, nach dem Gewinn für die Teilnehmer, nach dem Gewinn für die gruppenanalytische Arbeit und für die Planung einer Nachfolgetagung.

Ein einfaches Ergebnis zu formulieren fällt schwer, weil die gemachten Erfahrungen vielseitig und komplex sind. Eines ließ sich gleich am Ende der Dialog-Konferenz sagen: Es herrschte die Meinung vor, dass wir eine zweite Konferenz organisieren sollten, am besten mit demselben Setting und am selben Ort, mit Einbeziehung von Historikern. Die Konstanz von Ort und Setting schien vielen Teilnehmenden wichtig. Es sollen im Folgenden einige weitere von mir formulierte hypothetische Ergebnisse diskutiert werden. Die innere psychische Landschaft habe sich geändert. Das gaben mehrere Kongressteilnehmer als Rückmeldung an. Diese metaphorische Mitteilung beinhaltet viel. Genauer nachgefragt, war es ein Erleben von Zusammengehörigkeit (Kohäsion) von deutschen, russischen und ukrainischen Teilnehmern, wo sonst Getrenntheit und Fremdes bestand. Yalom benennt diese Wirkfaktoren in der Gruppenarbeit neben dem Erleben von „Kohäsion“, das „interpersonelle Lernen“ und das „Gewinnen von Selbstverständnis“ (Yalom, 2005, S. 102). Unter Gewinnen von Selbstverständnis versteht er vor allem „das Entdecken und Akzeptieren mir früher unbekannter oder unannehmbarer Züge meiner selbst“ (ebd.). Diese Einschätzung verbirgt sich wohl am ehesten hinter der Metapher der „veränderten inneren psychischen Landschaft“. In der Analytischen Psychologie, also der jungianischen Psychoanalyse, wird dies die Bearbeitung des Schattens genannt (Vogel, 2008). Vorurteile bei sich selbst und als eigene Erwartung von anderen wahrzunehmen, zu analysieren und zu überprüfen, stellt einen weiteren Aspekt dar. Ein unausgesprochenes (naives) Vorurteil war, zumindest bei mir, dass Psychotherapeuten überwiegend Gewalt ablehnen und nicht zum Töten aufrufen. Ich wurde eines Besseren belehrt. Jemand machte deutlich, dass man selbstverständlich auf einen militärischen Feind schießen würde, wenn man zum Militär einberufen würde. Das kontrastierte mit Erfahrungen, die Teilnehmer von ihren Vätern und Großvätern erzählten, wonach in Kriegssituationen, in denen sich der

deutsche Vater als Soldat im direkten Augenkontakt mit einem anderen Soldaten befand, nicht schießen konnte und so beide überlebten. Das bestätigte eine andere Erzählung, in der ein russischer Soldat auf einen russisch sprechenden deutschen Soldaten traf, diesen gefangen nahm, etwas von sich selbst erkannte und ihn nicht tötete. Es kam zu einer Begegnung, zu einem Sich-Sehen und im Anderen den Menschen erkennen. Die Entmenschlichung des Feindes wird durch die erlebte Begegnung ins Menschliche gewandelt. Während der Gruppenarbeit wurde der berühmte Antikriegsroman von Erich Maria Remarque (1929, 2013) „Im Westen nichts Neues“ erwähnt, der diese Erfahrung literarisch eindrucksvoll gestaltet.

Aber auch sehr schlichte Vorurteile bestätigten sich in der Realität nicht, wonach bspw. die Deutschen immer pünktlich zu Sitzungen erscheinen und diejenigen aus Russland oder der Ukraine sich verspäten.

Eine weitere Frage war, ob es Ergebnisse für die Gruppenanalyse gibt?

Die Arbeit in der Großgruppe in Ergänzung zur Arbeit in den Kleingruppen hat sich bewährt. Das Verhältnis von Kleingruppe zu Großgruppe ist immer wieder spannungsreich. Es findet ein Bruch statt, eine gefühlte Differenz von Zugehörigkeiten. Hat man sich mit dem Beginn der Konferenz nach dem Ankommen in der Großgruppe eingefunden, die ersten Ängste reguliert und Hoffnungen auf interessante Menschen bestätigt bekommen, stellt die Kleingruppe, die über vier Tage bestehende Bezugsgruppe dar. Hier sind es nur acht bis zehn Menschen, mit denen ein intensiver Austausch stattfinden kann, der im Gegensatz zur Großgruppenerfahrung, viel direkter ist. Die Großgruppe stellt ihrerseits einen Rahmen her, in dem der gesamte Prozess des erlebenden und reflektierenden Miteinanders, die Beziehungen zwischen den Kleingruppen und zum Einzelnen ganz individuell thematisiert werden können. Wie intensiv dieser psychohistorische Austausch war und zu welchen Ergebnissen er führte, ist in den Beiträgen in diesem Buch nachzulesen. Es bildet sich schnell zwischen den Menschen einer Gruppe ein Netzwerk an Beziehungen aus. Diese metaphorische Beschreibung „Netzwerk“ ist im Begriff „Matrix“ durch multiple Übertragungen konzeptualisiert, also durch Projektionen und Identifikationen im Hier und Jetzt. Foulkes nannte das die dynamische Matrix. Er verstand darunter ein „hypothetisches Gewebe von Kommunikation und Beziehung in einer gegebenen Gruppe. Sie ist die Basis, die letzten Endes Sinn und Bedeutung aller Ereignisse bestimmt und auf die alle Kommunikation, ob verbal oder nicht verbal, zurückgehen.“ (Foulkes, 1992, S. 33) In Anwendung auf die psychohistorische Konferenz lässt sich mit den Worten von Foulkes (1992) sagen, dass wir unsere kulturellen Leiden „unter Übertragungsbedingungen“ einer

Gruppe von Fremden, „einer Stellvertretergruppe [...]“ (ebenda, S.41) aussetzen, diese zu verstehen versuchen und möglicherweise behandeln. Mit diesen Gedanken drücke ich (m)ein Bekenntnis zur Gruppenanalyse von Foulkes aus. Darüber hinaus kann der Hypothese nachgegangen werden, dass durch klare Rahmenbedingungen ein offenes Gespräch zwischen Menschen aus konflikthaften Staaten mit traumatischen Hintergründen möglich ist. Ohne diese beschriebenen klaren Rahmenbedingungen würden sich Menschen aus dem Weg gehen oder den spaltenden Vorurteilen von Feindschaft und Misstrauen erliegen.

Der Gruppenanalytiker J.R. Schlapobersky steht beispielhaft für die Weiterentwicklung der Gruppenanalyse. Demnach vereinigt diese Methode der Gruppenarbeit die Förderung von reflexiven Fähigkeiten, von Beziehungsfähigkeit und kann abgebrochene oder eingefrorene psychische Zustände verändern. Drei Stichworte werden in diesem Zusammenhang genannt: reflective - relational – reparative (Schlapobersky, 2016, S. 61). Auch wenn das englische Wort „reparative“ im deutschen etwas holprig-mechanisch „reparieren“ heißt, so kann doch von einer neuen Erfahrung gesprochen werden, die Scham- und Angstminderung ermöglicht. Dabei geschieht etwas sehr Aufregendes, was meist mit einer vorübergehenden Verwirrung verbunden ist und zu einer innerpsychischen Veränderung führen kann. Der tief empfundene Kontakt zu anderen Menschen stellt einen interpersonellen Bezug her, über den in der Gruppe gemeinsam nachgedacht werden kann. Dabei bildet sich in Verbindung mit dem erlebten interpersonellen Bezug ein intrapsychischer Raum (Winnicott, 2010) aus. Der oder die Andere steht häufig repräsentativ für eine Gruppe von Menschen. So würde für mich als deutschem Psychotherapeuten die Kollegin aus Russland nicht nur für sich stehen, sondern sie ist Trägerin der russischen und sowjetischen Geschichte, so wie ich deutsche und DDR-Geschichte repräsentiere (Volkan, 2005, Volkan et al., 2012). Die Verbindung zum Konzept der Großgruppenidentität, wie sie Volkan mehrfach beschrieben hat, ist wegen der Betonung der gesuchten Heldentaten (chosen glory) und der ausgewählten kollektiven Traumata (chosen trauma) (Volkan, 2005) hilfreich. Während für die sowjetische Großgruppenidentität der zweite Weltkrieg von 1941-1945 das gewählte Trauma in Verbindung mit der Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur als Heldentat zur Fundierung der sowjetischen Großgruppenidentität ist, stellt sich das für die deutsche Seite (chosen trauma) nicht so eindeutig dar. Wie sich die Differenzierungen zwischen ukrainischen und russischen Kolleginnen und Kollegen vollziehen, ist ebenfalls ein offener Prozess. Darüber zu lernen, miteinander nachzudenken, auch kollektive und

mediale Stereotype zu hinterfragen, kann ein Teil einer zukünftigen Nach-Denk-Kultur sein.

Einige Gedanken zum Begriff Trialog.

Gebräuchlich zur Kennzeichnung von Gesprächen ist der Begriff des Dialogs. Zwischen den Gesprächspartnern entsteht ein Interaktionsraum, entstehen Ideen, Ziele; ein gemeinsames Wissen (common ground, Buchholz et al, 2016) wird erkundet. Es bildet sich eine gemeinsame Sprache heraus, das gemeinsam geteilte Dritte. Diese aus der Dualität entstehende Triangulierung kann beim Begriff Trialog mitgedacht werden. Geprägt wurde der Begriff der Triangulierung in der Psychoanalyse durch Abelin (1971). Er beschrieb darin, wie zur Mutter-Kind-Beziehung der Dritte, der Vater, hinzu kommt. Damit wird ein wichtiger psychologischer Entwicklungsschritt markiert. Eine völlig andere Ebene betrifft die drei hauptsächlich angesprochenen Länder Russland, Ukraine und Deutschland, deren Bürger miteinander ins Gespräch, den Trialog, kommen. Aber auch hierbei eröffnet die jeweils dritte Perspektive beim Dialog zwischen Deutschen und Russen, Russen und Ukrainern wie auch Ukrainern und Deutschen einen erweiterten Denkraum. Eine weitere Anwendung findet der Begriff des Trialogs in der Psychiatrie. Hier wird der Begriff Trialog für die gemeinsame Arbeit von Ärzten/Therapeuten, Patienten und Angehörigen im Zusammenhang mit dem weit verbreiteten Konzept der Psychose-Seminare verwendet (Weizsäcker, 1993; Bock & Buck, 2002; Bock et al., 2012; Bombosch, 2007). Des Weiteren taucht das Konzept des Trialogs beim Gespräch zwischen den drei monotheistischen Buch-Religionen auf.

In den Monaten nach der Konferenz wurden mehrere Berichte und Beiträge von Teilnehmenden verfasst; einige in russischer Sprache, einige auf Deutsch. Ein Teil dieser Arbeiten kann auf der Webseite der Trialog Konferenz nachgelesen werden (www.trialog-conference.org).

Im vorliegenden Buch sind all die Beiträge versammelt, die aus der teilnehmenden Beobachtung entstanden sind. Wir finden darin viel Begeisterung für die miteinander geteilten Erfahrungen, viel Nachdenken und persönlich Berührendes, wobei sich familiäre Hintergründe mit dem gegenwärtig nationalen und europäischen Geschehen in den Gruppen verbinden.

Danken möchte ich allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern einschließlich den drei Dolmetschern und den teilnehmenden Beobachtern. Besonderer Dank gilt Elena Pourtova für ihre ruhige und zuverlässige Präsenz sowohl als leitende Kollegin in Moskau als auch während der Trialog-Konferenz in der Rolle der Co-Großgruppenleiterin. Danken möchte

ich Professor Michael B. Buchholz für seine unkomplizierte und kompetente Kooperation als wissenschaftlicher Leiter der Beobachtergruppe in Zusammenarbeit mit der wissenschaftlichen Mitarbeiterin an der IPU, Marie-Luise Alder. Ebenso möchte ich mich bedanken bei der Vorbereitungsgruppe, bestehend aus Marie-Luise Alder, Tatjana Jacob-Bekfani, Anja Manz und denen, die in der Vorbereitungsgruppe und als Gruppenleiter arbeiteten wie Hanna Reinhardt-Bork, Frank-A. Horzetzky, Kurt Husemann und Friedrich-W. Lindemann. Ebenso gilt mein Dank den Gruppenleitern, die nicht Teil des Organisationsteams waren, jedoch durch ihre Arbeit die Konferenz möglich machten: Jan Wiener, Olga Sidelnikowa, Yurij Danko. Ein weiterer Halt gebender Anker war Gerhard Wilke, der als Supervisor für die Staff-Gruppe wirkte. Alle haben sich mit mir auf das neue Projekt eingelassen.

Mit diesem Buch findet ein lang von mir verfolgtes Projekt einen vorläufigen Abschluss. Wer diese lebendigen, provozierenden und nachdenklichen Reflexionen liest, wird einiges erfahren, was in historischen Darstellungen oder psychologischen Beschreibungen eher selten zur Sprache kommt.

Stephan Alder, 11.02.2017

Literaturverzeichnis

- Abelin, E. L. (1971). The role of the father in the separation-individuation process. In J.B. McDevitt & Settlege, C.F. (Eds.): *Separation-Individuation*, New York, (International Universities Press) pp. 229-252.
- Alder, S. (2015) *Understanding Group and Organisational Dynamics in Cultural Partnerships*. In Crowther, C. & Wiener, J. (Eds.): *From Tradition to Innovation: Jungian Analysts Working in Different Cultural Settings*. New Orleans: Spring Journal Books. 2015. P.91-109.
- Bion, W. R., & Krejci, E. (1992). *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bock, T., & Buck, D. (2002). Dialog als Modell-Erfahrungen aus den Psychoseseminaren. *PiD-Psychotherapie im Dialog*, 3(03), 252-256.
- Bock, T., Sielaff, G., Ruppelt, F., Nordmeyer, S., & Klapheck, K. (2012). Trialog und Psychosenpsychotherapie. *Psychotherapeut*, 57(6), 514-521.
- Bode, S. (2012). *Die vergessene Generation: die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Stuttgart. Klett-Cotta.
- Bombosch, J. (2007). Wie wird der Trialog praktisch und was können Pflegende dazu beitragen? Versuch einer Wegbeschreibung zur trialogischen Psychiatrie. *Psych. Pflege Heute*, 13(06), 345-348.
- Buchholz, M.B.; Bergmann, Jörg; Alder, M.L.; Dittmann, M.M.; Dreyer, F. & Scherer, L. et al. (2016). *Architekturen der Empathie. Erste Erfahrungen aus einem konversationsanalytischen*

- Projekt. In Gödde, G. & Stehle, S. (Hrsg.), *Die therapeutische Beziehung in der psychodynamischen Psychotherapie. Ein Handbuch* (S. 215–252). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Erlich, H.S., Erlich-Ginor, M & Beland H. (2009). *Gestillt mit Tränen – Vergiftet mit Milch. Die Nazareth-Gruppenkonferenzen Deutsche und Israelis – die Vergangenheit ist gegenwärtig*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Foulkes, S.H. (1992). *Gruppenanalytische Psychotherapie*. Gießen: Pfeiffer.
- Nitsun, M. (1996). *The Anti-Group. Destructive forces in the group and their creativ potential*. London: Routledge.
- Remarque, E.M. (2013) *Im Westen nichts Neues*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Remarque, E. M. (1929). *Im Westen nichts Neues*. Berlin: Propyläen-Verlag.
- Schlapobersky, J. (2016). *From the couch to the circle: Group-analytic psychotherapy in practice*. London and New York, Routledge.
- Strauß, B., & Mattke, D. (Hrsg.) (2012). *Gruppenpsychotherapie: Lehrbuch für die Praxis*. Berlin, Heidelberg, Springer-Verlag.
- Vogel, R. T. (2008). *CG Jung für die Praxis: zur Integration jungianischer Methoden in psychotherapeutische Behandlungen*. Stuttgart, Kohlhammer Verlag.
- Volkan, V. (2005). *Blindes Vertrauen. Großgruppen und ihre Führer in Zeiten der Krise und des Terrors*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Volkan, V. D., Ast, G., & Greer Jr, W. F. (2012). *Third Reich in the unconscious*. New York, London, Routledge.
- Weizäcker, R. V. (1993). Es ist normal, verschieden zu sein. *Grundsatzrede des Bundespräsidenten auf der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte*, 10. (http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1993/07/19930701_Rede.html, 08.02.2017)
- Welzer, H. (2005). Das kommunikative Gedächtnis der Familie. *Familiendynamik*, 30, 353–369.
- Wilke, G. (2014). *The Art of Group Analysis in Organisations: The Use of Intuitive and Experiential Knowledge*. London: Karnac Books
- Winnicott, D. W. (2010). *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Yalom, I. D. (2005). *Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie: Ein Lehrbuch-Leben Lernen Jubiläumsedition*. Stuttgart, Klett-Cotta.

Ukraine, Russland, Deutschland

WORÜBER EIN NEUGIERIGER LESER IM FRÜHJAHR 2015 SICH INFORMIEREN KONNTE

Michael B. Buchholz

Geschichte – zu den Toten?

Im Frühjahr 1834 will Nikolai Gogol sich an der Universität Kiew auf eine Professur für Geschichte bewerben. Er war kein Historiker, er war als junger Autor des Theaters in St. Petersburg erfolgreich gewesen, hatte sich Bekanntschaft und Unterstützung von Puschkin erobert, aber er hatte St. Petersburg als eine kalte Wirklichkeit empfunden. Ein wirklicher Mensch müsse dort leiden, die Eitelkeit, das Künstliche und Gewollte, das Dominant-Werden des Kommerziellen stieß ihn ab. Er muss jedoch Geld verdienen, verdingt sich an die Verwaltungsbehörde, gibt Privatunterricht. Und sehnt sich nach Hause, in die Ukraine.

„Ich wollte zurück in die Ukraine, in das Land meiner Väter. Und auch zeitlich wollte ich zurück, zu den Toten. Zurück in die Geschichte.

Ich wollte die Geschichte der Ukraine schreiben! Das sollte ein Werk werden! Ich würde sie erzählen, wie man sie noch nie erzählt hatte! In den alten Liedern lag das Geheimnis unserer Geschichte. Ich würde es offen legen. Nichts würde meiner Schöpfung vergleichbar sein!

Meine Pläne waren großartig. Mehr als Pläne! Im Kopf hatte ich schon zwei Bände fertig. Nach Kiew, in meine geliebte Ukraine, in die herrlichste Natur, die Gott erschaffen hatte! Mein Land, lass nichts zwischen uns treten!“ (Johansson, 2002, S. 115 f.)

Kjell Johansson ist schwedischer Autor, dessen Bücher zur russischen Literatur mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet wurden. Hier schreibt er mit der Stimme Nikolai Gogols, als wäre er dieser Autor.

Zurück in die Geschichte. Das heißt immer, so haben wir längst gelernt: zu den Toten. Das war jedoch nicht immer so. Geschichte - damit konnte man sich beschäftigen. Studieren, ob die Hungerkrisen des Mittelalters Auswirkungen auf die kognitive Strukturbildung der Menschen hatten, etwa abzulesen daran, ob in den lateinischen Quellen von *fames* (Hunger)

oder caristia (Teuerung) die Rede war. Geschichte – das waren Romane, etwa die Klassiker von Heinrich Mann oder Lion Feuchtwanger und die mancher modernen Autoren. Geschichte – das war ein Kampf um moralische Integrität der Schwächeren gegen die unmoralischen Stärkeren. Und er verlief letztlich in erfreuliche Richtungen, mehr Aufgeklärtheit, Wissenszuwachs, Integritätsgewinne, Demokratisierungschancen.

Geschichte – Kämpfe um Ressourcen

Dass Geschichte auch den Kampf um Ressourcen, etwa Gas und Öl und Weizenfelder meinte, wurde den meisten erst deutlich, als Russland mit dem „Zudrehen des Gashahns“ drohte und in den deutschen Medien die Phantasie aufkam, dass man den kalten Winter über frieren müsse. Tatsächlich war das im Winter 2012/13 der Bevölkerung in der Ukraine zugemutet worden, weil angeblich die entsprechenden russischen Rechnungen nicht beglichen worden seien. Die Umstellung der deutschen Energiepolitik auf erneuerbare Energien diente erklärtermaßen auch dem Ziel, die Abhängigkeit vom russischen Gasmarkt zu verringern.

Noch als der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder im Jahre 2004 nach einem Besuch in Moskau vom russischen Präsidenten Putin als einem „lupenreinen Demokraten“ sprach, konnte man der Vorstellung vom Integritätswuchs in der Geschichte anhängen (wenn man's nicht längst besser wusste). Dann wurde es allmählich immer klarer: Geschichte – das hat wieder zu tun mit territorialen Gewinnen und schweren Kämpfen darum, nachdem wir auch verstanden hatten, dass es „asymmetrische Kriege“ gibt (Münkler, 2015) und, schon seit Vietnam, Kriege „ohne Grenzen“ (Greiner, 2007) sind, deren ungeheure Gewaltdynamik schwer zu begreifen ist. Mit Bezug auf die Ukraine formuliert Münkler eine Sicht, die sich auf deren territoriale Lage bezieht:

„Betrachtet man das politisch verfaßte Europa als imperialen Großraum und stellt ihm die neoimperialen Träume gegenüber, die in Teilen der russischen Elite verbreitet sind, so verlaufen die Einflusszonen beider Seiten mitten durch die Ukraine. Auf mittlere Sicht bleiben also nur zwei mögliche Lösungen des Konflikts: entweder die Teilung des Landes in einen der EU zugehörigen und einen der Russischen Föderation eingegliederten Bereich oder seine 'Neutralisierung' als Pufferzone, die beide Großräume gleichzeitig voneinander trennt und miteinander verbindet. In welche Richtung auch immer die Entwicklung gehen

wird, sie wird nur dann friedlich und einvernehmlich erfolgen, wenn Russland und Europa sich als Partner und nicht als Konkurrenten verstehen". (Münkler, 2015, S. 295)

Die großen Reiche – Habsburg-Ungarn, das britische Imperium, das russische Zarenreich, das Deutsche Reich – waren nach dem Ersten Weltkrieg zerfallen; ein Ergebnis dieser Urkatastrophe war der Zwang zur Bildung von einzelnen Nationen. Der Tod des österreichischen Kaisers Franz-Joseph 1917 symbolisiert diesen Vorgang am deutlichsten, ihm war noch zugetraut worden, das Vielvölkerreich Österreich-Ungarn zusammen zu halten.

Geschichte - Identitätskämpfe

Jetzt wurden neue nationale Gründungen und damit Grenzziehungen durch die Ergebnisse des Krieges erzwungen, die erhebliche Verwerfungen mit sich brachten. Manche Staaten mussten hinnehmen, dass ein erheblicher Teil ihrer Bevölkerung außerhalb des Staatsgebietes lebte oder aber sich aus ethnischen oder religiösen Gründen nicht zu dem Staat zugehörig empfand, in dem sie lebten und von dem sie lebten (Kershaw, 2016). Ungarn wurde ein eigener Staat, aber 3 Millionen seiner Bürger lebten außerhalb der Staatsgrenzen. In Griechenland lebten zahllose Christen, Juden und Muslime und sie sprachen Griechisch oder Türkisch und manchmal alles in dem, was als „Durcheinander“ bezeichnet wurde:

„Auf Kreta und in Makedonien gab es Muslime, die nur Griechisch sprachen. Umgekehrt beherrschten viele anatolische Christen nur Türkisch. In einigen nordgriechischen Gebieten waren Bauern im 19. Jahrhundert unter Zwang zum Islam konvertiert, aber sie begingen weiterhin christliche Feiertage, und in Thessaloniki gab es mit den Dönme eine zum Islam konvertierte Sekte, die jüdische Riten praktizierte.“ (Leonhardt, 2014, Pos. 18186 ff.)

Es sah so aus, als müsste Ordnung geschaffen werden und als Gegenbegriff zum „Durcheinander“ etablierte sich die Idee einer Identität. Man beginnt in dieser Zeit, sich national, rassisch oder religiös zuzuordnen und verortet äußere Zugehörigkeit zugleich als Realisierung eines inneren Kerns. In einem Buch über „Deutsches Wesen" (Floerke, 1916) taucht der Begriff der kollektiven Identität als Abgrenzungsbegriff auf. Noch auf den Vorkriegs-Märkten in Galizien, von den russischen Dörfern bis nach Pommern oder in den Gegenden um Berlin, Prag oder Brünn, radebrechten die Viehhändler in wenigstens 5 Sprachen, um ihr Geschäft betreiben zu können. Es war ein buntes Durcheinander, so wie

es heute auch wieder eines ist. Jetzt aber beginnt die Auseinandersetzung um Ordnungen; unter dem Namen von Identitäten gewinnt diese historische Macht. Und sie ist es, von der aus der Kampf gegen Überfremdung analysierbar werden kann dann, wenn die Historie dieses Begriffs einer „Identität“ selbst aufgeschlossen wird.

Man kann mit dem Historiker Niethammer (Niethammer, 2000) wenigstens drei Verwendungsweisen des Begriffs einer Identität unterscheiden:

a) in politischen Zusammenhängen als Argumentationsfigur der sozialen Homogenisierung - dann sprechen manche von religiöser, rassistischer oder nationaler Identität und versuchen damit, Zugehörigkeiten zu naturalisieren. Das lässt leicht in rechtskonservative Diskurse hinübergleiten;

b) Identität dient der Konstruktion kultureller Differenz - dann bezeichnet kollektive Identität, etwa bei Maurice Halbwachs, ein Gefühl, das aus Begegnungen mit anderen ethnischen Gruppen entsteht, und akzentuiert die Kontinuität der eigenen Gruppe. Wir würden heute von der Fremdheitserfahrung sprechen;

c) eine dritte Verwendung bedient sich des Identitätsbegriffs als Instrument der Kritik der Massenzivilisation und soll dabei die Angst vor Auflösung der eigenen Zivilisation thematisieren, indem wenigstens die eigene Identität in kosmischer Universalität bewahrt wird. Diese letztere Verwendung findet auch heute noch leicht Anschluss an manche esoterischen Bedeutungsgebungen (vgl. auch dazu Bärsch, 1998 zum NS-Rassebegriff).

Aus heutiger Sicht scheint es, dass der Identitätsbegriff am besten als „Zugehörigkeit“ verstanden wird. Damals aber stand er in der Verwendung, naturale und kulturelle Ordnungen zu erzwingen, durchaus auch in Verbindung mit kosmischen Bezügen. Von dieser rechts-konservativen Verwendung muss sich der Identitätsbegriff heute lösen. Im Namen der Herstellung von gesäuberten, reinlichen, klaren Identitäten sind zu viele Menschen gestorben. Und der Widerspruch, dass man etwas herstellen wollte, was alle doch angeblich schon hatten, blieb seltsam unbelichtet.

Das kam erst in einer gleichsam literarisch-postmodernen Variante zum Ausdruck, von einem Standpunkt aus, der die Suche nach ordentlicher Zugehörigkeit selbst meta-perspektivisch ironisieren konnte. Das bunte Durcheinander erscheint nicht als zu

ordnendes Problem, der politische Wille der Ordnungserzwingung erscheint als undurchsetzbar. Ich zitiere aus Wolfgang Herrndorfs Roman „Tschick“ eine Stelle. Zwei Jungens im Alter von 14 Jahren, einer davon der neu in die Klasse gekommene Russe, Tschick genannt, diskutieren über die Identität von Tschick. Er wird gefragt:

„Was bist Du den jetzt eigentlich? Russe? Oder Walacheier oder was?“

„Deutscher. Ich hab'n Pass.“

„Aber wo du herkommst.“

„Aus Rostow. Das ist Russland. Aber die Familie ist von überall. Wolgadeutsche. Volksdeutsche. Und Banater Schwaben, Walachen, jüdische Zigeuner-“

„Was?“

„Was, was?“

„Jüdische Zigeuner?“

„Ja, Mann. Und Schwaben und Walachen-“

„Gibt's nicht“

„Was gibt's nicht?“

„Jüdische Zigeuner. Du erzählst einen Scheiß. Du erzählst die ganze Zeit Scheiß.“

„Überhaupt nicht.“

„Jüdische Zigeuner, das ist wie englische Franzosen! Das gibt's nicht.“

„Natürlich gibt's keine englischen Franzosen“, sagte Tschick. „Aber es gibt jüdische Franzosen. Und es gibt auch jüdische Zigeuner.“

„Zigeunerjuden.“

„Genau. Und die haben so'n Dings auf dem Kopf und fahren in Russland rum und verkaufen Teppiche. Kennt man doch, die mit dem Dings auf dem Kopf. Kippe. Kippe auf dem Kopf“

„Kippe am Arsch. Ich glaub kein Wort.“

„Kennst Du nicht diesen Film mit Georges Aznavour??“

Tschick wollte es mir jetzt wirklich beweisen.

„Film ist Film“, bügelte ich ihn ab. „Im richtigen Leben kannst du nur entweder Jude sein oder Zigeuner.“

„Aber Zigeuner ist keine Religion, Mann. Jude ist Religion. Zigeuner ist einer ohne Wohnung.“

„Die ohne Wohnung sind zufällig Berber.“

„Berber sind Teppiche“, sagte Tschick. (Herrndorf, 2012, S. 98)

Wir sehen, hier werden Kategorien sozialer Zugehörigkeit intelligent ironisiert und zugleich die Vorgänge der Beschreibung von Zugehörigkeiten transparent gemacht.

Geschichte – Imperiale Mächte

Die deutsche Öffentlichkeit beobachtete die Vorgänge der orangenen Revolution in der Ukraine mit großer Aufmerksamkeit. Unter der Kategorie der Zugehörigkeit. Die Europäische Union machte der Ukraine Offerten, das sowjetische Reich war zerfallen und der gegenwärtige russische Präsident Putin hatte diesen Zerfall als die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet. In der deutschen Öffentlichkeit entspann sich eine Diskursformation zwischen Russland-Gegnern und Russland-Verstehern, wie die geringschätzigste Vokabel bald hieß. Und es gab wenige Stimmen Dritter wie die des bekannten Russland-Kenners Karl Schlögel, der sich in großartiger Weise mit der Geschichte der Sowjetunion auseinandergesetzt hatte (Schlögel, 2008), die darauf verwiesen, dass in diesem öffentlichen Diskurs die Ukraine nicht vorkam. Es ist die Rede davon, dass Deutsche und Russen Nachbarn seien, die doch in Frieden leben sollten – aber sie haben gar keine gemeinsame Grenze. Die Perspektive auf die Ukraine ist die von westlichen oder östlichen imperialen Zentren aus. Mal erscheint sie als Kornkammer, mal als abgetrennter, unselbständiger Teil des eigenen Imperiums. Nie aber in ihrer historisch hart und leidvoll errungenen Eigenständigkeit. Mit dieser imperialen Perspektive geraten, wie Schlögel diagnostiziert, die schweren historischen Verbrechen und Katastrophen, die der Ukraine von der westlichen wie von der östlichen Macht aus zugefügt wurden, aus dem Blick.

„Der Imperialzusammenhang erstreckte sich auch auf das düsterste Kapitel der Beziehung der Deutschen zur Ukraine. Und er wirkt bis heute in die Talkshows hinein, in denen Experten und Nicht-Experten sich austauschen und wo ganz selbstverständlich, wenn vom

Krieg Nazi-Deutschlands gegen die Sowjetunion die Rede ist, automatisch nur ‚Russland‘ und ‚die Russen‘ gemeint sind. Alle Verbrechen, die von Deutschen in den besetzten Gebieten der Sowjetunion begangen wurden, wurden so gesehen nur in ‚Russland‘ und an ‚Russen‘ begangen. Und alle Gefühle der Verantwortung und Schuld, zu der die Deutschen wirklich allen Anlass haben, werden auf ‚die Russen‘ projiziert. Es gibt in dieser Wahrnehmung, für die der Zweite Weltkrieg meistens nicht 1939, sondern erst am 22. Juni 1941 beginnt, kein Weißrussland und keine Ukraine, die zur Gänze vom Krieg überrollt, besetzt, als ‚Getreidekammer‘ und als Lieferant von Sklavenarbeit ausgebeutet wurden. Es gibt dort kein Kiew, das verwüstet und dessen Bevölkerung von fast einer Million auf 180000 Menschen geschrumpft war. Die Zerstörung Abertausender von Dörfern, die Flutung der Schachtanlagen und die Sprengung der Staudämme und Kraftwerke, die Deportation von 2,1 Millionen Ukrainern zur Zwangsarbeit im Reich (von insgesamt 2,8 Millionen sowjetischen Zwangsarbeitern), die Tatsache, dass 5,3 Millionen Menschen, jeder sechste Bürger auf ukrainischem Territorium sein Leben einbüßte; dass die Ukraine, das Zentrum des osteuropäischen Judentums vor dem Krieg, 2,5 Millionen seiner jüdischen Bürger verlor, 60% aller Juden in der Sowjetukraine, fast 90% der jüdischen Bürger Galiziens – all das findet im deutschen Diskurs über die Ukraine nicht Beachtung. Nicht dass 2,5 Millionen Ukrainer in der Roten Armee gegen Hitler gekämpft und Abertausende sowohl gegen Hitler wie gegen Stalin gekämpft hatten, spielte eine Rolle. Es waren die ukrainischen Hiwis und Kollaborateure in den besetzten Gebieten, der Pogrom, den die nationalistische und antisemitische OUN Stepan Banderas in dem von der Roten Armee geräumten Lemberg entfesselte, und zwei SS-Divisionen am Ende des Krieges, die für das Bild der Ukraine in Deutschland standen. Dass die Ukraine es mit einer doppelten, von zwei Seiten kommenden Unterdrückung zu tun hatte und dass für viele im Kampf zwischen Hitler-Deutschland und Stalins Sowjetunion die Chance für die Erköpfung der Unabhängigkeit lag – das kommt im deutschen Ukraine-Diskurs in der Regel nicht vor.“ (Schlögel, 2015, S. 55 f.)

Schlögel spricht von Gefühlen der Verantwortung und der Schuld, er spricht von den wechselseitigen Projektionen – und kennt die brutalen Verhältnisse in der historischen Realität wie kaum ein anderer. Es gibt in diesem verwirrenden, verworrenen Verhältnis zwischen Deutschland, Russland und der Ukraine eine historische Tiefendimension, die schaudern macht, deren Einzelheiten nur Spezialisten zugänglich sind – allein schon wegen der immensen Sprachbarriere. Und dennoch gibt es thematische Gemeinsamkeiten wie

etwa die Gewalterfahrungen und deren Verschweigen, die Hungerkatastrophen und die Fluchtbewegungen, den Kampf um Identitäten und Bewahrung kultureller Praktiken, die gelingende oder scheiternde Auseinandersetzung sowohl mit den je nationalen Diskursen, die Deutungshoheiten beanspruchen als auch mit den eigenen Eltern und Großeltern. Es gruselt einen etwas, wenn Stalin auf einem Kongress die Architekten verpflichtet, „die Sorge um die Menschen' (Stalin) ins Zentrum ihrer Arbeit zu rücken" (Schlögels, 2008, S. 310).

Geschichte – Ängste und Psychotherapeutik

Wie oft hören wir, wie deutsche Politiker von „den Menschen“ sprechen, wenn es im politischen Zusammenhang eigentlich „die Bürger“ heißen müsste? Es war wohl Helmut Kohl, der die Phrase von „den Menschen draußen im Lande“ erfunden hatte und der, auch ein deutsch-ukrainisches Thema, den ersten deutschen Umweltminister, den ehemaligen Frankfurter Oberbürgermeister Walter Wallmann, nach der Katastrophe von Tschernobyl vom 26. April 1986 berief, der sich so in seiner ersten Pressekonferenz zu seinen bevorstehenden Aufgaben äußerte, dass es darum gehe, „den Menschen ihre Ängste nehmen“ zu wollen. Hier gerierte sich ein Politiker als Psychotherapeut der Nation - ein rhetorisch-diskursiver Anfang (Buchholz & Reich, 1987; Deserno, 1987; Wirth, 2011).

Erinnert man sich an diese Formeln, merkt man auch, wie der gegenwärtige Diskurs von einer solchen Therapeutisierung durchzogen ist; es geht immer noch um „die Ängste der Menschen“. Die Realität der Geschichte, wie das lange Zitat von Schlögels zeigt, kann die Ängste jedoch nur als Folge von etwas, als „abhängige Variable“ behandeln; die unabhängige Variable ist die Gewalt. Und gerade sie ist es, die aus dem Blick gerät, wenn wir von den Ängsten reden; sie ist es, die Stalin mit der rhetorischen Geste des besorgten „Väterchens“ aus der Wahrnehmung bringen wollte. Schon in der Art der Thematisierung finden Ausblendungen des Wichtigsten statt. Diskurse erzeugen Wahrnehmungsformationen, generieren ihre blinden Flecken. Kann sich die Psychoanalyse dagegen wehren? Wahrscheinlich nicht aus eigener Kraft, auch sie braucht ihre Gesprächspartner aus anderen Diskursen, und sie braucht vor allem Wahrnehmung von und Auseinandersetzung mit Realitäten. Das ist mehr als nur ein Realitätsprinzip.

Einen Diskurs zwischen ukrainischen, deutschen und russischen Psychotherapeuten zu organisieren, muss deshalb als ein aufregendes Unternehmen angesehen werden. Im Mai

2015, als die Konferenz in Potsdam mit knapp 60 Teilnehmern tagte, war das Minsker Abkommen, das im sog. Normandie-Format zwischen Deutschland, Frankreich, der Ukraine und Russland ausgehandelt worden war, etwa drei Monate in Kraft. Aber es sicherte fragil nur einen eingefrorenen Konflikt, in dem weiter täglich viele Menschen starben; mehrere zehntausend sind es mittlerweile. Geschichte, so hat es mit der Stimme von Johansson schon Gogol formuliert, hat durchaus mit der Lebendigkeit der Toten zu tun, die erst sterben können, wenn sie erinnert werden; nicht aber, solange ihr Geschäft von den Heutigen in unbewusster Loyalitätsbindung noch weiter betrieben wird. Von den die Toten am Leben erhaltenden mythischen Diskursen ist die Gegenwart voll; von der Phantasy-Literatur bis zu jenen Philosophen um Alexander Dugin, der sich eine Position als Putins Chefideologe erarbeiten konnte. Historiker wie Timothy Snyder sprechen von Putins neokolonialem Projekt, das die russische Außenpolitik seit dem Herbst 2013 begonnen habe. Es geht um die positiven Kräfteverhältnisse zwischen Zivilgesellschaft und deren rechtsstaatlicher Verfasstheit in einem europäischen Kontext. Das hat die russische Politik klar erkannt, aber als negatives Ziel. Sie wurden als Elemente aufgefasst, die sich gegen russische Interessen richten, das Assoziierungsabkommen mit der EU folglich bekämpft und Viktor Janukowitsch bewogen, die zugesagte Unterschrift im November 2013 zurückzuziehen. Die Ukraine sollte für das Projekt einer Eurasischen Union gewonnen werden. Der Protest dagegen speiste neben anderen Motiven die Ereignisse, die mit dem Kürzel „Maidan“ erinnerbar sind, der im Februar 2014 im Scharfschützenfeuer zum Erliegen kam. Die Proteste auf dem Maidan waren für diese Täter ein nationalistischer Putsch, für andere eine Fortsetzung der Bewegungen, die mit der polnischen Solidarnosc-Bewegung begonnen hatte, eine letzte der europäischen Revolutionen. Die Geschichte ist mit den Toten verbunden, deren Geist und Geister diese Auseinandersetzung umschweben. Die Annexion der Krim wurde von der Welt angespannt beobachtet – gewinnt das Gesetz des Stärkeren? Im Namen von Zugehörigkeiten wurden (russische) Identitäten berufen, die neue politische und territoriale Ordnungen versprachen, dabei aber ganze Familien entzweiten.

Damit diese Toten ihre Ruhe finden können, könnte es sinnvoll sein, etwas Ähnliches zu versuchen, was mit der Einrichtung einer deutsch-polnischen Historiker-Kommission versucht wird; Martin Schulze Wessel von der Ludwig-Maximilians-Universität in München und Yaroslav Hrytsak von der Universität in Lemberg koordinieren deren Arbeit. Ein Ziel ist, die Diskrepanz zu verringern zwischen Deutschlands Rolle als einem der bis

heute mächtigsten Akteure bei gleichzeitiger verbreiteter Unwissenheit über das andere Land. Das Mittel dazu heißt: sprechen. Fachkundig, sachlich, informierte Sichtweisen, kulturellen Vorstellungen, institutionellen Gegebenheiten wechselseitig voneinander zur Kenntnis zu nehmen. Einflussgrößen und Rahmenbedingungen, die Geister hervorgebracht haben und immer wieder hervorbringen, Denkbewegungen und soziale Kategorien, die verstanden und gehört werden wollen, soll vielleicht die Sprachzerstörung nicht überwunden werden können, so doch wenigstens rekonstruierbar sein, um auf den Titel eines einflussreichen Buches eines Psychoanalytikers (Lorenzer, 1970) zu verweisen.

Etwas Vergleichbares, wenn auch in abgestufterem Rahmen - weniger politisch ambitioniert, mit weniger Publicity - zu versuchen, war der Impuls zur Dialog Konferenz. Zu einer solchen Konferenz als Beobachter eingeladen zu sein, war eine Herausforderung. Es könnte ja darum gehen zu sondieren, ob sich die Stimme der Subjekte jenseits der Diskurse hörbar vernehmen lässt – das wäre eine psychoanalytische Thematisierung. Es könnte um die Diskurse selbst gehen, um den Stand der Aufarbeitung von Vergangenheiten in den anderen Nationen. Es könnte um die Realität der erlebten, gehörten, erlittenen Geschichten gehen, die auszutauschen Perspektivenerweiterungen vielleicht chancenreich machen könnte.

Ich bin aus der Teilnahme an der Konferenz verändert hervorgegangen, habe enorm viel gelernt, habe mich soweit meine Kräfte und Zeitkontingente es zulassen, mit der Geschichte beschäftigt. Ein Ergebnis steht für mich fest: eine Fortsetzung sollte zusammen mit Ost-Europa-Historikern erfolgen; die Realität der Ereignisse ist etwas anderes als die Erinnerung daran; die Verblendung durch wirklichkeitskonstituierende, mächtige Diskurse auf allen nationalen Seiten zu durchbrechen braucht vereinte Kompetenzen.

Ich danke den Teilnehmern und Teilnehmerinnen, die sich mit großer emotionaler Kraft auf diese Konferenz eingelassen und uns als Beobachtergruppe geduldet haben.

Ich danke den Studierenden der IPU, die als Beobachter an den Sitzungen der Großgruppe und der Kleingruppen mit großer Aufmerksamkeit teilgenommen haben. Ihre Texte, mit Beobachtungen und Reflexionen, sind hier versammelt. Wir hoffen, dass die hier mitgeteilten Berichte einen Eindruck des Geschehens vermitteln, den Wert der Konferenz nachvollziehbar werden lassen und mit Gewinn gelesen werden können. Ein kleiner

Beitrag, dass die Welt etwas friedlicher werden könnte, war die Konferenz gewiss. Und das kann, in größeren wie kleineren Maßstäben betrachtet, ja nur folgenreich sein.

Literaturverzeichnis

- Bärsch, C. E. (1998). *Die Politische Religion des Nationalsozialismus*. München: Wilhelm Fink.
- Buchholz, M. B., & Reich, G. (1987). Panik, Panikbedarf, Panikverarbeitung. Soziopschoanalytische Anmerkungen zu zeitgenössischen Desintegrationsprozessen aus Anlaß von AIDS und Tschernobyl. *Psyche - Z Psychoanal*, 41(7), 610–614.
- Deserno, H. (1987). Tschernobyl oder Hiroshima? *Psyche - Z Psychoanal*, 41, 596.
- Floerke, H. (1916). *Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten*. Berlin: Otto Reichl Verlag.
- Greiner, B. (2007). *Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Herrndorf, W. (2012). *Tschick: Roman* (1. Aufl). *Rororo: Vol. 25635*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Johansson, K. (2002). *Gogols Welt: Roman. List-Taschenbuch: Vol. 60144*. München: Ullstein.
- Kershaw, I. (2016). *Höllenssturz: Europa 1914 bis 1949*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Leonhardt, J. (2014). *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*. München: C.H. Beck.
- Lorenzer, A. (1970). *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Münkler, H. (2015). *Kriegsplitter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert* (neue Ausg). Berlin: Rowohlt Berlin.
- Niethammer, L. (2000). *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Reinbek: Rowohlt.
- Schlögel, K. (2008). *Terror und Traum: Moskau 1937*. München: Hanser.
- Schlögel, K. (2015). *Entscheidung in Kiew. Ukrainische Lektionen*. München: Hanser, Carl.
- Wirth, H.-J. (2011). Von Hiroshima über Tschernobyl bis Fukushima. Was bedeutet die 'kriegerische', was die 'friedliche' Nutzung der Atomkraft für unsere seelische Befindlichkeit? *Psychosozial*, 34(125), 81–95.

Beobachtungen aus den Kleingruppen

Brauchen wir einen Diktator?

BERICHT VON EINER KONFERENZ UKRAINISCHER, RUSSISCHER UND DEUTSCHER PSYCHOTHERAPEUTEN IM MAI 2015 – IN POTSDAM

Michael B. Buchholz

Wie alles anfängt - Selbstvorstellung

In meinem eigenen psychotherapeutischen Leben habe ich gelernt, der Frage, „Wie fängt etwas an?“ große Beachtung zu schenken. Dieser Lehre will ich auch hier folgen.

Diese erstmalige Konferenz von ukrainischen, russischen und deutschen Psychotherapeuten hat nach langen und aufwendigen Vorbereitungen endlich begonnen. Die Teilnehmer sind noch nicht eingetroffen, es ist Vormittag. Der Staff trifft sich.

Wir, das sind Studierende der IPU, eine Mitarbeiterin, eine junge Soziologin aus Bielefeld und eine angehende Kunsttherapeutin (studierte Juristin) und ich, als ihr Professor. Wir haben uns vorbereitet, über Gruppenprozesse gelesen und über die Methode der teilnehmenden Beobachtung. Wir sind eingeladen, den Gruppenprozess bzw. Gruppenprozesse – man muss im Plural formulieren - zu beobachten. Es gibt eine pro Tag einmal arbeitende Großgruppe, dann gibt es 3 Sitzungen pro Tag Kleingruppen-Arbeit mit jeweils etwa 12 Teilnehmern. Wir sind ausgerüstet mit Schreibgeräten, teils altmodisch Papier und Bleistift, teils elektronisch mit Laptop oder iPad, auf denen sich komfortabel protokollieren lässt. Die Veranstalter und Gruppenleiter, das sind zunächst einmal „die“, die anderen, denen gegenüber wir noch „wir“ sind. „Die“ sind uns noch nicht vertraut, man fremdelt etwas.

Es gibt mehrere Dolmetscher, deren Arbeit sich für unsere Protokollierungsarbeit als höchst hilfreich erweist; immer, wenn jemand gesprochen hat, wird ins Russische oder aus dem Russischen ins Deutsche konsekutiv übersetzt. D.h., während jemand spricht, kann man aufschreiben, was zuletzt gesagt worden ist, der Übersetzer bringt dann den nächsten Teil und man kann geduldig mitschreiben. Das ist für Beobachter sehr komfortabel, man hat Zeit zum Aufschreiben von ziemlich vielen Details. Es entstehen von jedem Beobachter pro beobachtete Kleingruppe jeweils etwa 50 Seiten eng beschriebene,

maschinenschriftliche Protokolle. Das sind keine Transkripte, aber doch recht brauchbare Erinnerungs- und Darstellungshilfen. Und es gibt weiter einen aus England, der eine besondere Rolle einnimmt; er fungiert als Supervisor des Staff.

Der Staff trifft sich, damit wir als Beobachter den Staff und der Staff uns als Beobachter kennen lernt. Wir stellen uns vor, das soll hier passieren. Zunächst jedoch nur Schweigen. Dann sagt der englische Supervisor der Staff-Gruppentreffen mit Witz und Selbstironie einen bemerkenswerten Satz, der in fast allen Protokollen festgehalten wird: „Jetzt brauchen wir nur noch einen Diktator!“ Das Schweigen ist unterbrochen.

Die Parallelität zur historischen Situation ist verblüffend. Im Februar 2015, so haben die Zeitungen berichtet, ist das Minsker Abkommen im sog. Normandie-Format – Staats- und Regierungschefs aus Frankreich, Deutschland, Russland und Ukraine – unterzeichnet worden, von dem man sich wenigstens einen Waffenstillstand erhofft hatte, aber die Schießereien gehen weiter, es gibt immer noch täglich Tote. Nachdem der ehemalige Bundeskanzler Schröder den russischen Präsidenten Putin 2006 als „lupenreinen Demokraten“ bezeichnet hatte, nachdem er eine führende Position im deutsch-russischen Gasgeschäft erhielt, wunderte sich die westliche Welt immer mehr, wie autokratisch Putin sein Land regierte. Manche sahen in ihm, wie einst in Stalin, den neuen, freilich nicht mehr „roten“ Zaren. Andere verteidigten, dass nur so ein rückständiges Land auf die Höhe der Moderne gebracht werden könne, um auf Weltmärkten symmetrisch mit den anderen mithalten zu können. Kann solche Autokratie, die den Wettbewerb verändert, als Symmetrieunterbrechung¹ innerhalb des demokratischen Wettbewerbs noch aufgefasst werden?

Das jedenfalls schien das zu sein, was diese erste Bemerkung lostrat. Brauchen wir einen Diktator? – und die Symmetrie des etwas beklommenen Schweigens derer, die sich noch nicht kannten, begann sich aufzulösen. Jemand schlägt vor, sich vorzustellen. Dr. Stephan Alder begrüßt die Teilnehmer und übergibt offiziell nun die Leitung an den Staff-Supervisor. Jener schlägt vor, sich vorzustellen und beginnt sogleich: Er sei „verengländert“, „obwohl ich deutsch klinge“. Also jemand, der aus dem Nationen-Trio von Russen, Ukrainern und Deutschen herausfällt. Eine besondere Position. Auch betont

¹ Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Systemtheorie jene Veränderungen, die neue Ordnungsparameter wahrscheinlich machen, weil sie neue Perspektiven eröffnen.

er, eine Grundausbildung als Ethnologe zu haben, ist also auch kein Psychotherapeut wie die meisten anderen, die hier zusammensitzen. Er besetzt eine exzentrische Position, wie Hellmuth Plessner das wohl genannt hätte. Von Plessner hatte ich meinen Studierenden in der Vorlesung über Sozialpsychologie ausführlich berichtet. Der Staff-Supervisor ist innen und innerlich dabei und zugleich außerhalb, er ist kein Russe und kein Ukrainer, zwar Deutscher, doch „verengländert“. Und er formuliert das rasanteste Thema: Brauchen wir einen Diktator? In der Weltlage ebenso wie in der Gruppe? Die Frage ist da.

Der Reihe nach geht es weiter mit der Vorstellung. Einer der Studenten sagt als erster, er komme von der IPU und sei im Bachelor-Studium. Ein anderer Student, schließt sich an und bemerkt, er finde das ein interessantes und spannendes Projekt. Variationen der Selbstvorstellung lassen sich beobachten. Einer stellt sich als Dolmetscher vor, er spricht fließend Russisch und Deutsch und sei dazu gekommen von Kindesbeinen an. Der Initiator dieser Konferenz und später auch Großgruppenleiter, Stephan Alder, stellt sich vor. Eine Studentin betont, dass sie das erste Mal an einem solchen Projekt teilnehme. Elena, die mit Stephan zusammen die Großgruppe leiten wird, stellt sich als jungianisch orientierte Psychotherapeutin vor, sie haben ein persönliches und professionelles Interesse daran, wie Menschen mit einem kulturellen und persönlichen Trauma fertig werden. Selbstvorstellungen also mit Bezug auf das Kommende, Antizipationen des Interessierenden und eine thematische Ausrichtung schließlich auf das Trauma.

Der Gruppenleiter, bemerkt, er sei gespannt, was passiert und besonders gespannt, was die Beobachter da „raus bringen“. Einer, der die Beobachter beobachtet. Hier öffnet sich ein vertikales Thema, es geht irgendwie nach oben. Eine Studentin reagiert mit der Bemerkung, es sei ihre erste Gruppenbeobachtung. Marie-Luise Alder stellt sich vor, ebenfalls von der IPU und dann die Soziologin aus unserer Beobachtergruppe. Ich stelle mich vor als Leiter der Gruppe der Beobachter, als Lehrender an der IPU und sage, dass wir am Abend gerne einen Raum für uns haben möchten, in dem die Beobachter sich untereinander austauschen und ihre Erlebnisse verarbeiten können. Wir würden schweigend an den Gruppensitzungen teilnehmen wollen und da müsse sich irgendwo das, was wir den ganzen Tag über nicht aussprechen, Luft verschaffen.

Ein weiterer Dolmetscher bemerkt, er übersetze für Russisch und Ukrainisch, und er stelle fest: Ukrainisch gäbe es hier nicht. Beunruhigung macht sich kurz breit: Stimmt das? Keine Ukrainer hier? Später stellt sich heraus, doch durchaus. Aber einige hatten Schwierigkeit

mit ihren Visa oder mit Flügen. Sie bilden in der Tat die kleinste Untergruppe. Der Dolmetscher spricht weiter, als sich die Unruhe etwas gelegt hat. Er lebe in der Ukraine als Gruppenanalytiker und wäre froh, „hier beobachten zu dürfen“. Dann fügt er an, er sei „zutiefst involviert“ und dass er sich freue, „die schützende Position“ des Dolmetschers hier zu haben. Was könnte es sein, wovor muss man sich schützen? Ist die Position des Dolmetschers nicht vereinbar mit der eines Beobachters? Diese Fragen bewegen mich. Eine weitere Dolmetscherin stellt sich leise und sehr kurz vor. Dann spricht der „verengländerte“ Staff-Supervisor, der mitbekommen hat, dass hier in dieser ersten Runde wir Beobachter als die Fremden beobachtet werden, deren Beobachtung gefürchtet wird. Er äußert einen Wunsch an uns. Er habe sein Leben damit verbracht, „mit dem, was die vorigen Generationen gemacht haben, zu leben“. Er habe immer Ethnologie mit Geschichte verbinden wollen und beides via Gruppenanalyse mit der Psychologie. Und dann bemerkt er, er wünsche sich, dass wir beachten, „dass das, was Ihr da seht, hat viel mit toten Generationen zu tun, nicht nur im Hier und Jetzt“.

Das, das Thema der toten Generationen, ist die nächste thematische Festlegung, aber ich fühle auch, dass wir festgelegt werden sollen in dem, was wir beobachten wollen oder zu sehen bekommen sollen. Auch, was wir *nicht* beobachten sollen? Aus der Aufgabe einer Selbstvorstellung ist geschwind etwas ganz Anderes geworden. Unsere Beobachtung soll kontrolliert, irgendwie in Bahnen gelenkt werden. Treten wir in Versuche ein, einander zu definieren? Machtkämpfe – sind die ein latentes Thema? Geht es um Definitionshoheiten? Sind wir als Beobachter „obskure Objekte des Übertragungsbegehrens“?

Eine der Beobachterinnen stellt sich als Kunsttherapeutin vor, die die Beobachtergruppe kunsttherapeutisch begleiten wird, besonders in deren abendlichen Sitzungen. Ihre Mutter sei Russin, ihr Vater Deutscher, sie selbst spricht fließend Russisch, im Grundberuf Juristin. Einer der acht Kleingruppenleiter, hat transgenerationale Interessen. Eine andere Kleingruppenleiterin sei Nachkriegskind, habe den Osten für sich erst nach der Wende als einen Teil der Welt überhaupt zur Kenntnis genommen und macht deshalb seit vielen Jahren Studienreisen durch Osteuropa. Auch sie findet die Beobachtergruppe „gerade als Jüngere interessant“ und sagt humorvoll: „unsere Kindergruppe“. Dann fügt sie noch an, sie freue sich, „dass wir von Ihnen etwas erfahren und lernen können“.

Ein Student stellt sich vor und erwähnt, er habe zuletzt drei Monate in einer Psychiatrie gearbeitet und die dortige Gruppentherapie kennen gelernt. Nur als Schüler sei er mal in

einer Theatergruppe gewesen. Ein weiterer Gruppenleiter, folgt mit der Bemerkung, er habe schon viele Gruppen geleitet, sei zwischen DDR und BRD „häufig ein Grenzgänger“ und sei „sehr gespannt, von den Beobachtern zu hören, was wir nicht gesehen haben.“ Spürbar, das wir nicht nur gefürchtet, sondern begrüßt werden; am Wort von der „Kindergruppe“ war nicht die Verkleinerung wichtig, sondern das Personalpronomen: „unsere“. Die Familialisierung passt zur soziohistorischen Lage: Die „Eltern“ haben Angst vor dem, was ihre „Kinder“ an ihnen beobachten, feststellen und dann kritisieren könnten. Ein weiterer Student teilt mit, dass er aufgeregt sei und sich auf die Konferenz freue unter dem „Aspekt der Verständigung“. Ihn interessiere besonders, wann welcher Übersetzer spreche? Ein nicht zugeschriebenes Interesse eines Beobachters, sondern ein erstes, selbst artikuliertes Interesse. Das mildert die Übertragungsspannung. Sogar hin zur Besorgnis um uns, die „Kindergruppe“. Eine jungianische Analytikerin berichtet von ihrer Erfahrung als Beobachterin – bei Säuglingen und unterstreicht auch die Rolle des transgenerativen Traumas. „Ich hoffe, dass die beobachtenden Teilnehmer so wenig Schaden nehmen wie möglich“. Ich glaube ihr das sofort, denn die Abgrenzung zwischen „Wir Gruppenleiter“ versus „Ihr Beobachter“ ist hörbar gemildert; wir sind jetzt „beobachtende Teilnehmer“ geworden. Das Fremdeln schmilzt.

Ein Student von der IPU folgt und stellt sich vor mit seinem Interesse daran, wie die Leiter die Dynamik der Gruppe auffangen werden. Ein anderer folgt in der Reihenfolge der Vorstellung; er habe Gänsehaut angesichts all des Gesagten, sehe das aber als gutes Zeichen und habe eine „direkte Frage: wie gehen die Teilnehmer damit um, dass sich die Beobachtergruppe nur aus deutschen Studenten rekrutiert?“ Eine gute Frage, an der richtigen Stelle formuliert, denn sie artikuliert ein Interesse nicht allein an den Gruppenleitern und deren Ausübung ihrer Kunst, sondern am Verhältnis zwischen Teilnehmern und „beobachtenden Teilnehmern“. Unsere kulturelle Begrenztheit wird hier als Thema ganz selbstverständlich eingebracht – aber stimmt das eigentlich? Eine aus unserer Beobachtergruppe hat sich bereits als russischstämmig geoutet, zwei weitere aus unserer Beobachtergruppe sind ebenfalls Russisch. Erstaunlich, dass niemand widerspricht; es ist, als ob die nationalen Festlegungen zusammen mit der Annahme der Begrenztheit, anderes kaum wahrzunehmen gestatten. Wir sind im einen Register „die Beobachter“, im anderen „die Deutschen“ und zusammen resultiert „begrenzter Horizont“, was ja generell durchaus richtig sein mag; konkret in diesem Fall stimmt's nicht.

Ebenfalls ein Jungianer, stellt sich als „Kybernetiker von Hause aus“ vor. Ihn interessieren Gruppen als sich selbst organisierende Systeme. Dass man beobachtet wird dabei, sei für ihn neu und er möchte in Erfahrung bringen, wie die Beobachtung Gruppenverläufe beeinflusst. Jetzt, das ist ganz deutlich, ist die Distanz verringert. Wir, die Beobachter, sind jetzt Teilnehmer. Wir beeinflussen, allein durch unsere Gegenwart, das Geschehen. Und das wiederum, so stellt der eben gesprochen habende Kollege fest, kann man ja beobachten. Beobachtung ist iterativ. Sie kann nicht nur wiederholt, sie kann nicht ab-, nicht unterbrochen werden. Teilnehmer werden Beobachter, Beobachter Teilnehmer. Und, fügt er noch an, er wäre sehr gespannt auf den Blick einer anderen Generation und aus noch einem anderen Land. Das haben wir nicht zu bieten. Nur unsere Beobachtungen und uns als Beobachter.

Der Anfang der Arbeit – Die Großgruppe bildet Deutungsregister aus

Die erste Sitzung der Großgruppe beginnt nach dem Mittagessen. „Wir von der IPU“ waren zusammen zum Essen gegangen, auch wir lernen uns ja in dieser Neuen Welt erst kennen, die anders ist als die Universität, das Verhältnis „Professor-Studierende“ schmilzt etwas ab, es ist teils eine ausgelassene, sehr angeregte Stimmung. Ich höre kluge Beobachtungen, scharfsinnige Reflexionen, warmen Humor und sehr viel Neugier. Das ist wie die Gesprächsbeilage zum Essen, wunderbar.

Im Hotel ist man gut untergebracht, es gibt ein Buffet, man schleicht etwas umeinander herum, hört russische und andere fremde Laute, fragt sich, ob das „die anderen Teilnehmer“ sind und zugleich schmunzle ich, wenn ich diese Fragen in meinem Kopf höre, denn die Antworten sind ja klar: es sind „die Anderen“, sie sehen nicht anders aus, sie sind einfach da. Sie haben Hunger, sie haben ihre Zimmer bezogen und sie betrachten mich wahrscheinlich mit dem gleichen Modus verdeckter Beobachtung wie ich sie.

Als die Teilnehmer in den Raum eintreten, der für die Großgruppensitzung vorbereitet ist, stehen die meisten etwas nachdenklich-ratlos herum: wohin sich setzen? Die Stühle stehen konzentrisch, es gibt einen inneren Kreis und Ringe von Außenstühlen. Man verteilt sich, einige nicken mir schon zu, ich nicke schon einigen zu, „man kennt sich“ vom Mittagessen.

Stephan als der Großgruppenleiter, die Dolmetscherin, der Staff-Supervisor, die Kleingruppenleiter und andere sitzen im Innenkreis. Schließlich entsteht eine Stille, der

Großgruppenleiter steht auf und schließt die Tür. So wird ein neuer Anfang koproduziert. Die einen schweigen, der andere schließt die Außenwelt ab. Eine temporäre Grenze entsteht, Stille breitet sich aus. Dann kommt noch ein älteres Paar herein, ihnen fällt gleich auf, dass fast nur „innere Plätze“ frei sind. Sie nehmen etwas beklommen Platz. Es ist immer wieder das gleiche: die Frage, ob man „bei den Chefs“, den Leitern sein will, ob man mit ihnen zusammen beobachtet wird, macht immer wieder beklommen.

Der Großgruppenleiter begrüßt alle sehr warm und berichtet, wie es zu dieser Veranstaltung kam. Die Planung läuft seit zwei Jahren, viele Kontakte zwischen Moskau, Krasnodar, Kiew und Berlin. Die Idee sei gewesen, die persönliche Geschichte, die europäische Geschichte und die Gegenwart zu diskutieren. Potsdam, natürlich, ist ein exquisiter Ort dafür. Verbindend ist unsere Arbeit als professionelle Therapeuten, Historiker und Soziologen. Als Bürger haben wir verschiedene Rollen, dennoch sei Vertraulichkeit wichtig, so weist er darauf hin und auch auf uns von der IPU. Wir seien erst einmal nicht ansprechbar, am Ende aber gäbe es Feedback.

Nach dieser Einleitung schweigt die große Gruppe, ich schaue auf meine Uhr: es sind 3 Minuten. Drei lange Minuten. Stimmen, zu denen sich Sprecher noch nicht identifizieren lassen, fragen schließlich, ob ukrainische Kollegen hier seien. Vier Hände gehen hoch, später kommen weitere hinzu. Es wird berichtet, dass es Probleme mit den Visa gab, auch Einreiseschwierigkeiten von deutscher Seite. Eine Kollegin berichtet, sie habe ein Flugticket wechseln müssen. Von einem fehlenden Teilnehmer wird berichtet, er sei als Arzt bei der ukrainischen Armee.

Die russischen Kollegen berichten, sie haben ihr Visum zum ersten Mal beantragt und sofort bekommen. Die Beziehungen zwischen deutscher Botschaft und russischen Behörden seien einfacher geworden. Dann fällt der Satz: „Es gibt keine Gerechtigkeit auf der Welt“. Und jemand antwortet überraschend: „Ich wäre gerne Erstgeborener geworden“. Was heißt denn das? So wird sofort gefragt. Ein anderer antwortet: Die Ungerechtigkeit fängt bei der Geburt an, auch Esau, der biblische Esau wurde um sein Erstgeburtsrecht betrogen. Sehr pfiffig wirft der Staff-Supervisor ein: „Das sieht mein großer Bruder auch so“.

Wir bewegen uns, mit einer Rochade von nur drei Bemerkungen, von einem politischen Diskurs über deutsche und russische Behörden, ukrainische Visa und

Armeeverpflichtungen hin zu einer Familienanalogie über Brüderlichkeit, das große romantische Sehnsuchtsthema. Ist Schwesterlichkeit inkludiert? Oder wird dieser Aspekt der Sehnsucht bald ausdifferenziert werden? Noch bleiben wir im familiären Deutungsmuster, das sich auch schon mit einem kulturellen Deutungsmuster aus der religiösen Mythologie verbindet.

Jemand schließt nun die Bemerkung an: „Jakob war einfach charmanter“. Ein nächster: „Die Mutter hat ihm geholfen“ und dann die Verbindungslinie vom familiären zum politischen Diskurs: „In Deutschland regiert Mutti“. Und eine nächste wirft ein: „Und sie kann besser Russisch als ukrainisch“. Ob sie eine Vattertochter sei, wird nachgefragt? Der Großgruppenleiter bemerkt nach einem Schweigen, dass er vorhin, als der Krieg erwähnt worden sei, Spannung und Angst erlebt habe, jetzt werde es leichter – und er hat recht. Die Geschwisterfolge, fügt er an, sei persönlicher, weil wir in ihr unseren Ort haben.

Gerade beruhigt sich etwas, da wird ein neuer Stein ins Wasser geworfen. Es sei erstaunlich, dass uns unsere Freunde näher seien als unsere Geschwister. Ein anderer: Zeit sei ein wichtiges Thema dabei; denn die deutschen und israelischen Psychotherapeuten, so wird erinnert, haben Jahre gebraucht, um sich zu verständigen. Der Großgruppenleiter bemerkt dazu, der Schreck habe auch damit zu tun, dass jemand, der eigentlich hier sein wollte, im Krieg sein muss. Dazu fehle der Abstand.

Eine ukrainische Teilnehmerin, so viel lässt sich schon erkennen, äußert, sie müsse lachen. Als sie gefragt wird, warum, antwortet sie, sie fühle, dass viele, die hier sitzen, eine unklare Vorstellung davon hätten, was dort läuft. „In meiner Praxis“, fügt sie an, „habe ich Familien aus 60 Ländern, auch illegale Patienten, aus Somalia etwa, die Asyl beantragt haben.“ Die Allegorien über Geschwister seien interessant, weil immer wieder diskutiert werde, ob Russland der ältere Bruder der Ukraine ist.

Dann fügt sie an, sie habe immer diese Gedanken im Kopf. In vielen ukrainischen und russischen Märchen gebe es oft drei Brüder. Der Älteste werde immer betrogen, aber egal, am Ende sei er immer der Glückliche.

Jetzt haben wir schon drei Deutungsregister, in dem sich Selbstbeobachtung der Gruppenteilnehmer zu organisieren beginnt: das Register der politischen und ökonomischen Realität, das familiäre Register und das der Märchen und Mythen. Und wir

beobachten diese Selbstorganisation. Es beginnt sich abzuzeichnen, dass jeweils das eine im Licht des anderen betrachtet wird. So wirft jemand rasch ein, die emotionale Situation sei sehr kompliziert, aber die ökonomische und politische Lage eben auch. Beim Flug über Moskau, so erzählt jemand, habe ein Mann gefragt, wann das alles zu Ende gehen wird? Wenn die Menschen sich anfeinden, dann sei das „von oben“ aufgedrückt; es sei so schlimm, wie sich die Beziehungen zwischen einfachen Menschen in nur einem Jahr, seit dem Beginn der kriegerischen Auseinandersetzung in der Ukraine (Anfang 2014) so nachhaltig und ungünstig verändert haben – das Register der Herrschaft und Machtbeziehungen wird als viertes Deutungsregister angefügt.

Ringsumher wächst die Spannung – das ist meine Feststellung, die ich aus dieser Gruppensitzung erinnere. Zugleich ist es ein Satz, der fällt. „Ringsumher wächst die Spannung“ – und ich erlebe, wie die Deutungsregister zu kooperieren beginnen: Die aktuelle Situation in der Gruppe und die Lage in Osteuropa. Beide können mit diesem Satz gemeint sein, doch das bleibt gerade offen und deshalb kann dieser Satz in beiden Registern verstanden werden. Jemand bemerkt, es gehe ja nicht nur um die Positionen Russlands, sondern um die der Europäischen Union – sachhaltig im einen Register, zugleich übertragungshaltig im anderen Register: ist die Gruppenleitung, der „innere Kreis“ gemeint?

Eine Frau bemerkt, sie arbeite in einem ukrainischen Hospital und sie habe Verwundete. Junge Menschen ohne Hände und Füße. Sie habe Freunde, die in diesem Krieg seien. Andere Patienten, 18-20 Jahre alt, die für Unabhängigkeit kämpfen. Sie seien dort, wo ihre Freunde gefallen sind. Sie werden von älteren Männern, ihren Kameraden, manchmal besucht; sie bekomme dann Angst, denn sie sagen einander: „Junge, halte durch, wir sehen uns auf dem Roten Platz wieder“. Sie versuche, kein Öl ins Feuer zu gießen, aber was ihr zugetragen werde, arbeite dem entgegen.

Überall, setzt jemand anders fort, nehme das Böse in der Welt zu. Krieg nicht nur in der Ukraine, in Afrika, alles im Feuer! Patienten erzählen von schrecklichen Träumen, das vom Himmel blutiger Regen tropfe. Oder von einem kleinen Mädchen, das in einem uralten Buch mit Zauberwörtern lese und das Mädchen sei in Nazi-Uniform und der Himmel tropfe rot. Auch vor dem zweiten Weltkrieg hätten die Menschen solche Dinge geträumt.

Ich erinnere mich, während ich zuhöre, an meine Lektüre des Buches von Charlotte Beradt: „Das Dritte Reich des Traumes“. Diese Autorin hat während der NS-Zeit Träume von Menschen gesammelt, die sich in ihren Häusern wiederfanden, die durchsichtig waren; sie wurden beobachtet, wenn sie unter der Dusche standen, wenn sie sich ankleideten, wenn sie aßen oder sich liebten. Alles, im Traum, durchsichtig. Der Traum als Resonanzboden der Politik, das eine Deutungsregister spiegelt das andere.

In Russland, berichtet ein nächster, habe er beim ersten Besuch einmal in Sibirien gehört, man dürfe nicht vergessen, dass in jeder Familie einer durch die Deutschen umgekommen sei. „Wir sind Kinder des Krieges“, das dürfe man nicht vergessen. Ein anderer berichtet aus einer gruppentherapeutischen Sitzung, in der ein Jugendlicher erzählt habe, sein Großvater habe als 17-Jähriger Schiffe versenkt. Als Kampftaucher auf See. Als er nach drei Jahren zurück nach Hause kam, war er 20 Jahre alt und Dresden total zerstört. Und er habe das erzählt, weil in der Gruppe Berufsvorstellungen diskutiert worden seien und er selbst wollte entweder Neurologe werden oder Soldat. Er habe ihn gefragt, was er sich davon verspreche, Neurologe zu werden?

Genau an dieser Stelle wirft der Staff-Supervisor eine seiner geistvollen Bemerkungen ein: „Als Neurologe kann ich Krieg gegen die Psychotherapeuten machen“. Sie verknüpft die kriegerische Lage „dort draußen“ mit den „science wars“ innerhalb der eigenen Profession. Und der Großgruppenleiter fragt bald nach, er überlege, wer „wir hier“ sind von den drei Brüdern: Psychotherapeuten, Soldaten, Neurologen? Und wie die „in Kontakt“ kommen können, was sie doch wollen.

Eine Sprache fehlt, das Ukrainische. Das Bild von den Geschwistern, bemerkt ein nächster, sei schön wegen der Rivalität, die auf diese Weise gefasst werden könne. Aber er würde sich auch mehr Ratlosigkeit wünschen. Offenbar verschließen die Deutungsregister und deren rasche Verknüpfung auch etwas. Man kann damit zu leicht spielen und das Spiel mit ihnen lernen.

Die Gruppe schweigt. Ein ostdeutscher Kollege erzählt von einer deutsch-russischen Begegnung vor 5 Jahren in Russland auf einer akademischen Konferenz. Die Deutschen hätten gezeigt, wie sie die Vergangenheit „zwischen uns“ analysieren, die ostdeutschen Kollegen haben das noch ergänzt und hätten zu den russischen Kollegen gesagt, dass die doch erst einmal ihre Vergangenheit aufarbeiten müssten, während die russischen Kollegen

sehr verhalten und vorsichtig waren. „Wir kamen schwer ins Gespräch“. Hier also ist die deutsch-deutsche Geschwisterthematik da, die Deutschen als Schulmeister der Nationen, mit vorbildlicher, also auch verpflichtender Aufarbeitung der Vergangenheit. Soll „am deutschen Wesen die Welt genesen“, auch am deutschen psychotherapeutischen Wesen? Das wäre weit mehr als das Geschwisterliche, hier klinkt sich das Deutungsregister der Machtfrage, der Definitionsmacht, dazu.

Als einer sagt, „wir hatten damals ganz andere, existentielle Probleme“, fühle ich mich an manche Äußerungen von Lehrern aus meiner Schulzeit erinnert, die genau das auch gesagt haben: „Wir hatten (nach dem Krieg) ganz andere Probleme“, andere nämlich, als die Last der Aufarbeitung zu stemmen. Als der Großgruppenleiter sagt: „Wie unsere Eltern nach dem Krieg“ fühle ich mich einerseits erleichtert, andererseits irritiert. Denn diese Bemerkung könnte im Ohr des russischen Kollegen doch etwas schulmeisterlich geklungen haben? Ein anderer Teilnehmer antwortet dem Kollegen, der gerade von der deutsch-russischen Begegnung in Russland erzählte, ob er sich an eine Konferenz in einer anderen Stadt erinnere, wo er ihn gefragt habe, ob er sich rechtfertigen müsse? Vielleicht sei das ja auch ein Kontaktversuch? Es sei schön, ihn wieder zu treffen und erneut seine Stimme zu vernehmen.

Eine nächste möchte sagen, sie sei heute zum ersten Mal in Deutschland. Sie frage sich, was mache ich hier? Es habe ja die Idee gegeben, dass der ältere Bruder sich emotional wie ein Kind benehme, ein sehr verletzter Bruder. Sie bemerke einen gewissen Voyeurismus. Die offene Wunde wolle man sehen und zugleich sei das schrecklich.

Die Gruppe endet mit dieser richtigen und zugleich so ratlos machenden Feststellung. Ich nehme mir vor, das Wechselspiel der Deutungsregister zu beobachten, wie die Gruppe vom real-politischen Konflikt ins persönlich-familiäre, von dort ins Register der Märchen und Mythen wechselt, dann ins Macht-Register und wieder zurück. Ich empfinde das als ein kristallines Spiel um die Gewinnung von Perspektiven, von denen aus sich die verzweifelte Ratlosigkeit erschließen lassen könnte und zugleich, so vermute ich, könnte es sein, dass der schnelle Wechsel zwischen diesen Registern eine Abwehrmauer bildet, die nur schwer zu durchdringen sein könnte. Die Deutungsregister sind so plausibel und deshalb sind sie auch zu leicht zur Hand. Ich ahne ein „Jenseits der Deutungsregister“ und kann es nicht, noch nicht, formulieren.

In der Kleingruppe – „Lernen zu sehen“

Die erste Kleingruppensitzung beginnt nach dem Abendessen. Ich sitze mit meinem Mitbeobachter als erster im Gruppenraum auf zwei Stühlen, die einander gegenüber außerhalb des Gruppenkreises positioniert sind. Eine Deutsche kommt sehr liebenswürdig auf mich zu: „Sie sind unser Beobachter?“ Ja, und wir geben uns die Hand.

Die Anzahl der Stühle stimmt nicht, stellen die hereinkommenden Teilnehmer fest, es gibt Verwechslungen zwischen den Gruppen, irgendjemand fehlt noch. „Soll ich die Tür mal zu machen?“, fragt eine Kollegin. Wieder die gleiche Inszenierung: man muss etwas schließen, um etwas eröffnen zu können.

Eine Kollegin fehlt noch. Doch, da kommt sie: „Gerade noch rechtzeitig“, stellt sie erleichtert fest. Der eine Gruppenleiter (GL) schlägt vor, das alle sich nacheinander einmal vorstellen – die Großgruppe hatte schon so viele Themen entfaltet, aber gleichsam in der Anonymität. Jetzt wird die Gruppe individualisiert.

Ein deutscher Analytiker, Bernd, stellt sich als Freudianer vor. Er sei da, weil er von einem „Virus“ befallen sei. In der Ukraine sei ein Bruder seines Vaters 1944 gefallen. Er habe bei einer Lektüre der Hinterlassenschaften seines Vaters gemerkt, wie verzweifelt der Vater in den 60er Jahren versucht habe, herauszufinden, was seinem Bruder geschehen sei. In einer Mitteilung des Generalstabs der Roten Armee ist die Kriegshandlung beschrieben. Aber seine eigenen Geschwister könnten nicht verstehen, warum er diese verzweifelte Suche seines Vaters fortsetze, das Aktenstudium, die Archivbesuche. Seine Frau verstehe das ein bisschen. Aber er wisse, dass dieser Virus auch andere befallen habe, er würde gerne andere davon Befallene hier treffen.

Fiona aus Russland arbeitet als Psychotherapeutin mit dem einen Hauptinteresse, warum die Menschen immer wieder dieselben Fehler machen, welcher Schatten sich über die Menschen ausbreite. Ein Onkel von ihr sei vermisst, der Vater war Offizier im fernen Krieg gegen Japan. Auf Fotos habe sie gesehen, wie zerstört Dresden war.

Linda aus Deutschland findet, „unser Projekt“ habe „leicht größenwahnsinnige Ansätze“, sie ist noch ergriffen von der Großgruppensitzung. In ihrer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen spielen die Themen der Großeltern eine große Rolle. Sie möchte die

Verbindungen zwischen den Generationen klarer bekommen. Ihr Vater starb, kurz bevor er zum Grab des gefundenen, gefallenen Bruders habe fahren wollen. Sie deutet an, dass ein anderer Teil ihrer Familie mit der jüdischen Geschichte verbunden sei.

Ljudmila aus Russland wundert sich etwas, wie tief da manche gleich einsteigen. „Ich dachte, wir sollten uns nur vorstellen?“ Sie habe „natürlich auch“ eine Geschichte, die sie lang und gerne erzählen könne. Ihre jüdischen Wurzeln realisieren sich darin, dass ein großer Teil ihrer Verwandtschaft in Israel lebe, ihr Sohn und sie selbst aber in Russland.

Anna stellt sich als „fast fertige Gruppenanalytikerin aus einer russischen Großstadt“ vor, sie möchte Erfahrungen sammeln, wie andere Leute mit Gruppen arbeiten. Das Beobachtungsthema ist wieder da.

Auch Andrej kommt aus Russland, aus einer Stadt an der Grenze zur Ostukraine. Er arbeitet in einer Klinik dort, in einer Region, wo es 47000 offizielle Flüchtlinge gebe, die Hilfe brauchen. Um das gut machen zu können, nehme er hier teil. Eine ganz arbeitsbezogene Einstellung.

Irina aus Russland ist sehr betroffen von dem, was passiert. „Man möchte am liebsten gar nicht hinschauen“, sagt sie. Sie habe sich aber gedacht, dass man lernen müsse, zu sehen. Lernen zu sehen – das ist eine mich berührende Formulierung. Nicht nur, was passiert, sondern auch „transpersonal“, wie sie sagt, um vielleicht zu einer Art Übereinkunft zu kommen.

Carola aus Deutschland möchte die Möglichkeit der Begegnung nutzen. Ihr Aufwachsen in der DDR habe die Möglichkeiten der Freundschaft nicht gefördert, sondern Vorbehalte. Die möchte sie loswerden.

Ludwig, ein alt-BRD-sozialisierter Kollege, thematisiert die Beziehung von Deutschland zu Russland. Er sei aus Süddeutschland, interessiert sich für Politik und für die Chancen, die diese Art von Gruppen haben, um etwas von den Menschen zu verstehen.

Unser Dolmetscher stellt sich vor. Sein Vater ist Ukrainer, die Mutter Russin und er sei in Deutschland aufgewachsen – es gäbe, kommentiert ein anderer geistesgewärtig, „den Dialog in Ihnen“ - er vereinigt in sich den Dialog.

Die Gruppe schweigt. Die Aufgabe des GL, sich vorzustellen, ist abgearbeitet, jetzt muss eine eigene Aufgabe, ein Thema entwickelt werden. „Sollen wir das Licht einschalten?“ Stimmt, es ist ja Abend. „Das Intime des Dunklen hat etwas“, bemerkt eine, es sei gut, einander zu sehen und aus den Schatten heraus zu treten. Aber zunächst ist die Aufgabe, das Schweigen zu bewältigen, dass sich einstellt. Wie zueinander in Kontakt kommen? Persönlich? Über das politische, das nationale, das psychosoziale Thema? Welches der in der Großgruppe angespielten Deutungsregister kann die Richtung vorgeben, als Wegweiser dienen?

Jeder scheint in der anfänglichen Unsicherheit gefangen, die nach Vorstellungsrunden sich einstellt. Man weiß nicht, wohin der andere will, riskiert, einen falschen Weg einzuschlagen, den andere nicht mitgehen (wollen). Erving Goffman war ja deshalb der Auffassung, dass alle soziale Interaktion ein Potential für Unsicherheit hat; nie kann man sicher sein, wie der Andere reagieren wird, immer sind alle unerwarteten Möglichkeiten offen.

So, scheint es mir, macht einer der Deutschen eine Bemerkung: Wenn es stimme, dass jede Familie Kriegstote habe, „dann haben wir alle Leichen im Keller“. Und er fügt bekräftigend an: „Nicht Bilder, sondern Leichen“. Das erinnert daran, was im Staff gesagt wurde; dass die Toten anwesend seien – eine gemeinsam geteilte Grundüberzeugung scheint sich hier zu artikulieren.

Nach einem Schweigen fragt der Leiter, was es sei, das nicht gesehen werden dürfe? Der Deutsche erzählt, er habe seine Mutter gefragt, warum der Vater nichts vom Krieg erzählt habe? Sie habe geantwortet, er habe gefürchtet, die Söhne könnten davon fasziniert sein. Ein russischer Teilnehmer antwortet, sein Vater habe auch nichts vom Krieg erzählt. Seine Mutter sei Betreuerin in einem Kindergarten gewesen, sie habe die Kinder geschützt. Der Vater sei im Krieg in Japan gewesen, wo alles besonders brutal war. Der Gruppenleiter greift ein mit einer Frage: Geht es auch um Tötungslust?

Aber die Gruppe schweigt.

Mir als Beobachter fällt dieses Schweigen immer wieder auf. Die Gruppe wagt sich an Themen, für die ein „common ground“ noch nicht bereit ist. Man kennt sich noch nicht, es ist die erste halbe Stunde der ersten Kleingruppensitzung, kann man da schon an solche harten Themen in produktiver Erwartung herangehen? Kann man schon inhaltlich thematisieren, wo doch die personalen Relationen noch nicht entwickelt sind? Was muten sich die Teilnehmer zu? Geht es schon um Tötungslust oder nicht erst einmal um Thematisierungslust?

Ein russischer Teilnehmer fragt in das Schweigen hinein, ob wir vom Krieg wirklich hören wollen? „Sind wir bereit, damit in Berührung zu kommen? Haben wir nicht Angst, dass wir in uns etwas wecken, das wir nicht bändigen können?“ Das sei eine Angst, die immer besteht, die Angst vor dem Tod. „Sie möchten“, so sagt er in die Runde, „dass ich mich persönlich weiter öffne? Ich hätte gerne, dass Sie von sich sprechen. Ich habe einen Sohn und eine Tochter und meinen Sohn von klein auf beobachtet. Sein Streben zu den Waffen. Kaum 5 Jahre alt, hat er Bücher über Waffensysteme studiert. Jetzt hat er eine höhere Position und wir besprechen natürlich, was sich abspielt, Ukraine und Putin. Er will sich eine Waffe kaufen, denn Bekannte von ihm fahren in den Donbass, um dort Krieg zu führen. „Sankt Georg, der die Schlange tötet“.

Seltsam. In meinen Notizen steht an dieser Stelle, dass die Gruppe sich langweilt. Ich erinnere mich, wie manche Blicke einander verstohlen mustern, dann wieder abgesenkt werden. Wieder dieses Schweigen, das jemand unterbricht mit dem Aufgreifen des manifesten Themas, wir sind im Deutungsregister der Märchen und Mythen, nachdem wir eben bei der realen Vergangenheit waren. Die Schlange, sagt jemand, sei ein Symbol des Sinnlichen. „Wir sind in einem Mythos verfangen. Es geht um Mord oder ob wir ein Opfer bringen sollen. Das Opfer verbindet uns mit der Religion und mit der Liebe“.

Der russische Teilnehmer, der eben gesprochen hatte, möchte wissen, wer von den Anwesenden als Kind Krieg gespielt habe? Und eine deutsche Teilnehmerin antwortet, sie sei als Kind von ihrer Schwester an den Marterpfahl gebunden worden. Die Frage nach Realität wird mit einer anderen Realität, die zugleich mythische Anklänge an Karl-May-Lektüren aufkommen lässt, beantwortet. Die Gruppe hat das thematisch verbindliche Deutungsregister noch nicht gefunden. Die Vielzahl der Deutungsregister lässt sie „springen“, die Etablierung des „common ground“ ist schwierig. Common Ground, das meint die Idee, dass wir durch Sprechen aus der Unendlichkeit der Themen, der

Informationen und des Wissens, jene auswählen, die als gemeinsam gelten können. Und das muss sich immer erst herausstellen. Wie unwahrscheinlich das ist! Man spricht etwas an, von dem man meint, das könnte andere auch interessieren in einer Weise, die nah genug an den eigenen Kategorien, Perspektiven und Wertungen ist. Nicht immer gelingt das zwischen Menschen, die sich als aus einer Kultur kommend wähen. Wieviel unwahrscheinlicher muss das hier sein. Die Wahl eines Aspekts, eines Themas oder einer Wahrnehmung ist somit hochgradig riskant, sie kann abgewiesen, mißverstanden oder ignoriert werden. Unsicherheit erhöht sich am ärgsten bei Zustimmung, weil diese maskiert sein kann und man nicht weiß, woran man das bei den anderen erkennen könnte; vielleicht will man ja nur höflich sein. Jeder ist abhängig vom Aufbau einer gemeinsamen Welterfahrung, die hier noch nicht gesichert ist; zu viele Aspekte klingen zugleich an. Jede Auswahl kann als Abwehr angesehen werden und lässt sich doch nicht vermeiden.

Der GL macht eine positive Bemerkung: „Jetzt sind wir schon beim transgenerationalen Prozess. Aber wollen wir wirklich hören, was die Großeltern hätten erzählen können? Sie könnten es ja nicht erzählen, weil sie wirklich getötet haben. Aus dieser Unmöglichkeit entsteht diese Verwirrung“. Er scheint auch diese Verwirrung zu bemerken, die sich im „Stop-and-go“ des kommunikativen Austauschs vollzieht, Sprechen, Schweigen, Sprechen, langes Schweigen. Seine Deutung sagt stillschweigend, dass die Teilnehmer nicht sprechen können, nicht nur, weil sie zu wenig von den Großeltern gehört haben und zu wenig wissen; nein, ernster ist das gemeint: weil die Teilnehmer nicht sprechen können und darin, in diesem abwehrenden Schweigen, mit der Großelterngeneration identifiziert sind.

Ich finde diese Äußerung hilfreich. Ich erinnere mich, wie ich die Behauptung mancher Autoren, über den Holocaust sei in den Familien immer geschwiegen worden, nicht nachvollziehen konnte. Mein eigener Vater war in den letzten beiden Kriegsjahren zunächst in einem Arbeitslager der Organisation Todt inhaftiert, dann, als das Lager aufgegeben werden musste, nach Buchenwald gebracht worden, wo er von den anrückenden Amerikanern befreit wurde. Er redete immer, fast von nichts Anderem. Ich wusste schon als Schüler viele Namen von Generälen und SS-Leuten, kannte die Namen von Einsatzgruppenleitern wie Erich von dem Bach-Zelewski, vom Übergang der Weimarer Republik in die Nazi-Diktatur, von ersten KZs, in denen Sozialdemokraten und Kommunisten schwer geschlagen worden waren. Als meine Schulklasse einen Tag am Auschwitzprozess in Frankfurt zuhörte, wie das damals der hessische Ministerpräsident

Georg-August Zinn anordnete, verbrachte ich allein mehrere Folge-Nachmittage als Zuhörer dort. Ich habe viele Jahre gebraucht, bis ich mich aus dem Bannkreis dieses Themas etwa lösen konnte, die Identifizierung mit der tausendjährigen Geschichte der 12 Jahre und der Kriegserfahrung ist etwas, was der GL in mir anspricht, was meine Beobachtungen in dieser Gruppe naturgemäß mit steuert. Aber sicher war ich mir immer, dass meine Eltern nicht zu denen gehörten, die getötet hatten, sondern verfolgt waren. Recherchen in Archiven durch mich und meine Geschwister konnten da Sicherheit erbringen.

Ein deutscher Teilnehmer hat, während ich Stichworte zu diesen eigenen Einfällen notiere, nachgerechnet: seine Eltern seien beim Kriegsende 18 Jahre alte gewesen, „also rechne ich sie nicht zu den Beteiligten“. So nah, gedanklich nah und zugleich kommunikativ stumm, sind meine Einfälle also durchaus am Gruppengeschehen. Ein russischer Teilnehmer möchte einen Witz erzählen. Es treffen sich zwei Affen, der eine schlägt den anderen, der Geschlagene beschimpfe den ersteren und das sei der Beginn der menschlichen Sprache und der Zivilisation. Ein Deutscher bemerkt, in dem Witz fehle ihm die Sexualität.

Der GL bemerkt, dass das Suchen nach den richtigen Worten und um vom Handeln ins Denken zu kommen, ein unendlicher Prozess sei. „Wir sind die Generation, die nacharbeitet“.

Zwischenbilanz

Vorgenommen hatte ich mir, Anfänge fest zu halten. Die erste Sitzung des Staff, die erste Großgruppensitzung, die erste Sitzung der Kleingruppe. Was habe ich für Ergebnisse?

Es gibt ein allgemeines Thema in Gruppen, das sich wie ein roter Faden hindurchzieht: die Gruppe selbst hat das Problem, wie ein Anfang bewältigt werden kann. Wie stellen wir *uns* vor? Nicht nur, wie stellen wir uns vor, was hier geschehen soll? Sondern, in der Formulierung weniger und in der Sache mehr: Wie stellen wir *uns* vor? Die endliche Auswahl jener unendlichen Aspekte, die eine Person im Ganzen ausmachen, ist eine zu bewältigende Aufgabe. Sie muss mit jenen aufgabenbezogenen Aspekten, derentwegen sich eine Gruppe trifft, verbunden werden. Die Aufgabe selektiert jene personalen Aspekte, die als relevant für eine Mitteilung angesehen werden. Hier ist die Aufgabe, einen Gruppenprozess zu initiieren, in dem personale Erfahrung der transgenerationalen

Weitergabe ausgetauscht und daran ein allgemeiner historischer Prozess sichtbar gemacht werden kann, der zugleich über die personale Erfahrung hinausgeht.

So stellt sich der Staff- Supervisor als „verengländert“ vor und deutet damit eine personale Geschichte des Exodus aus Deutschland an, die ihm zugleich einen besonderen nationalen Status in der hinsichtlich ihrer Nationalitäten so gemischten Gruppe der Teilnehmer gibt. Diese Geschichte ist persönlich und sie ist zugleich mehr, eine Geschichte des Übertritts über Grenzen, wie ihn viele im 20. Jahrhundert gewagt haben oder dazu genötigt worden waren. Andere teilen sich in ähnlicher Weise mit.

Die Geschichte der Ängste, der Auseinandersetzung mit den Vorgenerationen und deren Erfahrung und deren Verschweigen ist ebenfalls thematisch. Lässt sie sich persönlich thematisieren? Oder eher über den Weg über die Archive, wie der deutsche Teilnehmer in der Kleingruppe berichtet hat, der sich als von einem Virus angesteckt bezeichnete, die Recherche seines Vaters nach dem Soldatentod von dessen Bruder fortzusetzen? Fragen dieser Art treiben die Teilnehmer um, sie müssen entschieden werden. Entscheidung bedeutet immer, dass man den anderen Weg nicht gehen kann. Wer sich für persönlichen Erfahrungsaustausch entscheidet, kann nicht *gleichzeitig* ein allgemeines Wissen über die Zeit vollständig ausschöpfen, sondern dies Wissen nur als Rahmung der persönlichen Erfahrung anspielen. Wer sich über die allgemeine Zeiterfahrung mitteilt, kann die persönliche Geschichte nur als Illustration der *allgemeinen* Darlegung darstellen.

Ich glaube nun zu sehen, dass dies allgemeine Dilemma eines psychosozialen Zugangs, der persönliche und historisch-soziale Erfahrung miteinander vermitteln will, eine andere Analogie zulässt. Das Dilemma ist genau auch das, was von der Generation der Kriegsteilnehmer bekannt ist. Sie haben ihre bösen und harten, verletzenden und tödlichen Erfahrungen, des Hungers und des Leidens in so vielen Varianten gehabt, dass kaum Platz für die Aufnahme anderer Narrative blieb. Die eigenen Erfahrungen erzählen zu wollen, stieß schnell auf die ganz anderen Narrative anderer, die ihre Erfahrungen in anderer affektiver Färbung, mit anderen Inhalten, aus anderen Perspektiven einbrachten und dann? Ja, dann die Konfrontationen wiederholen. Besonders, wenn es aus übergeordneter historischer Perspektive zu manchen Erfahrungen ganz anderes zu sagen gab. In Kriegen glauben manche, *gegen* etwas zu kämpfen und merken erst viel später, wenn eine, größeren Überblick gewährende Perspektive möglich wird, wie ihre Einheiten *für* ganz andere Zwecke eingesetzt worden waren.

Diese narrative Unauflöslichkeit von personaler und allgemeinerer Dimension wird durch „Bindemittel“ zu entschärfen versucht, vor allem durch Metaphern und durch Nutzung von Märchen und Mythenbildungen. Dabei kommen vor allem familiäre Register wie in der Erzählung von den Brüdern oder nationalgeschichtliche Pathosformeln (Aby Warburg) zur Geltung, etwa in der Erzählung von der Schlange. Ich habe mich lange gefragt während der teilnehmenden Beobachtung, ob diese Mittel in einem psychoanalytischen Sinn als Abwehr zu bezeichnen wären? Was würde damit abgewehrt? Welche andere Tiefe? Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, dass diese Mittel am besten als *prozessuale Vereinfacher* zu betrachten sein könnten, als Erleichterungen der Aufgabe, ohne die es nicht geht.

Jeder kommunikative Fluss braucht nicht nur ein Flussbett, sondern auch Inseln, auf denen die Kommunizierenden sich aufhalten können; solche Inseln werden im nächsten kommunikativen Akt unterspült oder weggespült, aber sie etablieren die Möglichkeit, für einen Moment Etwas als stillschweigend gültig, als unhinterfragt gültig anzusehen – und das im Wissen darum, dass diese Sicherheit im nächsten Augenblick natürlich schon wieder aufgelöst werden wird, damit es weitergehen kann. Gerade die gewaltige Komplexität der historischen Erfahrung braucht solche *prozessualen Vereinfacher*, um angesichts des andrängenden emotionalen, kognitiven, assoziativen Stroms an Informationen im Gedächtnis überhaupt noch kommunikationsfähig zu bleiben. Komplexität braucht Strategien zu ihrer Reduktion, wie wir aus der soziologischen Systemtheorie längst gelernt haben. Ohne solche Komplexitätsreduktion könnte keine kommunikative Konsistenz entstehen, die Information würde überfluten, sie könnte nicht bearbeitet, nicht gedeutet, nicht verstanden werden. Deutungsregister personalen, familiären, mythischen oder nationalen Formats sind insofern unvermeidlich notwendige Mittel einer konsistenten Sicherung von narrativ-symbolischen Verständigungsmöglichkeiten – und zugleich muss der Blick eines psychoanalytischen Beobachters immer auch nach dem suchen, was diese Register ausklammern, was sie verfehlen. Und kann dabei nicht anders, als andere Deutungsregister ins Spiel zu bringen. Dies an einigen Stellen transparent zu machen, nehme ich mir für den zweiten Teil dieser Erinnerung vor. Ich hoffe so, am ehesten dem gerecht zu werden, was ich selbst als eine *prozessuale Darstellung* empfinden würde.

Für "eine prozessuale Darstellung" sollen nicht Häufigkeiten aufgezeigt werden, sondern Qualitatives:

- einen Prozess in seinen komplexen Verzweigungen sichtbar machen

- Übergänge von einer Thematisierung zu einer anderen aufzeigen
- Driften und Abdriften überhaupt erst einmal beschreibbar machen und zugleich die Schwierigkeiten des Navigierens.

Die Suche nach der Teilbarkeit der Erfahrung – Weitere Sitzungen der Kleingruppe

Am nächsten Morgen beginnt die nächste Kleingruppensitzung so: Andrej aus Russland, berichtet, dass es am 9. Mai, dem 60. Jahrestag des Kriegsendes, eine große Feier gegeben habe. In seiner Familie sei keiner, der gefallen oder vermisst sei. Auch das sei – peinlich! Natürlich sei er berührt vom Thema des Krieges, er aber fühle sich nicht legitimiert, darüber zu urteilen! Die Leute gingen mit Fotos von ihren Vermissten und Gefallenen auf die Straße, die Familiengeschichten wurden heroisch präsentiert. Aber er habe sich gefragt: wie viele waren feige? Haben sich vor Angst in die Hosen geschissen? Was macht man mit solchen Geschichten?

Ein Beispiel für eine bislang ausgeklammerte Dimension: An Jahrestagen werden Helden gefeiert, davon kann man erzählen. Nicht aber von denen, die sich in die Hosen geschissen haben, von den Ängstlichen und Feigen und von denen, die keine Chance hatten, Helden zu werden, weil sie gleich in den ersten Kriegstagen gefallen sind. Kann man für sie Plakate tragen bei einer solchen, feierlichen Öffentlichkeit? So fragt Andrej abschließend.

Ein Deutscher fragt jetzt, ob das eine neue Aktion war oder ob das schon jedes Jahr so gemacht worden sei? Andrej antwortet, früher habe es das nicht gegeben. Irina, eine Russin ergänzt, solche Feiern habe es plötzlich – eben in Verbindung mit dem Krieg in der Ukraine – auch in anderen russischen Städten gegeben, etwa in Krasnodar. Dort seien auch Veteranen aus England und Frankreich dabei gewesen, die ihren Dienst damals im Konvoi taten oder auf Schiffen. Sie glaubt, dass diese Aktion nicht offiziell vorbereitet worden sei. Aber Andrej antwortet ihr: „Das glaubst Du so!“ Der Rahmen, in dem diese Erzählung verstanden werden könnte, wird mehrfach gewechselt. Je nachdem, ob es sich um eine persönliche Erfahrung oder eine offizielle Ausrichtung handelt, je nachdem ob die Helden allein oder auch die Feigen mit erinnert werden dürfen – jeweils entsteht eine völlig andere Wertigkeit.

Ein neues Detail wird von einem anderen Russen angefügt. Er weiß, dass diese Aktion den Namen „Das unsterbliche Regiment“ hatte und deutet das so, dass damit eine Warnung ausgesprochen worden sei, es könne wieder passieren.

Irina ist dieser Aktion ferngeblieben. Ihr Großvater habe beim KGB gedient, die Großmutter aber sei nach Sibirien deportiert worden. Sie habe gedacht, dass man beim Mitmachen auch seine Billigung für andere Sachen ausdrücke – und enthüllt einen wichtigen Mechanismus politischer Propaganda. Man stimmt dem Einen zu und dann auch zwangsläufig etwas Anderem und weil man dann schon mal mitgemacht hat, wird man genötigt, kognitive Dissonanzen zu reduzieren – durch erneute Anpassung.

Kurze Zeit später erzählt Ludwig analoge Erinnerungen. Totensonntag, der habe früher Heldengedenktag geheißen. „In meinem Stadtteil steht ein Monument mit der alten NS-Inschrift: ‚Deutschland wird leben, auch wenn wir sterben müssen‘“. Ein anderer Deutscher greift ihn etwas an: „Sie sollten sagen, aus welcher Zeit das stammt!“ Diese Unterscheidung hieß früher nämlich Volkstrauertag. Jetzt fragt der Übersetzer nach und der aufkeimende Streit über die Deutungshoheit wird durch die Klärung der Übersetzungsprobleme so komplizierter Worte entschärft. Der GL greift das aber auf mit der Bemerkung, dass es nicht zwischen den Gruppen Auseinandersetzung gebe, sondern in den Gruppen. Es gäbe wohl ein Bedürfnis, sich erstmal innerhalb der Gruppen eine Position zu erarbeiten, bevor die Gruppen aufeinander zugehen.

Nach einem Schweigen betont Andrej, er mache keinen großen Unterschied zwischen Russen, Deutschen und Ukrainern, für ihn seien das Menschen. Das Menschliche als Deutungsregister überwölbt die nationalen Differenzen. In jeder Nation gebe es kluge und arbeitsame Menschen, jeder Mensch versuche, sich seine eigenen Handlungen zu vergegenwärtigen und Erinnerungen bewusst zu machen. Hier schließt der GL an: Jeder habe seine eigene Geschichte, die vielleicht noch nicht erzählt sei. Das eben noch gültige Moment nationaler Differenzen, die Unterschiede in Erinnerungen und deren Formen verschwindet im Register des Nur-Menschlichen.

Prompt antwortet ein Deutscher, das sei ihm zu allgemein. Das Schreckliche an der Nazi-Diktatur ist nicht Hitler, sondern die überwältigende Zustimmung für ihn. Er habe in seinem Leben nur zwei Menschen sprechen können, die sich für ihren damaligen Jubel für Hitler nachdrücklich und nachträglich geschämt hätten. Das Nur-Menschliche wird zu

konkretisieren versucht. Gleich aber tauchen die kulturellen Differenzen wieder auf. Carola will an dieser Bemerkung anknüpfen und beginnt zu erzählen, ihr Sohn sei 14 Jahre alt und habe Konfirmationsunterricht. Das kann der Übersetzer nicht übersetzen und fragt nach. Eine rasch eingeworfene Übersetzung „Jugendweihe“ wird von denen, die es anders wissen, beinahe empört zurückgewiesen – die kulturelle, die historische, die religiöse Differenz wird in diesem Augenblick nicht erinnert, sondern gelebt. Jugendweihe, das ist a-religiöse DDR, Konfirmation ist evangelische, nicht katholische Eingliederung ins Gemeindeleben. Ganz unruhig wird die Gruppe über diesen Erklärungen – die Konsistenzinseln im kommunikativen Strom werden zu schnell wieder verlassen und gewechselt, auch mein Protokoll kann nicht folgen.

Die Geschichte von der Konfirmation jedenfalls bleibt unerzählt, ein deutscher Teilnehmer bringt die neue Verehrung für Stalin auf, von der er gehört habe. Andrej kann das nachvollziehen. „Ich bin ein Kind der Perestroika, da haben sich alle vor dem Militärdienst gedrückt und er habe ganz viel gehört, wie schlimm es unter Stalin war. Selbst bei seiner Beerdigung sind viele zu Tode getrampelt worden“². Hier gibt es Splitter identischer Erfahrung und deren Wertung. Eine Russin erzählt, sie habe einen deutschen Roman gelesen über ein kleines Mädchen, das von der Stalinzeit begeistert war – „und dabei habe ich mir meine Mutter vorstellen können“. Die Äußerung des GL, die Not in der persönlichen Geschichte bleibe auf der Strecke, auch hier in der Gruppe und die Aufforderung, mehr davon zu erzählen, weil uns das ja zusammengeführt habe, wird von einem längeren Schweigen gefolgt.

Themen wie die Angst vor Ausschluss, die viele Menschen durch Konformismus zu bewältigen versuchen, werden kurz verhandelt. Erneut wirft der GL ein, dass es vielleicht nötig sei, den Konformitätsdruck in der Gruppe zu verstehen „durch persönliche Geschichten“? Irina wagt zu erzählen: Sie sehe das so, dass es am Anfang des 20. Jahrhunderts ein Bedürfnis gab, einer großen Idee zu folgen, so groß, dass es gerechtfertigt schien, viele Menschen zu vernichten. Wenn sie darüber nachdenke, sei sie von Scham und Schuldgefühlen erfüllt. Was sie gelesen habe, gebe ihr den Eindruck, dass die Oktoberrevolution eine jüdische Revolution gewesen sei. Zuvor sei Russland das Land mit der größten jüdischen Community gewesen, die aber alle im Ghetto gelebt haben. Sie waren

² Darüber hatte ich in einem Roman gerade gelesen: Ulitzkaja, L. (2012).

in ihren Rechten und in ihrer Freizügigkeit erheblich eingeschränkt. Sie sehe die gesellschaftliche Entwicklung wie einen Ozean, dessen erste Welle hervorbrach, weil eben für die Juden so viel verboten war. „Und wir haben in Russland viele Menschen vernichtet“. In ihrer Familie habe es viele Menschen gegeben, die im Gulag waren und andere, die versuchen, in den Archiven des KGB Unterlagen zu finden - wie erfreut diese dann seien, wenn sie erfahren, dass sie der Folter standgehalten haben. Ihre Familie sei zersplittert. Die Großmutter, die so dissident war, hatte Brüder, die unterdrückt waren und der ältere Bruder habe sich von der Großmutter losgesagt. Ein anderer Bruder fiel. Ihre Mutter sei 1937 in einer verliebten Begeisterung gegenüber Stalin aufgewachsen. Sie selbst habe ihr ganzes Leben darum gekämpft, keiner Gruppe anzugehören. Eine Bekannte ihrer Mutter war eine der ersten Kommissarinnen unter Stalin, später sei sie für 20 Jahre im Gulag verschwunden und wollte dann immer noch den Kommunismus aufbauen. Wenn etwas Schreckliches passiert ist, denkt Irina noch heute (wie sie sagt), sei die Versuchung, sich etwas Großem anzuschließen sehr groß. Weil wir uns nicht eingestehen wollten, dass wir mit-umbringen wollen und lieber sagen, dass wir unseren Führer lieben. All die schrecklichen Dinge der letzten Jahre hätten die Liebe zu Putin auf einen sehr hohen Level getrieben. Selbst wenn man, wie sie es getan habe, den Feierlichkeiten zum Jahrestag des Kriegsendes fernbleibe, sei die Gefahr, von diesem Gefühl der Begeisterung überwältigt zu werden. Es sei besser, sich der Versuchung gar nicht erst auszusetzen.

Jetzt hat sich die Gruppe auf das Register der persönlichen Narrative geeinigt und ausgerechnet eine Frau, die von sich sagt, sie habe sich immer entschieden, keiner Gruppe anzugehören, erzählt ein erstes, umfangreiches persönliches Narrativ. Es ist, als ob das Paradox, dass man nur dazu gehören kann, wenn man nicht in der Gruppe aufgeht, hier als Lösung dargestellt wird, noch aber selbst nicht thematisch werden kann.

In der nächsten Sitzung bringen die Teilnehmer aus der Großgruppe, die ich nicht beobachtet habe, etwas mit: wie beeindruckt einige waren, wieviel Gefühl sie aushalten und wie manche sich „autistisch in einer Muschel“ hätten verstecken mögen. Offenbar ist von drei Schwestern die Rede gewesen, die als Komplement der drei Brüder, von denen in der ersten Großgruppe die Rede war, aufgefasst werden. Die Brüder und die Schwestern, die gehören zusammen.

Irina hatte von den Brüdern der Großmutter erzählt. Ljudmilla greift eine Bemerkung vom Heiligen Georg auf, die dort ebenfalls fiel, dass dieser Heilige den Drachen an der Leine

halte. Sie möchte wissen, was das für ein Drache ist, „der in uns sitzt“? Während ich denke beim Aufschreiben, dass wir uns im Register der Märchen und Mythen bewegen, fasst sie den Drachen als psychische Wirklichkeit auf, er sitze ja in uns. Andere fragen, ob er etwas erdverbunden Weibliches sei? Oder Gefühle, die man bändigen müsse oder ob man ihm eigene Wünsche zum Opfer bringen müsse? Jedenfalls dürfe man den Drachen – nicht töten!

Irina wirft ein: „Wenn das mein Drache ist, dann gehört er getötet!“ und sie kommentiert: „Wir wiederholen immer nur das Gleiche und machen keine Fortschritte. Entweder wir versuchen die gegenseitige Partei zu pieksen oder aber wir schwelgen in ganz abstrakten mythologischen Gefilden. Ich finde das nicht konstruktiv!“ Ein deutscher Jungianer pflichtet dem ausdrücklich bei, die Gefahr, dass man aus diesem Mythen irgendwas verdingliche, sei ihm zu irreführend. Gehörte Geschichten von Eltern, die gemerkt haben, dass sie einen Feind nicht töten konnten, der ihnen gegenüberstand; von der Gefangennahme eines Soldaten, der Deutscher ist, aber russisch gesprochen habe und Gefangener Stalins war, werden von russischen Teilnehmern, jüdische Hintergründe der eigenen Eltern von Deutschen erinnert. Diese Wurzeln seien nicht auf nur eine Nation zu beschränken. Ist endlich ein Modus der Teilbarkeit von Gefühlen, von Erfahrungen und Geschichten gefunden? Andrej sagt, es hänge viel davon ab, von welchem Teil der russischen Gesellschaft die Rede sei. In seinem Umkreis sei es für einen Intellektuellen unsittlich, zum Militär zu gehen. Irina widerspricht, denn auch sie komme aus Russland und dort fasse man den Militärdienst als Initiation vom Knaben zum Mann auf und spreche stolz davon, in welchem Teil der Streitkräfte man seinen Dienst absolviert habe. Ein anderer bestätigt das und Ljudmila ergänzt, dass man in Israel zwei Initiationen habe, eine religiöse und eine militärische. Die eben gefundene Teilbarkeit droht von den Unterschieden und Unterscheidungen zerrissen zu werden

Näharbeiten – was die Gruppe zusammenhält

Selten habe ich so viel bestätigt gefunden, was kognitive Strukturierung bedeutet. Zu differenzieren ist uns als wichtigste intellektuelle Grundhaltung beigebracht worden und das behält seinen bleibenden Wert. Doch was, wenn das Differenzieren als eine Art „Auseinanderschneiden“ erlebt wird, beinahe körperlich, wie es eine Teilnehmerin formulierte. Dann muss das bildhafte Denken, die Metapher mit ihren enormen integrativen

Potentialen das Gegengewicht bilden. Ein gutes Sprachbild, eine stimmige Metapher – sie ist ein Segen, wenn sie nicht Differenz verdeckt, sondern integriert.

Irina äußert in der nächsten Sitzung, sie habe geglaubt, über ihre persönliche Erfahrung zu sprechen, aber dann hat sich herausgestellt, dass sie jemanden verletzt habe. Sie wiederholt, was gesagt wurde, dass sie nicht so viel verallgemeinern soll. Eine Regel wird etabliert, dass jeder nur für sich sprechen könne. Das freilich widerspricht der Grundidee der gesamten Veranstaltung, die ja davon lebt, individuelle Erfahrungen und Verarbeitungsweisen als Folien der kulturellen Differenzen, der historischen Spannungen aufzufassen. Wie kann da jeder „nur für sich“ sprechen? Der Gruppenleiter greift regulierend ein: gemeint sind ja Gefühle. Wenn die ankommen, wäre es ja gefährlich. Er beruhigt das Feld noch nicht. Ihm wird gesagt, dass es nur so klinge, als würde er nachfragen. Er sei vielmehr der Große Drache, die Große Mutter, die vom Sohn besiegt werden soll. Diese - für sich genommen ja gar nicht so leicht verständliche - Äußerung, beruhigt etwas.

Aber Beruhigung ist nicht allein das, was gesucht wird. Die ständige Rochade zwischen den Deutungsregistern des Politischen und der Macht, der Märchen und Mythen, dem Familiären und dem persönlichen Erleben, wird erneut vollzogen, als eine russische Teilnehmerin an dieser Stelle zurückkommt auf das persönliche Erleben eines Politischen: Sie äußert, dass sie Putin politisch ablehne, aber sie finde ihn gut. Irgendwie gut. Er sei kraftvoll, ein gewiefter Stratege und sie könne nicht leugnen, dass es ihr sogar gefallen habe, wie er zunächst im Konflikt mit der Ukraine schlicht die Unwahrheit gesagt hatte, dass Russland sich da nicht einmische mit den „grünen Männchen“, den Kämpfern ohne Erkennungs- und Rangabzeichen. Das sei stark gewesen. Die Gruppe staunt – einerseits über diese Einlassung, andererseits aber auch darüber, dass da jemand den politischen Konsens bricht, dass Putin der Übeltäter sei. Die persönliche Erlebensdimension platzt gleichsam dazwischen. Dann erklären zwei Deutsche, dass sie entgegen ihren politischen Überzeugungen eigentlich auch ziemlich gut finden, was die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel mache. Deren Konfliktmanagement könne man eigentlich nicht beurteilen, aber die ruhige Gelassenheit, das ganz Uneitle an ihr macht beiden Eindruck. Die Eingangsfrage des Staff-Supervisors, „Brauchen wir einen Diktator?“ ist wieder da. In der Geschichte spielen Personen eine Rolle.

Jetzt kann der Konflikt gehandhabt werden; er ist zugleich in und zugleich außerhalb der Gruppe, weil er zunächst in einer Sprache der Märchen und Mythen thematisierbar ist. Wenn der Gruppenleiter der Drache ist und wenn er vom Sohn besiegt werden muss, dann ist die gerade stattfindende Auseinandersetzung Teil eines normalen Geschehens, der Wechsel ins Register der Märchen und Mythen ist eine Renormalisierungsstrategie. Alle können sich so versichern, dass nichts Außergewöhnliches geschieht. Das macht möglich, das „Nicht-Normale“ zu sagen, die Äußerungen zu Putin und Merkel, die Differenzierungsleistung der verschiedenen Register wird auf ein neues Niveau gebracht. Sie werden aneinander „genäht“.

Ich lerne, dass die Frage nach den Deutungsregistern, ob sie Abwehr sind oder nicht, hier nicht relevant ist. Vielmehr liegt der Wert einer solchen Normalisierung in zweierlei: a) dass es überhaupt weitergehen kann und b) dass die Gruppe die Idee einer Normalität gemeinsam entwickelt, auch wenn dieses Wort selbst noch gar nicht genannt wird. Als deshalb jetzt von „Missverständnissen“ die Rede geht und dass die hier „doch auch sein dürfen“, kann ein Teilnehmer sagen, dass er froh ist, dass es Missverständnisse gibt, die er zu verstehen beginne, auch wenn er noch keine formulierbare Idee habe. „Missverständnisse“ – natürlich ein verharmlosendes Wort - müssen nicht eliminiert werden. Sie resultieren möglicherweise daraus, dass die Deutungsregister zu strikt, zu rigoros auseinandergehalten wurden. Ihre Annäherung flickt den Rock der psychosozialen, der inter-kulturellen Verstehensmühen.

Die Gruppe muss in ihrem weiteren Verlauf manche Konflikte noch austragen: soll man in die Archive gehen, wenn man etwas über die eigene Geschichte erfahren will, über die eigene, nicht selbst gestaltete Geschichte, nämlich die der Eltern und Großeltern? Oder soll man sich auf seine eigenen Erinnerungen, auf Gefühle und Einfälle verlassen? Es dauert eine Weile, bis klar wird, dass das ein falscher Gegensatz ist. Viele sehr persönliche Geschichten werden erzählt, über die in anderen Beiträgen etwas erfahren werden kann. Am Ende gibt es neben dieser scheinbar ausweglosen Alternative von Archiv oder eigene Erinnerung noch etwas ganz Anderes: eine erst leise, dann immer lauter sprechende Russin teilt ein drastisches Bild mit: dass die Vorstellung, in den Archiven das Leben der Anderen aufzuarbeiten, ja dass auch schon die Aufforderung, sich zu erinnern, ihr vorkomme, als näh man sich in die Leichenhaut Verstorbener ein, um deren Leben zu leben und bekomme sie eben doch nicht lebendig. „Wir müssen doch unser eigenes Leben leben“, sagt sie mit

großer Emphase – und das ist es auch, was die Gruppe hier miteinander tut. Sich befreien aus der Leichenhaut so vieler, die auch eine Leidenshaut trugen, um endlich ein eigenes Leben führen zu können.

Literaturverzeichnis

- Enfield, N. J. (2006). Social Consequences of Common Ground. In S. C. Levinson & N. J. Enfield (Eds.), *Roots of human sociality. Culture, cognition and interaction* (S. 399–430). Oxford: Berg Publishers.
- Goffman, E. (1967). *Interaktionsrituale: Über Verhalten in direkter Kommunikation (deutsche Ausgabe 1986)*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1967). *Vertrauen - Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität: 3. Auflage 1989*. Stuttgart: Enke.
- Luhmann, N. (2001). Vertrautheit, Zuversicht, Vertrauen. Probleme und Alternativen. In M. Hartmann & C. Offe (Eds.), *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts* (S. 143–160). Frankfurt/New York: Campus.
- Ulitzkaja, L. (2012). *Das grüne Zelt: Roman* (1. Aufl.), München: Carl Hanser Verlag.

„Wir“ und „die Anderen“

Olga Janzen

Der nun folgende Text nimmt es sich zur Aufgabe, die Geschichte einer der Kleingruppen über die sieben Sitzungen zu erzählen, deren Entwicklung und Dynamik darzustellen. Vor allem möchte ich dabei die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erzählen lassen. Dialoge und eigene Interpretationen der Gruppe sollen abgebildet werden. Die Reflexionen von Gesprächsverläufen und Themen werden von der Gruppe selbst in einem hohen Maß geleistet, sodass ihre Darstellung im Vordergrund steht.

Dabei möchte ich den Begriff der nationalen Identität aufgreifen und herausarbeiten. Ein simpler Gedanke, der fasziniert, wenn man den Prozess miterleben darf. Die Teilnehmer treten einander als Nationen gegenüber, zeichnen die Grenzen fast sichtbar in den Raum, um sie dann innerhalb der vier Tage nach und nach wieder aufbrechen zu können. Ein sehr intensiver und teilweise schmerzhafter Prozess, der es ihnen ermöglicht, sich am Ende persönlich zu begegnen, Erfahrungen zu teilen und sogar zu einer neuen Einheit zu werden. Die nationale Identität, als Konstrukt genutzt, ist zu Anfang eine starke und saliente Kategorie, eine, die kaum überwindbar scheint und die eine Unterscheidung zwischen einem „Wir“ und „den Anderen“ erlaubt. Im Laufe der Verhandlungen in der Gruppe jedoch wird „Identität“ zu einem dynamischen Konzept, das je nach Situation und Person unterschiedlich, das veränderbar ist. Es kann als Konstruktion beschrieben werden, die durch Einflüsse verschiedener Art de- und rekonstruiert werden kann. Die Bewusstwerdung über den konstruktiven Charakter kann dabei mit der Freiheit einhergehen, das Konzept neu zusammenzustellen. Eine solche Veränderung zeigt sich hier.

Ein anderer Schwerpunkt soll an einigen Beispielen illustriert werden: die Rolle bestehender politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturen, die maßgeblich die Lebensbedingungen und Lebenschancen der Menschen beeinflussen und bestimmen. Die Staatsangehörigkeit entscheidet wesentlich über die Rechte eines Menschen. Politische Maßnahmen und wirtschaftliche Lage eines Staates greifen in den Alltag der dort lebenden Menschen ein und bilden dadurch Unterscheidungsmerkmale aus, denen die Einzelnen zunächst machtlos gegenüberstehen. Gestaltungsmöglichkeiten oder, anders gesagt, der Handlungsspielraum ist durch staatliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen definiert. Auch diese Strukturen haben einen konstruktiven Charakter. Jedoch kann diese

Form der Konstruktion nicht so einfach verändert werden. Auch dieses Moment wird sich in den Äußerungen und Erzählungen der Gruppenmitglieder wiederfinden.

Grenzziehung – erste Sitzung (Donnerstag)

Die Gruppe sitzt in einem Stuhlkreis zusammen; zehn Teilnehmer, zwei Gruppenleiter und eine Übersetzerin. Meine Mitbeobachterin und ich sitzen außerhalb des Kreises und stehen doch zu Anfang der Sitzung im Mittelpunkt. Denn das erste Thema ist die Beobachtung durch uns. Sie wird aus verschiedenen Perspektiven betrachtet: historisch, nationalstaatlich, beruflich. Es wird Unbehagen geäußert. Man beobachte lieber selbst, als beobachtet zu werden. Es seien keine Einverständniserklärungen eingeholt worden. Unbehagen auch, weil die Beobachtung Assoziationen zur Bspitzelung nahelege. Das Thema sei außerdem zu sensibel. Es wird die Bemerkung gemacht, dass Deutschland bei dem Dialog stark vertreten sei, „Deutschland ist um uns herum“. Die Gruppe hat einen Einstieg in das gemeinsame Gespräch gefunden. An dieser Stelle sind nicht nur meine Mitbeobachterin und ich gemeint, sondern auch schlicht die Tatsache, dass die Konferenz in Deutschland stattfindet. Die meisten Teilnehmer kommen außerdem aus Deutschland. Dann durchbricht ein Teilnehmer das Einstiegsthema:

„Ich will die andere Seite verstehen.“

„Ist die andere Seite Russland?“, fragt jemand anderes aus der Runde.

„Ja“, antwortet der Teilnehmer.

Der Krieg in der Ukraine ist nun im Raum und die wenigen Sätze machen deutlich, wie die Teilnehmer sich hier begegnen. Die Stimmung nach dem Gesprochenen ist angespannt. Es gibt ein „Wir“ und „die anderen“. Gerade noch war das „Wir“ die Gruppe und die Beobachterinnen waren „die anderen“: „die anderen außen“ und „wir innen“. Es werden also Grenzen zwischen den gemeinsam Beobachteten gezogen. Im Raum sitzen Deutschland, die Ukraine und Russland mit der Aufgabe, einander zu verstehen. Die Gruppe hat damit ein Ziel definiert. Eine Teilnehmerin aus Russland erzählt von einer Patientin, deren Mann ihr eröffnet hatte, er würde in die Ukraine gehen und die beiden Söhne mitnehmen, wenn es mit dem Krieg ernster werde.

Das konkrete Beispiel macht die Differenz in der Dramatik deutlich. Die Berichterstattung der deutschen Medien hat sich darauf geeinigt, vom „Ukraine-Konflikt“ zu sprechen. Hier wird jedoch ganz klar von einem Krieg gesprochen und die Fronten stehen einander auch in diesem Raum gegenüber. In den darauffolgenden Beiträgen geht es um den zweiten Weltkrieg, um die Perestroika, die als eine schwere Zeit von den Teilnehmern aus Russland

erinnert wird. Ein Teilnehmer entgegnet, in Deutschland hätte man die Perestroika als Erleichterung empfunden. Dadurch erst wäre die Möglichkeit entstanden, ein Verhältnis zu Russland zu entwickeln. Zuvor hätte man alles, was mit Russland zu tun hatte, als fremd und gefährlich empfunden. Es wird von Scham- und Schuldgefühlen gesprochen, die aus der Geschichte der Länder hervorgehen. Teilnehmer aus Deutschland verweisen auf die Geschichte des Nationalsozialismus, Teilnehmer aus Russland auf weit zurückliegende und aktuelle Ereignisse in der Ukraine. Diese Gefühle werden in den nächsten Tagen noch sehr oft zur Sprache kommen. Eine Teilnehmerin kommt zurück zu den beiden Ländern, die sich gegenüberstehen, und entwirft ein anderes Bild:

„Das ist Quatsch. Wir haben eine gemeinsame Tradition, gemeinsame Kultur, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Kinder.“

„Nein. Es ist nicht mehr Realität. Es ist schon passiert“, antwortet eine andere.

Der Versuch einer Beschwichtigung scheitert. Der Schmerz ist zu präsent. „Wir leben an der Grenze zur Ukraine. Ich weiß nicht, wer Recht hat. Ich habe mich lange geschämt. Aber jetzt fühle ich auch nationalen Stolz. Ich habe weniger Angst davor, beobachtet zu werden, sondern viel mehr davor, nicht verstanden zu werden, nicht alles sagen zu können“, erzählt eine Teilnehmerin. Die Aussagen dieses Beitrags sind vielseitig. Zum einen wird die definierte Aufgabe aufgegriffen und die Angst geäußert, nicht verstanden zu werden, das zuvor definierte Ziel (einander zu verstehen), nicht erreichen zu können. Zum anderen werden die nationalen Kategorien auf die eigenen Empfindungen *übertragen*. Der nationale Stolz wird ohne Bewertung der Situation und das Wissen um die Situation empfunden. „Wir versuchen über das Gleiche zu sprechen. Aber es gibt verschiedene Realitäten, die nicht zusammenpassen“, bekommt die Teilnehmerin als Antwort.

Ein Teilnehmer aus Deutschland bringt ein, die Identität der Deutschen wäre zerstört worden. Er empfand Scham, als er in Israel war und Scham in Bezug auf die russischen Kollegen. Auch er spricht die nationale Kategorie an und nutzt dafür den Begriff der Identität. Außerdem macht sein Kommentar deutlich, dass zwischen den Teilnehmern nicht nur der Krieg in der Ukraine steht, sondern auch der zweite Weltkrieg und der darauffolgende kalte Krieg. Die Geschichte will verarbeitet werden.

Bis hierhin sprachen die Teilnehmer vor allem eher abstrakt als Repräsentanten von Nationen. Im letzten Teil der Sitzung ändert sich die Dynamik. Nationale Kategorien und Bezüge werden herangezogen, um etwas von sich persönlich zu beschreiben und zu erzählen. Die Mutter eines Teilnehmers aus Russland war Deutsche und seine Tochter studierte nun in der Ukraine. Eine Teilnehmerin aus Russland hat einen deutschen Vater,

die Mutter ist eine Russin. Eine Teilnehmerin betonte, sie habe Wurzeln in Israel, Russland und Georgien. Ein anderer Teilnehmer ist in der Ukraine im russischsprachigen Raum geboren und lebt jetzt in Deutschland. Ebenfalls in der Ukraine geboren ist eine Teilnehmerin aus Russland. Sie bezeichnet die Ukraine als ihre Heimat, der sie gegenüber nun Stolz und Scham empfindet. Sie ist hier, um eine Lösung zu finden für den inneren Konflikt. Und der ist zugleich ein äußerer, ein ganz realer, ein ganz real gefährlicher Krieg. Die zuvor noch so klar definierten Nationen verschwimmen vor dem Hintergrund der familiären und persönlichen Geschichten. Was aus der Perspektive der Beobachterin so deutlich wird, wird von der Gruppe jedoch noch nicht als Widerspruch empfunden. Die Erzählungen von internationalen familiären Wurzeln können die gezogenen Grenzen nicht durchbrechen.

Es war eine intensive erste Sitzung mit einem langen Themenkatalog: Krieg, Nationen, Herkunft, Vergangenheit, Identität mit einer Nation, die mit den Gefühlen Stolz, Schuld und Scham einhergeht. Die sozialen Kategorien werden nach Nationen aufgeteilt und stehen sich starr gegenüber. Sie scheinen logisch und fest und diese Klarheit irritiert vor dem Hintergrund der verwobenen familiären Wurzeln, von denen die Teilnehmer berichten. Die Geschichten über Großeltern und Eltern, aber auch teilweise die eigenen, gehen über die nationalen Grenzen hinaus. Doch die Grenzüberschreitung aus der Vergangenheit wird nicht als verbindendes Element in die Gruppe getragen. Sie verbleibt außerhalb und individuell – das persönliche Einzelschicksal eines jeden. Ein Einzelschicksal, zugleich paradoxerweise vollkommen von der kollektiven Geschichte bestimmt.

Ein verbindendes Element scheint die Suche nach der nationalen Identität zu sein. Es wird nicht so recht klar, warum. Denn hätte man die nationale Identität „gefunden“, wäre die persönliche Differenz vielleicht sogar umso größer. Aus der gegebenen Situation heraus erscheint es jedoch logisch. Die zwischenmenschlichen Grenzen sind nationalstaatlich gezogen worden, innerhalb dieses Rahmens scheint ein Abgrenzungs- und Identifikationsprozess stattzufinden.

Kennenlernen – zweite Sitzung (Freitag)

Die Teilnehmer kommen nach und nach in den Raum und nehmen Platz. „Der ukrainische Stuhl ist leer“, beginnt jemand aus der Runde die Sitzung. Der Stuhl wird offensichtlich nicht einer Person, sondern einer Nation zugeordnet. Diese Einordnung passt zur Dynamik der gestrigen Sitzung. Der darauf folgende Beitrag zeigt jedoch eine neue Dimension: „Ich mache mir Sorgen. Kommt er wohl zurück?“ Der leere Stuhl und die Sorge um andere

Teilnehmer wird die Gruppe in den nächsten Tagen begleiten. Die Sorge gilt dabei einzelnen Personen, nicht nationalen Kategorien, auch wenn der Stuhl „ukrainisch“ ist. Der Fehlende hat sich jedoch nur verspätet. Er entschuldigt sich, der Weg habe länger gedauert als erwartet. Die Sorge der Gruppe stellt sich als unberechtigt heraus.

Das Einstiegsthema der Sitzung ist Sprache. Auch die Übersetzerin hat sich leicht verspätet, sodass die Teilnehmer zunächst befürchteten, eine andere Form der Kommunikation wählen zu müssen. „Ich finde es schön, dass die russischen Kollegen in ihrer eigenen Sprache reden, dann kommt die Persönlichkeit mehr durch.“ Die Persönlichkeit wird angesprochen; etwas Individuelles. Es geht nun also über die Landesgrenzen hinaus; und zugleich mitten hinein. Passend dazu äußert eine Teilnehmerin den Wunsch einer Vorstellungsrunde. Diese habe ihr gestern gefehlt. Tatsächlich kennen die Teilnehmer noch nicht ihre Namen, sofern sie nicht zwischendurch miteinander gesprochen haben oder sich vorher schon kannten. Das Persönliche blieb auch hier exkludiert, hinter dem Nationalen verdeckt. In offizieller Manier stellen sich Teilnehmer der Reihe nach vor, wobei der förmliche Charakter einen Kontrast zu den Emotionen der gestrigen Sitzung darstellt. Namen werden genannt, Wohnort, Beruf (der bei fast allen derselbe ist: Psychotherapeuten, Psychiater), Werdegang. Die Kollegen aus Deutschland unterscheiden dabei zwischen Ost- und Westdeutschland. Es ist nicht ein einheitliches Land, in dem sie aufgewachsen sind. Gründe für das Interesse am Thema der Konferenz werden angeführt. Der Begriff der Identität wird zweimal genannt. Eine Teilnehmerin erzählt, ein Elternteil wäre in Deutschland geboren, der andere in der Ukraine. Das Thema Identität ziehe sich durch ihr Leben und durch ihre Arbeit. Sie wolle wissen, wie die Frage nach Identität in einer Gruppe von Therapeuten bearbeitet werde. Es wird nicht recht deutlich, was sie mit dem Begriff der Identität meint. Doch lassen ihre anfänglichen Ausführungen über die Eltern darauf schließen, dass die Herkunft eine wichtige Rolle spielt. Die Vorstellungsrunde hat eine Funktion erfüllt: „Auch, wenn gestern schon viel Persönliches gesagt worden ist, die Aussagen kamen doch aus einer Gruppe. Es gab eine Zugehörigkeit zu Russen, Deutschen und Ukrainern. Jetzt gibt es etwas Neues, weil die Personen sich als sie selbst vorgestellt haben“, fasst eine Teilnehmerin zusammen. Die Individuen sind sichtbarer geworden. Es ist der erste Schritt, der die Gruppe innerhalb der drei Tage zu einer Gemeinschaft machen wird. Der es möglich machen wird, Gemeinsamkeiten zu finden und die nationalen Grenzen, die am Vortag noch so klar gezogen worden sind, zu überwinden. Einer der Gruppenleiter fragt nach den Träumen der letzten Nacht. Eine Teilnehmerin erzählt, sie wäre in ihrem Traum schwanger gewesen und musste ins Krankenhaus fahren,

um zu gebären. Es seien viele Menschen dabei gewesen, die sich ebenfalls bereit machten, um mit ihr ins Krankenhaus zu fahren. Eine andere Teilnehmerin träumte von einem Zettel mit Buchstaben, den sie im Hotel bekommen hat, jedoch nicht entziffern konnte und deshalb mit in die Gruppe brachte. Doch auch gemeinsam sei es ihnen nicht gelungen herauszufinden, was auf dem Zettel stand. In beiden Träumen gibt es ein Problem, das gelöst werden muss. In beiden Träumen ist die träumende Person auf die Hilfe der anderen angewiesen. Die Interpretation liegt auf der Hand: Jeder ist mit einem Anliegen hier, möchte etwas verstehen oder herausfinden und braucht die anderen dafür. Einer der Gruppenleiter fragt nach den Gedanken der Anderen zu den Träumen.

„Wir kommen alle mit viel hierher. Bringen viel mit.“

„Wir versuchen mit der Gruppe etwas zu verstehen.“

„Ich kam ja selbst nicht zurecht mit dem Zettel, brauchte Hilfe.“

„Zu der Geburt habe ich den Gedanken, dass etwas Neues entsteht. Wie auch bei den Buchstaben. Es geht darum, etwas Neues herauszufinden.“

„Sie suchen eine Antwort auf eine Frage, von der Sie nicht wissen, welche es ist.“

Der Gruppenleiter fasst zusammen, was die Gruppe sich gerade erarbeitet. Ein Analytiker habe mal gesagt: „Eine Gruppe ist wie ein Satz und jede Person ist ein Wort – wir suchen die Grammatik.“ Die Sorge um den zu spät Gekommenen machte dies bereits deutlich. Das Anliegen der Runde ist also nicht nur das Ziel, einander zu verstehen, sondern auch mit Hilfe der anderen etwas zu begreifen, was alleine nicht begriffen werden kann. Die Erzählung und Interpretation von Träumen wird von der Gruppe als Mittel der Kommunikation aufgenommen. Der Gesprächsverlauf verändert sich. Eine Teilnehmerin aus Russland sagt, sie habe von gestern ein Gefühl der Scham mitgenommen. Außerhalb von Russland schäme sie sich, eine Russin zu sein. Als müsse sie die ganze Schuld der Russen auf sich nehmen. Eine andere Teilnehmerin, die aus Russland angereist ist, beschreibt das gleiche Gefühl bei Auslandsaufenthalten nach der Perestroika. Es werde mit der Zeit aber weniger. Nach einer Weile kommt es innerhalb der Gruppe wieder zu einer Konfrontation in Bezug auf den derzeitigen Krieg.

„...in der Ukraine sterben Menschen“, bringt ein Teilnehmer ein.

„Russen sterben auch dort“, wird entgegnet.

„Die Russen sind selbst dorthin gegangen.“

„Wir wollten das nicht.“

Es ist der Dialog zweier Menschen, die der Situation ausgeliefert sind. Sie stehen auf verschiedenen Seiten und wissen nicht warum. Sie verteidigen etwas, was sie nicht selbst

entschieden haben. Die Worte prallen aneinander und können doch nichts weiter tun. Es findet sich keine Möglichkeit, anders darüber zu sprechen. Die Worte müssen zunächst stehen gelassen werden.

Daraufhin wird wieder die Vergangenheit angesprochen. Es geht darum, dass die Deutschen den Genozid an den Deutschen nicht verarbeitet hätten, die Russen nicht den Genozid an den Russen. Eine Teilnehmerin sagt daraufhin, sie „möchte das Wort der Verantwortung betonen, nicht das der Schuld. Schuld ist ein schwarzes Loch, man kann nichts machen. Bei Verantwortung kann man etwas tun.“ Sie deutet damit eine neue Richtung an. Eine Möglichkeit der Kommunikation außerhalb der Konfrontation. Die beiden Parteien greifen die Terminologie auf. Doch die Fronten sind noch zu hart und die Teilnehmer können mit dem neuen Begriff noch nicht arbeiten.

Hilflosigkeit – dritte Sitzung (Freitag)

Die Sitzung beginnt wieder mit einem leeren Stuhl. Eine Teilnehmerin ist noch nicht da. Als sie schließlich ein wenig verspätet in den Raum kommt, gibt eine andere erneut an, sich Sorgen gemacht zu haben. Sie wisse jedoch nicht warum. Die gleichen Elemente, der leere Stuhl und die Sorge, standen am Anfang der letzten Sitzung. Von zwei Teilnehmern wird die Angst geäußert, nie zueinander kommen zu können; sich nie verstehen zu können. Also auch eine Sorge, die jedoch viel globaler ist, die sich auf das gesamte Vorhaben der Gruppe richtet.

Eine Teilnehmerin erzählt von Veranstaltungen in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg, in denen es den Teilnehmern erst durch die Erzählung persönlicher Lebensgeschichten gelang, sich zu verständigen. Ein Teilnehmer antwortet daraufhin, dass es hier anders sei. Dass sie sich trotz der Lebensgeschichten nicht näher kommen würden. Dieser Dialog drückt Hilflosigkeit aus. Als wüssten sie, wie es geht, und würden ihr Wissen auch anwenden, schaffen es aber nicht, zum Ziel zu kommen. Dabei verlangen die Teilnehmer sehr viel von sich. Sie kennen sich gerade einmal den zweiten Tag. Es ist die dritte Kleingruppensitzung, wobei eine Sitzung 1,5 Stunden dauert. Ja, es wurden bereits persönliche Geschichten erzählt, jedoch sind noch nicht so viele zu Wort gekommen und es gab sehr viele andere Themen, die ebenfalls angesprochen worden sind. Anscheinend ist den Teilnehmern noch nicht bewusst, dass sie sich genau auf diesem Weg befinden. Einer der Teilnehmer entwirft eine Metapher. Er hat dazu das Bild von zwei Männchen, die hintereinander herlaufen und versuchen, sich einzuholen, es aber nicht schaffen. Die Metapher wird sich in der nächsten Sitzung verändern.

Gespräche über die Ukraine bilden bei dieser Sitzung den Schwerpunkt. Eine Frage steht im Raum: Wie konnte es dazu kommen? Die Ukraine und Russland gehörten einmal zu einem Land, mit einer Hauptstadt, hätten gemeinsam im Krieg gekämpft. „Ich und Freunde von mir in der Ukraine können es nicht fassen, dass zwischen Menschen, die vor kurzem noch Brüder waren, ein Keil getrieben worden ist.“ Dieser Satz beschreibt den Schmerz und das Unverständnis, und wieder die Hilflosigkeit. Und trotz Schmerz und Unverständnis stehen die Leute auf nur einer Seite von zweien, als hätten sie keine andere Wahl. Daran anknüpfend wird über die Erfahrung von willkürlicher Grenzziehung gesprochen. Ein neues Bild wird gezeichnet: man schläft in einem Land ein und wacht in einem anderen wieder auf, wie zum Beispiel in Gebieten in Polen, die später zur Sowjetunion gezählt worden sind. Dazu wird eine Parallele zur Ukraine gezogen: „Eingeschlafen in der Sowjetunion, aufgewacht in der Ukraine.“ Der Gedanke liegt so nahe, doch niemand wendet das Gleichnis auf die Situation in der Ukraine des zurückliegenden Jahres an. Eine Teilnehmerin sagt: „Da hat man sich gerade an eine Identität gewöhnt und sie wird einem entrissen.“ Die Verbindung zwischen Identität und Nation wird an dieser Stelle unhinterfragt hergestellt. Was macht es mit der eigenen Identität, wenn sich der Staat, in dem man lebt, ändert, ohne dass man seinen Wohnort ändert? Auch hier kann nur eine nationale Kategorie mit dem Begriff der Identität angesprochen werden, da sich im geschilderten Szenario an der Lebenssituation lediglich die Nation ändert. Die Frage nach der Bedeutung des Begriffs der Identität bleibt an dieser Stelle erneut offen, da die Veränderung der Grenzen zunächst einmal die Veränderung der Staatsangehörigkeit bedeutet.

Eine Teilnehmerin aus Deutschland meldet sich zu Wort: „Wir hören ja hier nur die westlichen Medien. Da ist immer die Rede von prorussischen Separatisten und der ukrainischen Bevölkerung. Einige wollen zu Russland gehören, einige nicht. Putins Rolle bleibt unklar. Er soll russische Soldaten einschleusen. Ich habe das noch nicht verstanden. Im Raum liegt viel Schmerz und ich versuche mich einzufühlen. Aber es geht nicht, weil ich die Informationen nicht habe.“ Einer der Gruppenleiter entgegnet: „Aber sie sind Psychoanalytikerin und wollen Fakten. Ist das nicht eher die Angst der Deutschen ‚Nie wieder Krieg, nirgendwo‘ und Hilflosigkeit, weil wir sehen, dass es nicht geht?“ Die Teilnehmerin stimmt zu: Ja, sie habe Angst und das Bild vom Russen, der einfällt, sei noch präsent. Aber sie sei auch froh, über die Ängste sprechen zu können. Das Thema wechselt daraufhin und es wird über andere Ängste gesprochen. Die Sitzung ist bald darauf zu Ende. Der Gruppenleiter und die Teilnehmerin haben sich gemeinsam auf eine Interpretation

geeinigt, die auf eine unbewusste Aussage des Gesagten zielt. Das direkt Angesprochene bleibt jedoch im Raum stehen. Die Teilnehmerin sagt, ihr fehlten Informationen. Sie möchte wissen, was in der Region passiert, wird jedoch nicht wörtlich genommen. Stattdessen werden persönliche sowie kollektive bzw. sogar nationale Ängste und Probleme herausgelesen. Dabei stellt die Teilnehmerin eine sehr berechtigte Frage, wenn sie die Emotionen in Bezug auf ein Thema, in diesem Fall den Krieg in der Ukraine, verstehen und einschätzen will. Wie soll man aus sich heraus und ohne zusätzliche Informationen die Verkettung von politischen Machtverhältnissen verstehen? Können die historischen, wirtschaftlichen und machtpolitischen Dimensionen an dieser Stelle einfach ausgeklammert werden?

Eine Gruppe gefunden – vierte Sitzung (Freitag)

Die Ankündigung eines Teilnehmers bestimmt die letzte Sitzung des Tages. Er wird nicht zu den nächsten Sitzungen kommen, reist heute Abend ab. Die Runde ist betroffen. „Ist etwas passiert?“, „Das tut uns leid.“ Eine Teilnehmerin beschreibt die starke Empfindung, „dass wir in so kurzer Zeit als Gruppe zu einem Organismus geworden sind und wenn jetzt jemand geht, ist das wie eine Amputation. Eine Wunde entsteht.“ Es wird Trauer geäußert. Die Gruppe ist auch neugierig, will wissen was passiert ist, macht sich Sorgen. Das Gefühl der Sorge wurde zuvor bereits geäußert (bei Verspätungen zu Anfang der Sitzungen), jedoch nur von einzelnen Personen. Nun scheinen alle sich an der Empfindung zu beteiligen. Der Teilnehmer sagt zunächst nicht, was der Grund für seine vorzeitige Abreise ist. Es fällt ihm schwer. Eine Teilnehmerin spricht den Gedanken aus, dass es bei einer Gruppenselbsterfahrung in einem anderen Rahmen erzählt worden wäre, hier jedoch „ist es, als ob wir uns hinter Schränken verstecken“. Die Metapher fasst einen Aspekt der ersten drei Sitzungen zusammen, wenn man die Schränke als nationale Kategorien interpretiert. Bisher haben sich alle Erzählungen auf den nationalen Rahmen bezogen.

Daraufhin fängt der Teilnehmer an zu erzählen. Es geht um die Zeit, die man sich für den Beruf und für das Privatleben nimmt, was immer wieder in Konflikt gerät. Deswegen entschied er nun, an den restlichen Sitzungen nicht mehr teilzunehmen. Es macht sich Erleichterung breit. Gedanken werden zu der erzählten Geschichte angeführt. Schnell werden Parallelen gezogen, Gemeinsamkeiten gefunden – Verbindungen entstehen. „Dank ihrer Geschichte sind wir aufeinander getroffen, im Alltag, jeder hat Alltagsprobleme.“ Weiter wird die Sitzung mit noch mehr persönlichen Geschichten gefüllt. Es entsteht eine neue Dynamik und eine Idee entwickelt sich quer durch die Beiträge der einzelnen

Teilnehmer. Diese Idee findet sich zunächst in einem Liedtext aus der DDR, von dem eine Teilnehmerin berichtet: „Sag mir wo du stehst.“ [...] „Du kannst nicht bei uns und bei ihnen genießen.“ - „Warum eigentlich nicht?“, fragte sie sich schon als Kind. Ein nächster Baustein wird dazu gesetzt. Eine Teilnehmerin beschreibt aus Erfahrung: „Früher konnte eine Frau ohne Einverständnis des Schwiegervaters nicht zu ihrer Familie fahren. Die Brücken waren verbrannt.“ Es geht hier darum, dass eine Frau nach einer Hochzeit zu der Familie gehörte, in die sie eingehiratet hat. Und dann die Schlussfolgerung: „Zugehörigkeit – darüber sprechen wir doch.“ Die Kritik folgt unmittelbar: „Ich denke, es ist nicht gut, dass Zugehörigkeit statisch ist.“ Die Idee nimmt Fahrt auf, der starre Begriff der Identität mobilisiert sich zum Begriff der Zugehörigkeiten, von denen man mehrere hat. Hier werden bestehende Strukturen aufgedeckt und in Frage gestellt. Der konstruierte Charakter von Grenzen, Symbolik und Narrativ, des in einem Land abends Eingeschlafenen und morgens im anderen Land Aufwachenden, wird wieder aufgegriffen und kritisiert. Noch am Vortag wurde die Frage nach der Zugehörigkeit mit Nationen beantwortet. Jetzt wird sichtbar: man kann wechseln. Man hat gewechselt.

Ein Teilnehmer erzählt, dass er sich für eine Staatsangehörigkeit entscheiden musste, die alte ablegen, um die neue zu bekommen. Die Entscheidung war verbunden mit dem Gefühl der Scham. Bisher stammten die Beispiele von starren Konstrukten aus der Vergangenheit, aus Erzählungen über die DDR und der konservativen Auffassung der Zugehörigkeiten von angeheirateten Frauen. Die Strukturen schienen überwindbar, doch nun erzeugt die Gegenwart eine neue Struktur, der man ausgeliefert ist. Sie mag konstruiert worden sein, sie mag für falsch erklärt werden, doch das Beispiel macht deutlich, dass Handlungsfreiheiten eingeschränkt sind. Die Konsequenzen sind real und folgenreich. An dieser Stelle drängt sich die These auf, dass in dieser Sitzung der Begriff der nationalen Identität in die beiden Begriffe „Zugehörigkeit“ und „Staatsangehörigkeit“ ausdifferenziert worden ist.

Einer der Gruppenleiter kommt zurück zum Thema Beziehung: „Das Geheimnis einer großen Liebe ist es, den anderen zu ertragen.“ - „Das ist mir zu wenig“, antwortet jemand aus der Gruppe: „Es muss etwas Verbindendes geben.“ Das Gespräch verläuft nun auf einer Metaebene und beschreibt die Entwicklung der Gruppe.

„Man erträgt meistens für etwas. Die beiden Männchen sind jetzt stehen geblieben und suchen sich ein gemeinsames Haus.“

„Oder sie suchen eine Verbindung.“

„Haben sie ja schon. Sie sind ja nicht ganz weggelaufen voneinander. Aber wozu, wieso überhaupt verständigen?“

„Warum weglaufen?“

„Ich habe eine Idee. Es gibt zwei Teile im Menschen: Identität und Individualität.“

Die Idee des Teilnehmers wird jedoch nicht weiter aufgegriffen. Stattdessen geht es nun um die Proteste in der Ukraine, mit denen alles angefangen hat und um die derzeitige angespannte Lage zwischen den Menschen der beiden Länder. Es wird von abgebrochenem Kontakt auf ukrainischer Seite berichtet, von Freunden, die Vorwürfe gegen Russland erheben. Auch der persönliche Vorwurf, die Ukraine nicht zu unterstützen, belastet Freundschaften. Eine Teilnehmerin sagt, sie verstehe das nicht, denn sie wäre doch dieselbe geblieben.

„Ich könnte Ihnen widersprechen. Es fällt mir schwer, neutral zu reden. Das Gleiche, was die Russen über die Ukrainer sagen, sagen die Ukrainer über die Russen. Ich glaube, der Krieg geht jeden etwas an. Und jeder muss Verantwortung übernehmen. Viele wollen nichts damit zu tun haben. Meine Meinung ist: jeder der schweigt, unterstützt das Regime. Ich verstehe die Angst davor. Aber das Gleiche war in Deutschland damals. Ich würde keinen deswegen beschuldigen wollen, aber das Verständnis füreinander geht nur, wenn wir begreifen, dass es uns alle betrifft.“

Auf die deutlichen Worte, die auf die Differenz in den Perspektiven der beiden Länder aufmerksam machen, die die Verantwortung jedes einzelnen Menschen betonen, die alle Anwesenden ansprechen und damit auch alle mit dem Krieg konfrontieren, wird von einem der Gruppenleiter mit einer Metapher geantwortet: „Ich habe den Eindruck von zwei verlorenen Kindern. Ich habe heute erst verstanden, wie wichtig es war, dass Deutschland von den Alliierten demokratisch begleitet worden ist. Zwei Kinder schildern sich ihre Not, können aber nichts tun, weil der jeweils andere auch Not hat.“ Die Metapher nimmt die Spannung aus dem Gesagten heraus, verschleiern und verharmlost jedoch auch die klaren Worte. Denn der Beitrag sagt aus, dass jeder etwas tun kann und beinhaltet eine Aufforderung zur Übernahme von Verantwortung in Form von Handlung. In der Metapher hingegen ist von zwei hilflosen Kindern die Rede, denen Handlungsfähigkeit komplett abgesprochen wird. Vielleicht zeigt der darauffolgende Beitrag einer Teilnehmerin aus Russland eine Reaktion auf diese Differenz: „Ihr könnt uns loslassen. Wir sind soweit.“ - „Ich wünsche einen guten Appetit.“, schließt daraufhin einer der Gruppenleiter die Sitzung. Es ist Freitagabend und die Teilnehmer gehen anschließend zum Abendessen ins Restaurant.

In dieser letzten Sitzung des zweiten Konferenztages sind sich die Teilnehmer näher gekommen. Sie haben ein neues gemeinsames Thema gefunden und sind sich persönlich begegnet. Sie haben gemeinsam eine Idee davon entwickelt, dass feste Strukturen der Zugehörigkeit nicht richtig sein müssen. Die Worte eines Gruppenleiters können als Zusammenfassung für den Kommunikationsprozess herangezogen werden, indem sich die Kleingruppe befindet: „Du hast die Frage gestellt, ob wir ein gemeinsames Fundament finden. Ich meine, wir haben eine Gruppe gefunden. Die Frage ist, ob das genug ist.“

Menschen die fehlen – fünfte Sitzung (Samstag)

Die erste Sitzung dieses Tages beginnt mit Stille. Zwei Personen verspäten sich. Ein Stuhl bleibt erneut leer. Der erste Satz: „Ich bin froh, dass der eine Teilnehmer Privates erzählt hat. Ich hatte heute einen Traum, von dem ich dachte, dass ich ihn nicht erzählen will.“ An dieser Stelle wird noch einmal deutlich, wie wichtig die Offenheit des nun fehlenden Teilnehmers war, über private Probleme zu sprechen. Es eröffnet der Gruppe auch an diesem Tag eine neue Form der Kommunikation und kann als Wendepunkt in der Gruppendynamik bezeichnet werden. Eine andere Teilnehmerin wendet ein, sie hätte ein Problem damit anzufangen, da ja noch jemand fehle. „Der Stuhl ist leer.“ Ihr Kommentar wird nicht wörtlich genommen und dadurch mehr oder weniger übergangen. „Er ist hier“, entgegnet einer der Gruppenleiter. Daraufhin erzählt die Teilnehmerin von ihrem Traum. Sie ist mit einem Kollegen auf dem Nachhauseweg. Dadurch, dass der Kollege sie alleine lässt und einen anderen Weg nimmt, erfährt sie, dass er seine Frau betrügt, da er zu einer anderen Frau fährt, und wird sehr wütend auf ihn. „Das Wort Verrat kommt mir in den Sinn. Gestern habe ich auch vom Fremdgehen geträumt.“ Es fällt der Teilnehmerin schwer, zu erzählen. Das Thema des Traums erinnert sie an eine Situation aus der Vergangenheit. Es geht um eine Gruppentherapie, die sie geleitet hat: „Bei der Gruppentherapie gab es drei Durchgänge und eine Frau kam nach der ersten nicht wieder.“ Es war ein unangenehmer Abschied.

„Hier ist auch wieder ein Platz leer“, sagt einer der Gruppenleiter.

Eine andere Teilnehmerin greift den Beitrag zum fehlenden Teilnehmer auf. Sie konnte sich erst auch nicht erinnern, wer fehlen würde. Sie spricht über ihre Familie. Auch ihr fällt es jetzt leichter, zu erzählen: „Mir wurde klar, dass es wie in der Geschichte ist. Es wird immer etwas verdrängt. Bei mir in der Familie wurde auch viel verdrängt. Ich saß hier zwei Tage kurz vor den Tränen und ich wusste nicht warum. Nach dem Vortrag von dem fehlenden Teilnehmer wurde mir leichter, weil dort etwas Persönliches erzählt worden ist.“

„Ich bin Ihnen dankbar, dass sie Ihre Gefühle so ehrlich teilen. Als Frau möchte ich Ihnen noch sagen, dass Sie eine sehr schöne Frau sind, in Tränen.“ Der Beitrag gilt der Erzählenden des Traums. Die Offenheit der Teilnehmer nimmt sichtbar zu. Außerdem ist die positive Zuwendung zu vernehmen.

Erst jetzt wird das Missverständnis deutlich. Die Teilnehmerin, die nicht anfangen wollte, weil jemand fehle, meinte das Gesagte ganz wörtlich. Es ist ihr sehr unangenehm: „Mir ging es auch so, dass ich im ersten Moment nicht wusste wer fehlt. Ich dachte erst, es wäre eine Frau. Ich habe mich so geschämt, dass ich unpassend interveniert habe. Es erinnert mich an eine Situation, die ich noch nicht erzählen mag.“

„Vielleicht passt es ja.“

Sie erzählt von einer Situation aus der Schulzeit. Sie hatte auf die Frage der Lehrerin eine scheinbar unpassende Antwort gegeben, woraufhin die Lehrerin grob und beleidigend wurde. Sie lachte über ihre Schülerin und stellte sie damit vor der Klasse bloß. Die Erinnerung ist für sie mit viel Scham verbunden. Die Geschichte wird von der Gruppe sehr emphatisch aufgenommen. Einige sehen darin einen Verrat der Lehrerin. Weitere Geschichten folgen. Die Erzählungen werden von der Gruppe in einen Zusammenhang gebracht. Metaphern werden übertragen, Symboliken übernommen und die Geschichten dadurch miteinander verwoben. Es ist eine Interaktion auf verschiedenen Ebenen. Durch direkte Antworten und Nachfragen, durch Interpretationsangebote und die Bezugnahme auf eine jeweils eigene Situation. In den Erzählungen geht es um Verstorbene und Verschwundene, um Ablehnung und Verrat und Scham- und Schuldgefühle. Dabei ist bezeichnend, dass Scham- und Schuldgefühle an diesem Tag zum ersten Mal ohne Bezug zu Nationen geäußert werden. Generell treten nationale Kategorien im Vergleich zu vorherigen Sitzungen in den Hintergrund.

Eine Teilnehmerin aus Russland greift eins der impliziten Themen auf: „Es ist ein Verrat an uns selbst, wenn wir dem System treu bleiben.“ Eine interessante Wendung, die das Paradox genau formuliert. Es gibt ein neues „Wir“. Damit könnte die Gruppe gemeint sein oder auch generell alle Menschen. „Das Andere“ ist nun ein System, gegenüber dem Ungehorsam geübt werden kann. Weiter sagt sie, wenn sie gefragt werden würde, ob sie froh sei, dass die Krim jetzt zu Russland gehöre, würde sie das verneinen: „Wir wurden nicht gefragt, als sie verschenkt wurde, nicht, als sie zurückgeholt wurde.“ „Das Andere“ handelt autoritär und willkürlich. Das Moment der Machtlosigkeit gegenüber bestehenden Strukturen ist wieder da. Ganz ausgeliefert ist man diesen jedoch nicht mehr. Es ist möglich, sich davon abzugrenzen.

Der kollektive Verlust – sechste Sitzung (Samstag)

Die zweite Sitzung an diesem Tag beginnt, als ob es keine Pause gegeben hätte. Die Dynamik der letzten Kleingruppensitzung trägt sich fort. Eins der Themen ist der im Rahmen der Konferenz organisierte Ausflug durch Potsdam. Verschiedene Teile werden thematisiert und interpretiert; die Führung im Schloss Cecilienhof, die Fahrt im Bus. Ein besonderes Thema, denn es geht um gemeinsam Erlebtes (nur einer der Gruppenleiter hat bei dem Ausflug nicht teilgenommen). Die Teilnehmer haben dadurch die Möglichkeit, ihre Interpretationen der Geschehnisse miteinander zu vergleichen. Danach geht die Gruppe wieder zu persönlichen Geschichten aus der Vergangenheit über. Es sind Geschichten der Großeltern aus dem zweiten Weltkrieg.

„In jeder Familie gab es einen, der im Krieg gestorben ist, und in jeder Familie einen im Lager.“

„Oder verschwunden.“

„Oder sie kamen wieder, waren aber nicht mehr lebendig.“

„In meiner Familie gab es Russen und Deutsche, die in Lagern waren.“

Es werden auch Menschen beschrieben, die in den Krieg gingen, um der Verfolgung zu entgehen. „Sie hatte nicht vor, in den Krieg zu gehen. Eines Nachts kam eine Freundin zu ihr und sagte, dass sie auf einer Liste ins Lager stehe. Dann hat sie sich zum Einsatz in den Krieg gemeldet. Es gab nur zwei Wege.“ Erinnerung aus der DDR: „Wir sollten ja vor dem Feind geschützt werden. Aber der Stacheldraht zeigte ja nach innen.“

„Aber ich denke, wir haben etwas Gemeinsames, dass wir etwas fassen wollen, durch unseren Beruf“, fasst einer der Gruppenleiter zusammen. „So wie wir jetzt in der Runde sitzen, sind wir als Sieger und Verlierer rausgegangen“, wirft ein Teilnehmer ein. „Es bleibt das Gefühl, dass Sieger und Verlierer zu sein, einfacher auszuhalten ist als das Unfassbare“, entgegnet ein anderer. Es wird auch der Tag des Sieges in Russland thematisiert und mit verschiedenen Deutungsmustern versehen.

„...ich [bin] jetzt auf der Verliererseite, die den Krieg verloren hat, und auf der Gewinnerseite des Wirtschaftskrieges. [...] Die Vorstellung auf der anderen Seite aus dem Krieg hervorzugehen, als Sieger, das ist nicht leicht, es ist anders, fremd für mich, dieser Stolz und diese Präsentation.“

„Ich habe das eher als Demonstration nach Innen begriffen. Erst habe ich es als Provokation gegen den Westen empfunden, aber das ist es nicht. [...] Ich fühle mich nicht als Siegerin und nicht als Verliererin an diesen Tagen. Für mich als Westdeutsche war es

eine Zonengrenze. Für mich waren wir auf der richtigen Seite. Nach dem Gespräch mit euch wurde mir klar, dass es die falsche Sicht war, von Siegern und Verlierern zu sprechen.“

„Ich habe viele Gedanken und Gefühle dazu, wenn sie von Siegern und von Verlierern sprechen. Im Krieg sind viele aus der Verwandtschaft gestorben. Bei uns war der Tag des Sieges heilig. Sie haben nicht auf den Sieg getrunken, sondern auf das Ende des Krieges und darauf, dass keiner mehr sterben wird.“

„Ich habe nie gesehen, dass so viele Menschen ohne Losung auf die Straße gehen. Und als man sagte, es geht um Politik, war es schmerzhaft, weil so viele Gefühle damit verbunden sind. Ich weiß nicht, wie das im Westen gesehen wurde, aber wir haben einander gesehen, die Schilder mit den Gefallenen.“

„Wir haben das hier auch gemacht. Es sind so viele Namen gefallen“, bringt einer der Gruppenleiter in das Gespräch ein und schlägt den Gesprächsbogen von der Trauer im Rahmen eines Feiertages zur Trauer, die in der Gruppe gezeigt worden ist. Er stellt damit einen Bezug zu der Gegenwart her und eine Leistung der Gruppe heraus. Die Teilnehmer haben sich gegenseitig ihre Gefallenen gezeigt und gemeinsam um sie getrauert.

Auch an diesem Tag wird die Erarbeitung einer Idee der Gruppe deutlich. Es ist die Unmöglichkeit einer Erklärung von Grausamkeit und die Unmöglichkeit, dieser Grausamkeit einen Namen zu geben. Denn sie findet sich auf allen Seiten der Grenzen und zieht sich in immer neuen Gewändern durch die Zeit. Die unterschiedlichen Perspektiven auf die historischen Ereignisse werden ausgetauscht und voneinander angenommen. Es wird nicht die „Richtigkeit“ einer Aussage in Frage gestellt. Die Teilnehmer hören einander zu und lernen voneinander.

Eine Teilnehmerin wendet sich an eine andere, die schon länger nicht gesprochen hat: „Mir fehlt ihre Stimme. Ich spüre die Spannung und die Stimme dazu fehlt mir.“ Diese Szene zeigt die veränderte Dynamik der Gruppe. Ein zaghafter Umgang, der dem anderen mit Achtung und Anerkennung Raum gibt. Die Vermutung war richtig. Die Teilnehmerin fängt daraufhin an zu erzählen. Es geht um die verstorbenen Verwandten im zweiten Weltkrieg: „Ich verstehe, dass hier kein Mensch mit einem einfachen Schicksal sitzt.“ Nach weiteren Beiträgen fasst einer der Gruppenleiter zusammen: „Die Gruppe hat heute eine neue Perspektive eröffnet - über die nationale Trauer hinaus, über den kollektiven kulturellen Verlust, über den Wahnsinn. Das war etwas Neues.“ Ein Moment der Stille folgt dem Gesagten. „Ich glaube jedes ‚wir‘ ist gefährlich“, wendet eine Teilnehmerin ein. „Ich finde es komisch zu sagen, aber in diesem Raum bekomme ich neue Vorstellungen über mich

selbst. Dass jeder Aufmarsch, auch die, über die ich geweint habe, eine andere Seite hat.“ Am Anfang der ersten Sitzung sagte ein Teilnehmer, er würde die andere Seite besser verstehen wollen. Gemeint war Russland. Nun ist „die andere Seite“ zu einer anderen Perspektive, einer anderen Deutung geworden. Es ist fast das Ende dieser Sitzung. Die Teilnehmer verabschieden sich an diesem Tag, indem sie sich beieinander bedanken. Der Ton ist aufrichtig und anerkennend.

„Zeige deine Wunden“ – siebte Sitzung (Sonntag)

Es ist die letzte Sitzung der Kleingruppe. Einer der Gruppenleiter begrüßt die Runde, worauf sich für einige Zeit Stille legt. „Weiß jemand was mit ihr ist?“ – „Ich glaube, sie ist auf ihrem Zimmer, ihre Tasche holen.“ – „Und er kommt wahrscheinlich auch nicht mehr wieder.“ Gemeint ist der Teilnehmer, der sich am Freitag verabschiedet hat. Die Teilnehmerin kommt (mit ihrer Tasche) in den Raum und wieder verbreitet sich Stille. In der ersten Hälfte der Sitzung gibt es immer wieder solche Pausen.

„Ich möchte gar nicht erst anfangen, weil es der Anfang vom Ende ist.“ Jemand anderes ergreift das Wort. Auf dem Weg zur Konferenz sei er an einem Auto vorbeigefahren, in dem ein Georgsband zu sehen war. Er selbst hätte die ukrainische Flagge im Auto und hätte dem anderen gewunken, woraufhin die Insassen nur mit seltsamen Blicken antworteten. Das hätte ihn in die Realität zurückgeworfen. Den Teilnehmern wird die Besonderheit der in der Gruppe entstandenen Atmosphäre bewusst. Von mehreren Teilnehmern wird der Wunsch geäußert, etwas von ihrer Erfahrung während der Konferenz weiterzugeben. Vor dem Hintergrund der Berufe der Teilnehmer ist das nicht nur ein erfreulicher, sondern auch ein realistischer Wunsch.

Eine Teilnehmerin erwähnt die Lieder, die am Vortag, am Samstagabend während des geselligen Beisammenseins in verschiedenen Sprachen gesungen worden sind. Ihr Beitrag verdeutlicht die Entwicklung der Gruppe zu einer Gemeinschaft, die nationale Grenzen nicht mehr akzeptiert: „Weil eure Lieder unsere Lieder sind. Ich wusste gar nicht, dass ich so viele ukrainische Lieder kenne. Dabei spreche ich gar kein Ukrainisch.“ Eine andere Teilnehmerin erzählt von ihrem Traum, in dem die Gruppe sich in ihrem Therapieraum befindet und diesen vor Einbrechern beschützt: „Ich habe die Gruppe in meinen Raum gelassen und ich bin froh.“ Eine Metapher, die sich auf die Gruppe anwenden lässt: Wenn jeder seinen Raum für die anderen öffnet, gibt es auch mehr Raum, den man erkunden und in dem man sich bewegen kann; neue Handlungsoptionen und Freiheiten entstehen. Die Teilnehmer erfahren auf diese Weise nicht nur mehr von den anderen, sondern auch mehr

von sich selbst. Die Metapher wird weiter aufgegriffen: „Als sie gestern von ihrem Schmerz erzählt haben und ich habe mich nicht verteidigen wollen, sondern habe ihren Schmerz verstanden. In dem Moment, wo ich ihren Schmerz anerkenne, werden sie Raum haben, um meinen Schmerz anzuerkennen.“ Das Gespräch verläuft weiter über die Ukraine. Eine Teilnehmerin kommt zu der Schlussfolgerung: „Brutalität hat keine nationale Zugehörigkeit.“ Einer der Gruppenleiter erwähnt einen Künstler und sein Werk „Zeige deine Wunden“, welches nach dem zweiten Weltkrieg entstanden ist. „Das ist das, was wir gemacht haben. Ich glaube, viel mehr ist gar nicht möglich.“ - „Wir stehen alle auf Gräbern in Russland und in der Ukraine. Und es ist so, als ob diese Gräber uns trennen und verbinden“, bezieht eine Teilnehmerin das Gesagte auf den noch andauernden Krieg.

„Ich möchte eine Wunde öffnen“, greift eine Teilnehmerin das Werk des Künstlers auf und erzählt die Geschichte ihrer Großmutter. Sie hatte jüdische Wurzeln und wurde kurz vor ihrer Flucht von einer Nachbarin verraten und daraufhin verhaftet. Die Gruppe nimmt das Erzählte auf und trauert mit der Erzählerin. „Ich habe mal den Spruch gehört, dass jeder beweint werden muss“, fügt ein Teilnehmer dem Gespräch hinzu. Einer der Gruppenleiter greift den Gedanken auf und verbindet ihn mit der Gruppe, die den Raum für die Großmutter gegeben habe, die hier wieder zum Leben erwache. Dies könne auch auf die anderen Personen angewandt werden, von denen innerhalb der Sitzung erzählt wurde. Er stellt damit eine Leistung der Gruppe heraus und das Bild des geschaffenen Raums trägt sich fort. Weitere Geschichten aus der Familie werden erzählt. Es geht um Streit innerhalb der Verwandtschaft, um das Gefühl, von der Familie verraten worden zu sein. Eine Teilnehmerin fasst zusammen: „Verrat hat keine Nationalität. [...] Wir hatten alle solche Väter. Ich bin sehr dankbar, dass ich es hier verstanden habe. Ich habe jetzt Hoffnung.“ Weitere Erzählungen folgen. Man hat das Gefühl, dass die Teilnehmer sich noch sehr viel erzählen könnten. Doch die Sitzung neigt sich dem Ende zu. Jemand wird auf seinem Handy angerufen. „Wir können hier noch viele Geschichten erzählen. Das Telefon hat geklingelt, die Außenwelt meldet sich.“ Eine Teilnehmerin möchte noch etwas loswerden: „Karl Jaspers hat gesagt: ‚Freiheit heißt, mit Menschen ins Gespräch kommen.‘“ - „Ich habe das auch als Freiheit erlebt. [...] Ich habe sehr viel mitgenommen. Mehr als jede rationale Überlegung.“ Alle bedanken sich beieinander.

Schlusswort

Mehrere Themenkomplexe werden zu immer wiederkehrenden Elementen während der Kleingruppensitzungen. Es sind vor allem drei Kriege, die sich in den Erzählungen der

Teilnehmer wiederfinden. (1) Der zweite Weltkrieg. Die Teilnehmer haben ihn selbst nicht erlebt. Doch zum einen sind es die Geschichten ihrer Eltern, Großeltern und anderer Verwandten, die sie mit sich tragen; tragische Ereignisse und Verluste, die heute noch spürbar sind. Zum anderen hat der Aufarbeitungsprozess der Gesellschaft sie stark beeinflusst. Wie erinnert eine Gesellschaft und ein Staat an einen Krieg? Es gibt offizielle Gewinner und Verlierer, es gibt Trauerfeiern und Siegesfeiern, es gibt unterschiedliche Informationsquellen, Geschichtsunterricht in den Schulen. (2) Der kalte Krieg. Die Teilnehmer sind in der Sowjetunion, in Ost- und Westdeutschland aufgewachsen. Alles Staaten, die es heute in dieser Form nicht mehr gibt. Sie haben erfahren, wie das Bild eines Feindes gezeichnet worden ist. Und haben alle gelernt, dass sie auf der „richtigen“ Seite stehen. (3) Der Krieg in der Ukraine. Während der Sitzungen gibt es immer wieder Sequenzen der Konfrontation zwischen einer vermeintlich russischen und ukrainischen Position. Die Gruppe benutzte für die Momente der Konfrontationen eine bisher unerwähnte Metapher, die den Prozess gut beschreibt. Es ist das Bild von Ebbe und Flut, von Wellen, die an eine Kante schlagen und wieder zurückweichen. In einer der ersten Sitzungen ist das Bild noch sehr stark. Später werden die Wellen in der Kommunikation als kleiner beschrieben.

Innerhalb der Themenkomplexe haben die Beiträge zu Anfang einen hohen Grad an Identifizierung mit den jeweiligen Herkunftsländern. Die nationale Identität war zunächst ein statisches Konstrukt, wurde blind verteidigt, mit heftigen Emotionen unterlegt und äußerte sich in Form von Schuldzuweisungen, verlor jedoch nach und nach an Bedeutung. Der Prozess blieb dabei nicht nur passiv. Die Idee von einer festen Zugehörigkeit wurde von der Gruppe auch aktiv in Frage gestellt und für unzulässig erklärt. Grenzziehungsprozesse haben sich zu Vergemeinschaftungsprozessen entwickelt. Der Weg wurde möglich durch die Öffnung jedes Einzelnen gegenüber der Gruppe. Wurden persönliche Geschichten zu Anfang noch als Einzelschicksale empfunden und behandelt, so verschmelzen die Erfahrungen und Empfindungen in den letzten Sitzungen zu einem kollektiven Gefühl der Gruppe. Die Erzählungen prallten nicht mehr an den Grenzen ab, sondern profitieren voneinander. Vor allem über die emotionale Ebene haben die Teilnehmer einen Zugang zueinander gefunden. Schmerz fungiert dabei als grenzüberschreitender, erlebter und gefühlter Faktor. Die Gruppe hat aus drei Nationen eine Gemeinschaft gestaltet; eine Gefühlsgemeinschaft, in der Raum geschaffen worden ist für Geschichten, die unter Umständen noch nie erzählt worden sind. Es war ein Raum für Erkenntnisse zu Themen, die die Teilnehmer zum Teil seit Jahren oder sogar Jahrzehnten

mit sich tragen. Und je mehr die Gruppe sich mitteilte, desto mehr weitete sich dieser Raum. Ein Prozess, der auch als Freiheit empfunden wurde.

An dieser Stelle möchte ich hervorheben, dass die Erzählungen persönlicher Geschichten nicht „nur“ dazu beigetragen haben, dass die Teilnehmer sich nähergekommen sind, weil sie mehr über den Anderen erfahren haben. Darüber hinaus nutzen die Teilnehmer die persönlichen Bezüge, um die Kategorie einer festen nationalen Identität zu dekonstruieren bzw. deren Salienz in Frage zu stellen. Sie haben sich dadurch einen neuen Zugang zu einander verschafft, der überstaatlich funktioniert. Insofern sei an dieser Stelle dem Satz eines Gruppenleiters, es sei nicht viel mehr möglich, als sich gegenseitig die Wunden zu zeigen, widersprochen.

Der Begriff der Identität entpuppt sich dabei als Worthülse, die eine Funktion im kommunikativen Prozess erfüllt. Die inhaltliche Bedeutung muss aus dem Kontext erschlossen werden. In der Kommunikation der Gruppe kann beobachtet werden, dass Identität vor allem als Beschreibung der Herkunft aus einem Land oder Lebensort genutzt worden ist. Im Laufe der Sitzung wird der Begriff als Konstrukt entlarvt und durch andere Begriffe ersetzt – Zugehörigkeit und Staatsangehörigkeit. Zurück bleibt die Frage, was die anfängliche Suche nach der nationalen Identität bedeutet. Wird an dieser Stelle eine Konstruktion an eine andere angepasst? Brauche ich eine nationale Identität, weil ich in einer Nation geboren und aufgewachsen bin? Und was haben die politischen Entscheidungen mit dieser Identität zu tun? In der letzten Sitzung beantworten die Teilnehmer die Frage auf ihre Weise:

„Brutalität hat keine nationale Zugehörigkeit.“

„Verrat hat keine Nationalität.“

Ist es nicht möglich, nicht zu verraten? Loyalitätskonflikte im multinationalen Kontext

Tatjana Jacob-Bekfani

„Ich bin ein doppelter Verräter. Und diesen doppelten Verrat betrachte ich nicht als Niederlage, sondern als tolle Leistung. Wie lange denn werde ich noch in der Lage sein, meine zwei Gesichter zu wahren? Das ist sehr anstrengend.“

Milan Kundera (2008, S. 31)

„Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.“

(Quelle unbekannt)

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Position, die Suche nach Berechtigung und Rolle der eigenen multiplen nationalen Anteile in den eigenen Auffassungen war eines der zentralen Themen der Kleingruppe, die ich beobachtete. Und immer wieder fiel das Wort „Verrat“. Man muss sich wohl entscheiden zwischen dem Einen und dem Anderen. Bei der Auflösung dieses Konfliktes, da lauert der Verrat. Und so war ich wie versteinert von der Wucht der Aussage einer Teilnehmerin, die zuvor berichtete, sie trage mehrere Nationalitäten in sich: „In Deutschland bin ich Russin, in Russland bin ich Jüdin, in Kazachstan bin ich Armenierin und in Armenien - Kazachin. Bin gleichzeitig Täter und Opfer.“

Wie versteinert war ich von ihrem: „Es ist unmöglich, nicht zu verraten!“ Sehr emotional warf sie es ein, ich spürte bei ihr Verzweiflung und Empörung: gleichsam Rechtfertigung und Vorwurf zugleich. Verrat soll also unausweichlich sein. Diese Fest-Stellung fesselt mich, ein inneres Aufbäumen in mir, ein: „Nein. Man muss sich nicht festlegen!“ und gleich im Anschluss: „Oder doch?!“ und dann wieder: „Nein!“ Ich werde des Ausmaßes des leidvollen inneren Konfliktes gewahr, und die Frage wird virulent, ob man sich hier wirklich ent-scheiden muss, bzw. wie gelingt eine Integration, eine Versöhnung von Täter und Opfer.

Einer der Gruppenleiter macht ein Reframing: „Verrat“ sei ein interessantes Thema. Im deutschen hieße es Ver-rat, das heißt sich selbst einen falschen Rat geben. Und mir geht durch den Kopf, verraten hieße ja auch, etwas preiszugeben im Sinne von enthüllen, sich einer einengenden begrenzenden Hülle zu entledigen, sich zu zeigen, frei zu machen. Ist das zu Haltende in sich aber nicht fest genug, so fungiert die Hülle eben auch als das Haltgebende, dessen man bedarf. Erst nach einer vorangehenden Veränderung, in deren Verlauf der Kern gefestigt wird, wird diese haltende Hülle entbehrlich. Es geht um eine Wandlung.

Vorbemerkungen

Auf dieses einzigartige Zusammentreffen von russischen, ukrainischen und deutschen Psychotherapeuten, an dem ich als Beobachterin teilnehmen würde, war ich sehr gespannt. Ich selbst habe russische und deutsche Wurzeln, ja und jüdische. Ostdeutsch bin ich auch, doch Hanseatin konnte ich trotz achtjährigem Aufenthalt inklusive Studium nicht werden, da dies ein Geburtsprivileg ist. Die Verschaffung eines historischen Überblicks über die Verflechtungen von Russland, Ukraine und Deutschland seit der Zeit von den Wikingern und Karl dem Großen als Vorbereitung auf die Konferenz bestätigte: die Drei sind schon sehr verbunden, ununterbrochen, durch Jahrhunderte, verwoben, spiralförmig, wie ein Seil; mal als Freund und mal als Feind. Und je mehr Windungen so ein Seil hat, desto reißfester wird es. Ich denke an Seilschaften: die sich gegenseitig haltenden Bergleute einerseits, die politischen Cliques andererseits.

Und so war ich fasziniert von dem Gedanken, dass ich Zeugin einer Begegnung sein würde, wo quasi meine eigenen inneren nationalen Anteile gegenübertreten werden und fragte mich, ob die Teilnehmer der Konferenz dieselben bzw. welche inneren Fragen und Kämpfe, Rivalitäten und Versöhnungsversuche, wie ich sie seit meiner frühesten Kindheit mit mir selbst austrug, zu Tage fördern werden.

Für denjenigen, dem die Multinationalität in die Wiege gelegt worden ist - wie auch für den, der sie später erworben hat - wird es allzu oft ein ärgerlicher Umstand sein, dass sich ein jeder als Projektionsfläche für seine Phantasien eines dieser nationalen Anteile, ohne zu fragen, einfach herauspickt, um dann im Sammelbecken „ihr Deutschen“ - oder „ihr Russen“, „ihr Ukrainer“ usw. - bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben. Nicht weniger oft bieten diese Anteile aber auch einen sicheren Hafen, indem man sowohl hier als auch dort

als 'Einer von uns' willkommen geheißen wird. „Geschützt durch einen kulturellen Panzer“ nannte dies eine russische Teilnehmerin. Irgendwann wollte ich diese Zuschreibungen, die ich als Fragmentierung und Reduzierung empfand, nicht mehr annehmen, stattdessen eben ein jedes oder auch keines davon sein. Ob dies gelingen kann?

Die Begriffswahl „multinational“ im Titel der vorliegenden Abhandlung erfolgte in bewusster Abgrenzung zu dem häufig verwendeten „multikulturell“. Zwischen den beiden Begriffen liegt ein subtiler Unterschied, der treffend durch den Beitrag einer Teilnehmerin, die über die Grenzziehung zwischen Polen und der Sowjetunion berichtete, verdeutlicht wird: „Die Leute sind in Polen eingeschlafen und aufgewacht in der Sowjetunion.“ Ein anderer stimmt ein: „Es ging uns allen so. Bin eingeschlafen in der Sowjetunion und in der Ukraine aufgewacht.“³ Dieses Phänomen kennen wir auch leidvoll aus der deutschen Geschichte: die Zonengrenze, die auch in der Gruppe thematisiert wurde, die 1961 über Nacht vermauert wurde. Niemand wird anzweifeln, dass die Grenzziehung über Nacht nicht die Zugehörigkeit der Betroffenen zu einer anderen Kultur bewirkt, wohl aber zu einem anderen Staat, einer anderen Nation. Und dieser feine Unterschied der Zugehörigkeit zu einer Nation im Gegensatz zu den eine Nation mitbestimmenden Komponenten wie gleiche Abstammung, Geschichte und Kultur bietet bei einem international bedingten Konflikt durch die Anknüpfung eben an die gemeinsame Geschichte und Kultur die Möglichkeit einer Annäherung und Versöhnung (Akenda 2004). Und so wünscht sich eine Teilnehmerin den Rückgriff auf eine tiefere, gemeinsame, verbindende Basis jenseits von ideologischen Strukturen: „Nicht sowjetisch, nicht kommunistisch. Ich möchte die sowjetische und kommunistische Erde wegschaufeln und mich bis zur russischen vorgraben. Denn wir stehen alle auf derselben Erde.“

Im Folgenden sollen die Inhalte der Kleingruppensitzungen mit Fokus auf Loyalitätskonflikte und das Thema des Verrates in unterschiedlichen Facetten, wie ich es in der Gruppe beobachtet habe, dargestellt werden. Es ging um den Verrat an der Nation, Verrat an der Familie und schließlich um den Verrat an sich selbst. Das aus der eigenen Biographie der Gruppenteilnehmer über Loyalitätskonflikte und Verrat Mitgeteilte fand dann auch in den von den Teilnehmern während der Konferenz berichteten Träumen

³ Zur Auflösung der Kohärenz des Identitätserlebens bei Verlust der Verankerung vgl. Ermann, M. (2011) Identität, Identitätsdiffusion, Identitätsstörung, in: *Psychotherapeut*, Bd. 56, Ausg. 2, 135–141.

Niederschlag. Und bildete sich auch in der Gruppensituation ab: als vorzeitige Abreise eines Teilnehmers, oder auch als Ungenauigkeiten oder Stocken in der Übersetzung.

In der vorliegenden Darstellung werde ich mich zunächst mit den Zugehörigkeiten beschäftigen, was den Einstieg in die Gruppenarbeit bildete und sich sodann in einem differenzierten Gefühl der Verbundenheit und Verantwortung niederschlug. Ich werde dann die Konflikte und Bewältigungsstrategien aufzeigen, die sich in Form der Bewältigung durch Distanzierung und dem Phänomen, das ich Moratorium nenne, beschreiben lassen. Schließlich wird etwas Neues entstehen, eine „erarbeitete Identität“. Abschließend werde ich zeigen können, wie sich Loyalitätskonflikte in der Gruppe reinszenieren.

Inwieweit die als Verrat empfundene Lösung des Loyalitätskonfliktes zur Schuld führt, beleuchtet der Aufsatz von A. Kind in diesem Buch. Wie es auch die Protagonistin in Kunderas *Identität* erahnen lässt, indem sie nach dem diesem Aufsatz vorangestellten Zitat - „Wie lange denn werde ich noch in der Lage sein, meine zwei Gesichter zu wahren? Das ist sehr anstrengend.“ - ihre wahrscheinliche Bewältigungsstrategie entwirft und fortführt: „Der Tag wird kommen, an dem ich nur ein einziges Gesicht haben werde. Das schlechtere von beiden natürlich.“ Und - gleich im Anschluss an ihren imaginierten Treuebruch sich selbst gegenüber - ihre Verlustangst äußert: „Wirst du mich dann noch lieben?“ (Kundera 2008, S. 31). Ob sich bei ihr in der Folge Scham und Schuld entwickelt, bleibt hier der Phantasie des Lesers überlassen. Die Teilnehmer der von mir beobachteten Gruppe aber sprachen sehr berührend von ihrer eigenen Zerrissenheit, ihrer Scham und ihrem Schuldempfinden, in einer Offenheit, die Hochachtung verdient.

Zugehörigkeiten

Notwendige Bedingung für jeden Loyalitätskonflikt ist das Empfinden von Zugehörigkeit: eine innere Verbundenheit muss sich zunächst herausgebildet haben. Sodann lösen widersprüchliche Bindungen - zum Beispiel zu zwei Ländern, zu Vater und Mutter, oder auch zu eigenen Werten und zu denen einer Gemeinschaft -, also eine Triangulation, den Konflikt aus.

Einstieg in die Gruppenarbeit

Eine erste Triangulation zeichnete sich bereits zu Beginn der Gruppenarbeit ab: da ist zunächst ein jeder Teilnehmer, sodann die Gruppe und wir, die zwei Beobachterinnen, als drittes. Die Gruppe, dies sind zehn Teilnehmer: fünf Deutsche, drei Russen, ein in Deutschland lebender Ukrainer und eine Teilnehmerin, die sich halb als Ukrainerin, halb als Russin präsentierte. Die Moderation haben ein deutscher und ein nach eigener Aussage „verengländerter“ deutscher Gruppenleiter inne. Die Dolmetscherin stammt aus Uzbekistan.

Die erste Sitzung beginnt mit der Antizipation eines Konfliktes: „Es ist schon eine große Sache, beobachtet zu werden.“ Was und wieviel will man von sich preisgeben, über sich mitteilen. Es ist der Widerstreit zwischen dem Bedürfnis, sich zu schützen, und der Treue zu der Gruppe, aber auch zu sich selbst im eigenen Selbstverständnis, als fairer Teilnehmer entsprechend dem gemeinsam vereinbarten Ziel zu agieren, also offen zu sein. Es geht um uns, die zwei Beobachterinnen, die stillen Teilhabenden, aber nicht aktiv Teilnehmenden - und somit nicht Gebenden -, die Aufzeichnungen machen. Trotz unserer russischen Vornamen, wie sie russischer nicht hätten sein können, werden wir als Deutsche wahrgenommen. Während eine deutsche Analytikerin gelassen damit umgeht, dass beobachtet und mitgeschrieben wird, sie sei „aus eigenen psychoanalytischen Settings gewohnt, dass irgendjemand irgendwas mitschreibt“, und der Ukrainer im Beobachtetwerden eine Chance sieht, „aus der eigenen starken Emotionalität herauszukommen und sich selbst ein Beobachter zu sein“, ertönen auch kritische, beunruhigte Stimmen. Ein aus Ostdeutschland stammender Teilnehmer erklärt seine stark ablehnende Haltung durch seine Sensibilisierung aufgrund der Bspitzelung in der DDR. Wohingegen die russisch-ukrainische Teilnehmerin die Schärfe, Feinheit und Verletzlichkeit des Themas ins Feld führt. Obwohl Teil des Settings - wobei moniert wird, dass die Beobachtung im Vorfeld hätte mehr thematisiert werden müssen⁴ -, werden wir Beobachter als nicht zum Gruppenprozess zugehörig empfunden. Der geschützte Raum wird als aufgebrochen erlebt und es wird hinterfragt, ob die Teilnehmer „sich vielleicht nicht so sehr öffnen würden, weil beobachtet zu werden sie beeinflusst“. Hier wird die Befürchtung geäußert, dass die Teilnehmer es möglicherweise nicht werden aushalten wollen, ihre persönliche Geschichte, ihre Einstellungen, ihr inneres Erleben freizulegen,

⁴ Tatsächlich war schon im Programm-Flyer auf die teilnehmende Beobachtung hingewiesen worden.

während andere, unbeteiligte, zu denen wegen ihres Schweigens kein Vertrauen aufgebaut werden kann, nicht nur Zeugen ihrer Selbstoffenbarungen werden, vielmehr sie auch noch - über das „Wie“ und „Wozu“ wird spekuliert - dokumentieren. Wird hier durch das Setting ein Verrat, ein bewusstes Hintergehen der Gruppe durch Verschweigen, provoziert?

Die Intervention des Gruppenleiters, dass beobachtet zu werden ja auch Sicherheit geben könne - er verweist auf die unzähligen Kameras der Videoüberwachung in London - findet keinen Anklang. Erst als er mit Nachdruck fragend darauf hinweist, ob es nicht vielmehr darauf ankomme, dass sie, die Gruppenleiter, die Teilnehmer hören würden, löst sich die Spannung. Die Ordnung der Wertigkeiten ist wiederhergestellt, ein Themenwechsel findet statt und das Gespräch kommt in Gang. Ein deutscher Teilnehmer fragt eine russische, mit welchen Erwartungen sie hergekommen sei, und man taucht in das Thema der Konferenz ein. Die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Nationalitäten wird offengelegt, und somit auch die Zugehörigkeit zu Kriegsparteien: im Zweiten Weltkrieg oder im aktuellen Krieg in der Ukraine. Eine russische Teilnehmerin räumt ein, ihre Befürchtungen hätten sich weniger auf die Beobachter bezogen, sondern eher darauf, was sie „sagen darf“ und ob sie „angenommen werde.“

Innere Verbundenheit und Verantwortungsgefühl

Eine in Russland lebende Analytikerin erzählt,⁵ dass sie in die Ukraine eingeladen wurde, um dort zu arbeiten. Sie hätte gespürt, dass sie sich schämte, sie fühlte sich schuldig. Zwar sei sie mit der Regierung nicht einverstanden. „Aber ich kann mich doch von ihr nicht abwenden. Ich lebe dort, ich zahle meine Steuern, das ist mein Land.“ An dieser Stelle begründet sie ihre Loyalität durch aus Vernunft hergeleiteter Verbundenheit mit dem Land, in dem sie lebt. Diese Verbundenheit bleibt trotz Ablehnung der durch die Regierung verfolgten Ziele bestehen, wird dadurch nicht aufgehoben. Die Teilnehmerin fährt fort, dass sie die Verantwortung für das Handeln der Regierung übernehme und sich in der Folge schäme und Schuld verspüre. Am zweiten Tag erzählt dieselbe Teilnehmerin unter zurückgehaltenen Tränen, ihr Großvater habe zu ihr gesagt, Russland sei nicht Stalin oder Breschnew. „Russland ist dein Herz.“ Ihre Verbundenheit mit dem Land der Russen ist sowohl im Rationalen als auch im Emotionalen verankert.

⁵ Im Folgenden werden die Redebeiträge der Teilnehmer nicht chronologisch, sondern thematisch der inhaltlichen Gliederung des Textes entsprechend angeführt.

Eine andere russische Teilnehmerin erzählt, dass ihr Sohn eine Ukrainerin geheiratet habe. Deren Vater sei nicht zur Hochzeit gekommen, weil Putin den Krieg angefangen habe. „Aber wir sind doch Menschen! Wir sind nicht die Regierung“, kommentiert sie die Einstellung des Vaters der Schwiegertochter. Sie distanziert sich also von der Regierung, und wehrt sich dagegen, den politischen Konflikt in die Privatsphäre zu übertragen. Anders als der Vater, der die Verantwortung für die Handlungen der Regierung dem russischen Schwiegersohn einzig aufgrund dessen Herkunft überträgt, und ihn und seine Tochter mit seinem Nichterscheinen bei der Hochzeit stellvertretend strafen will.

Zwei Teilnehmer machten eine übereinstimmende Erfahrung der Erstarkung ihres Zugehörigkeitsgefühls im Hinblick auf die Ukraine seit dem Maidan im Frühjahr 2014. Beide sind in der Ukraine geboren; der eine ist zum Studium nach Deutschland umgesiedelt und hat sich irgendwann einbürgern lassen. Die andere lebt seit ihrem Studium in Russland. „Jüngst fühle ich mich ukrainischer denn je“, sagt er. Und sie, sie habe etwas wie einen „Ruf der Heimat gespürt“. Zwar habe sie einen starken inneren Konflikt, wo sie hingehöre, räumt die Teilnehmerin ein. Doch wenn das Gefühl der Zugehörigkeit früher „nur romantisch“ gewesen sei, so sei es jetzt - sie macht eine kurze Pause, holt tief Luft: „Oh, Ukraina!“, ruft sie mit kraftvoller lauter Stimme aus und bekräftigt ihre Worte mit einer energischen Bewegung nach oben ihrer zur Faust geballten Hand.

In den angeführten Beispielen ist den Erzählenden sehr bewusst, aus welchem Grund sie sich zugehörig fühlen. Betroffene berichten aber auch, dass sie Trauer, Angst oder Schuld empfinden, ohne genau zu wissen, warum. Das Verantwortungsgefühl wird - wie von einer russischen Analytikerin angemerkt - als transgenerational wahrgenommen: „Ich denke, das Verantwortungsgefühl wird vererbt.“ Wenn aber eigene Wertvorstellungen mit diesem ererbten Verantwortungsgefühl im Widerstreit stehen, entsteht ein Konflikt. Wenn dann noch hinzukommt, dass der Betroffene die Ursachen des Verantwortungsgefühls nicht kennt, so zum Beispiel, wenn die Familiengeschichte teilweise im Dunklen liegt, verschwiegen und verheimlicht, so muss sie zunächst ans Licht befördert, bewusstgemacht werden. Erst dann kann eine Arbeit am inneren Konflikt stattfinden. Dafür ist es notwendig, die Verbindung zu der Täter- und Opfergeneration, zu den Familienbiographien, wo sie verloren gegangen ist, wiederherzustellen und wo sie noch da ist, sie aufrecht zu erhalten.

Die Suche nach Wiederherstellung der verlorenen Verbundenheit zeigte sich in der Gruppe als ernsthafte Unternehmung des Erinnerns, des Nicht-Vergessens. Eine als Bedrohung

wahrgenommene Aufgabe. Eine Teilnehmerin gibt zu: „Ich habe Angst, weiterzudenken.“ Ihr Großvater hatte einen hohen Rang in Berlin inne. Was wäre, wenn sich die Familienbiographien hier in der Gruppe kreuzten? Wenn ihr Großvater kraft seiner Position jemandem was angetan hat, der mit einem der Teilnehmer verwandt ist?

Die Gruppe tastet sich langsam an das schwere Erbe heran. Eine Teilnehmerin erzählt, sie „komme gerade aus Armenien“, wo des Genozids der Türken an den Armeniern vor hundert Jahren gedacht wurde. Es sei die „Jahrhunderttrauer des armenischen Volkes“. Sie sprechen zunächst nicht über eigenes, nicht über Russen, Deutsche, Ukrainer. Der Gruppenleiter interveniert: die Deutschen hätten nach dem Krieg über das Leiden der Juden gesprochen; nicht über den „Genozid von Deutschen an Deutschen“. Und für die Russen sei es schwierig über „Genozid unter Stalin zu sprechen, über den Genozid von Russen an Russen“. Die nach Armenien Gereiste berichtete, dass dort überall Vergissmeinnicht als Symbol des Gedenkjahres blühe, „ganz Armenien ist lila“. Die Dolmetscherin ist nicht sicher, wie Vergissmeinnicht aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt wird. Sie sagt, es seien Blumen wie Vergissmeinnicht. Aber das seien sie nicht. Es seien andere, so ähnlich. Eine Russin versucht zu helfen: der Name der Blume bedeute „vergiss mich nicht“⁶. Die Dolmetscherin ist noch immer verunsichert und übersetzt es schließlich als Veilchen. Vielleicht, weil lila auf Russisch fioletovy heißt, und somit phonetisch näher an Veilchen liegt. In diesem Moment frage ich mich, ob diese Fehlleistung der Dolmetscherin mit dem Thema zu tun hat. Es geht um Völkermord. Um die Toten. Die nicht vergessen werden sollen. Und hier in der Gruppe, da findet der Kampf gegen das Vergessen und gegen das Verdrängen statt. Die Bürde ist niederdrückend, es bilden sich Widerstände (vgl. Bohleber 2012), die sich auf die Dolmetscherin übertragen. Diese wehrt sich nun gegen „Vergissmeinnicht“ und übersetzt unverfänglich nicht korrekt.

Um die individuelle Familienbiographie Stück für Stück wiederherzustellen, berichteten die Teilnehmer von Familiengeheimnissen, die zuvor ein kohärentes Verbundenheitsgefühl zur eigenen Geschichte unmöglich machten. „In der Kindheit [...] wurde mir verheimlicht, dass ich jüdisch bin“, enthüllt eine nichtdeutsche Teilnehmerin ganz am Anfang der ersten Kleingruppensitzung. In ihrer Kindheit und Jugend wurde ihr durch das Familiengeheimnis

⁶ Ne zabud' (rus) - vergiss nicht; Nezabudka (rus, *Pflanze*) - Vergissmeinnicht.

verunmöglicht, ihre Herkunft zu verorten und innere Verbindung zu ihren Wurzeln aufzubauen.

Am zweiten Tag bringt sie einen Traum mit: „Ich habe geträumt, dass ich schwanger bin. Ich muss zur Entbindungsstation.“ Es sei an der Zeit gewesen, zu gebären. Viele festlich gekleidete Menschen, bei denen sie nicht verstanden habe, ob sie Verwandte oder Freunde seien, seien da gewesen, um sie zu begleiten. Aus der Gruppe fällt der Kommentar, sie alle hätten „viel mitgebracht“. Die Träumerin kann dies zunächst nur symbolisch als Traumgeschehen ausdrücken, dass etwas an das Licht der Welt will, dass es an der Zeit sei, dass jenes, was sie in sich trägt, herauskommt.

Erst drei Tage später, zum Ende des letzten Zusammentreffens, fährt sie mit der am ersten Tag eingeleiteten Erzählung der Geschichte fort und erinnert Einzelheiten darüber, wie ihre jüdische Großmutter „von den Nazis ermordet“ wurde. Verraten durch eine Unbekannte wurde sie deportiert, und später gab es „nur Anzeichen, dass sie wahrscheinlich in Gaskammern umgekommen ist“. Ein weiterer Verrat schließt sich an, denn, so geht die Erzählung weiter, die Großmutter wurde „offenbar von anderen Verwandten nicht gesucht“. Die Gruppe nimmt Anteil an der Biographie-Arbeit der Erzählerin, will „Raum schaffen, in dem [ihre] Oma weiterlebt“, wie der Gruppenleiter es formuliert, und eine Deutsche fragt leise weinend nach dem Namen: „Wie war ihr Name?“ Es kommt keine Antwort. Der Ukrainer fragt nochmal: „Wie war ihr Name?“ „Ich weiß nicht“. Sie hat ihn vergessen, obwohl sie, wie sie weitererzählt, ihre Mutter oft nach ihm gefragt hatte. Sie weiß noch, dass sie ihn mochte, den Namen und den Klang. Aber dann konnte sie ihn nicht erinnern. „Ich hatte in mir selbst unbewusst diese Abneigung gehabt.“ Fährt fort: „Fühle mich schuldig. Als ob ich sie verrate.“ Sie bedankt sich bei der Gruppe für das Nachfragen und sagt im Anschluss, dass sie sehr froh sei, jetzt in Deutschland gewesen zu sein. „Es war für mich wichtig, diese Verbindung zu durchleben.“

Auch der jetzt in Deutschland lebende Ukrainer äußerte seine Dankbarkeit für den Raum, den die Gruppe geschaffen hatte, den Raum, der ein Nachspüren der eigenen Vergangenheit ermöglichte. Er erzählt, dass „die gesamte Familie des ukrainischen Großvaters“ von den Deutschen „vernichtet“ wurde. Und räumt ein, dass diese Geschichte für ihn stets sehr weit weg war, jetzt aber - in der Gruppe - wahrnehmbarer wurde.

Eine andere russische Teilnehmerin teilt mit, dass es auch in ihrer Familie „ein Geheimnis um die Großmutter“ gab. Ihr, der Enkelin, wurde bis ins junge Erwachsenenalter verschwiegen, dass ihre deutsche Großmutter Selbstmord begangen hatte. Erst als sie selbst eine persönliche Krise durchlebte, habe ein Außenstehender es ihr erzählt. Es war ihr schon als Kind bekannt, dass sie Deutsche sei. Aber man habe nicht über die Deutschen gesprochen: Zu Hause schwiegen alle.“ Der Vater sprach nicht Deutsch und hatte seinen deutschen Nachnamen abgelegt. Als sie zehn Jahre alt war fand sie ein Buch mit Fotos vom Konzentrationslager. Dann habe sie den deutschen Teil von sich abgetrennt. „Der Verräter ist in dir drin, und du tötest dich selber“, konkludiert sie. „Und es endet, wenn du darüber sprechen kannst.“

Der Konflikt und Bewältigungsstrategien

Nach der Darstellung, wie sich die Teilnehmer ihre Zugehörigkeiten zu einzelnen Nationen und auch zu der eigenen familiären Geschichte erarbeitet haben, stellt sich die Frage, welche Modi der Konfliktbewältigung sie einschlugen, welche Bilder sie hierzu entwarfen und welche weiteren persönlichen Narrative sie den anderen mitteilten.

Bewältigung durch Distanzierung

Ein deutscher Analytiker bekennt, dass er bei Reisen nach Israel „Scham empfinde“ und sich „zum Schluss nicht mehr als Deutscher zu erkennen geben wollte“. Ebenfalls eine Deutsche sagt, sie sei mit Scham, eine Deutsche zu sein, aufgewachsen, obwohl sie - Anfang der 1940er Jahre geboren - mit dem „Dritten Reich nichts zu tun“ hatte. Und eine Russin erzählt, dass sie ein ungutes Gefühl habe, wenn sie als Russin erkannt wird. „Ich schäme mich, eine Russin im Ausland zu sein. Als trüge ich die Schuld aller Russen.“

Eine Möglichkeit der Distanzierung und somit der Vermeidung eines Konfliktes ist die Verleugnung. Das Nichtoffenbaren(wollen) der eigenen Herkunft kann zum einen mit Nichtidentifizierung zusammenhängen. In diesem Fall wird ein innerer Konflikt kaum anzunehmen sein, da sich der Betroffene von etwaigen Vorhaltungen schlicht nicht angesprochen fühlen wird. Dieser Verarbeitungsmodus war nicht das Thema der Teilnehmenden. Wohl aber wurde das Gegenteil als Tendenz angesprochen: die Scham, der Widerwille, als Deutscher oder Russe erkannt zu werden, trotz - oder gerade wegen - der Identifizierung mit einer Nation. Das Zugehörigkeitsgefühl ist dabei so stark, dass die

Übernahme von Verantwortung als unumgänglich empfunden wird, auch für als negativ bewertete Handlungen des Bezugsobjektes. Dies ist aber wegen der empfundenen Schuld und auch aufgrund des Mitgefühls für die Opfer schwer zu ertragen, so dass der Betroffene zu vermeiden sucht, als Verursacher von Leid - oder als im Lager des Verursachers Stehender - wahrgenommen zu werden. Er umgeht somit Konfrontationen und Anschuldigungen, und muss sich weder erklären noch entschuldigen.

Es ist der offene Konflikt, dem durch das Verschweigen, das Nichtoffenbaren von Zugehörigkeit, aus dem Wege gegangen werden kann. Dieser Vermeidungsmechanismus führt jedoch zur Verlagerung des Konfliktes nach innen, indem in der Folge eine doppelte Verleugnung zu verarbeiten ist: einerseits die Nichtübernahme der Verantwortung für eine Nation, Gruppe oder ein Objekt, von dem man sich distanziert, und andererseits die Selbstverleugnung.

Das Moratorium

Neben der Konfliktbewältigung durch Distanzierung kann der Betroffene bei widerstreitenden Bindungen in einem Zustand des Verharrens, des Sich-nicht-entscheiden-Könnens, der Zerrissenheit verbleiben. Diesen Modus der Konfliktbewältigung nenne ich das „Moratorium“, in Anlehnung an einen von J. E. Marcia (1980) im Kontext der Identitätsbildung benannten Krisenbewältigungsmodus. Marcia erarbeitete ein Konzept der Identitätszustände, wobei er darauf abstellt, ob eine innere Verpflichtung in den jeweiligen Gegenstandsbeziehungen besteht oder nicht besteht, und ob eine Krise vorkommt oder ausbleibt. Die sich im Moratorium befindende Person ist in einer Krise, nimmt sie ernst und sieht sich zunächst mit der Krisenbewältigung überfordert. Diesem Menschen stehen zwei Alternativen offen, und es ist ihm bewusst, dass er sich letztendlich entscheiden und eine innere Verpflichtung eingehen müssen. Im Zustand des Moratoriums ist er jedoch wie eingefroren und sieht sich zwischen den beiden Lösungsvarianten kontinuierlich hin- und hergerissen (Haußer 1995).⁷

Für diesen Zustand des Entzweitwerdens haben die Gruppenteilnehmer einen Ur-Mythos gefunden: das alttestamentarische Motiv des salomonischen Urteils. Dort streiten zwei

⁷ Berry nennt das Weg- und Hinbewegen zu zwei unterschiedlichen Kulturen "Marginalisierung".
Berry, J.W. (1997) zitiert nach Seiffge-Krenke (2012, S. 161).

Frauen um ein Kind und, da sie sich nicht einigen können, treten sie vor den König, dass er ein Urteil fälle. Dieser weist an, das Kind solle zweigeteilt werden: jede von den beiden Frauen solle eine Hälfte erhalten. An ihrer Liebe zu dem Kind erkennt der weise Salomo die wahre Mutter: diejenige, die bittet, das Kind heil zu lassen und es lebend der Rivalin zu geben. „Wir sind im ersten Teil der Geschichte“ beiläufig eine Teilnehmerin klarzustellen. Der zweite Teil sei noch unbekannt: „Wer liebt das Kind mehr?“

Ein sehr ähnliches Motiv kommt in der chinesischen Geschichte „Der Kreidekreis“ vor, die Bertold Brecht seinem Theaterstück „Der kaukasische Kreidekreis“ zugrunde gelegt hat. Wobei Brecht allerdings das Gleichnis insofern umkehrt, als er in seinem Stück das Kind nicht der leiblichen Mutter - die das Kind verlassen hat - zuspricht, sondern der Magd, die es in Sicherheit gebracht und versorgt hat. Er kehrt somit die Anspruchsperspektive um: nicht die Mütter haben Ansprüche auf die Kinder, sondern die Kinder haben Anspruch auf die bestmögliche Mutter. Ich erinnere mich lebhaft an eine Inszenierung im Berliner Ensemble, wie das hilflose Kind in die Mitte eines Kreidekreises gestellt wird. Die beiden Mütter ziehen und zerren an ihm, versuchen, es auf die eigene Seite zu bringen. Das Kind aber ist nur Objekt und hat selbst keinerlei Handlungsfähigkeit, es kann keine Entscheidungen treffen, von der Gunst der mehr liebenden Mutter abhängig. In dieser Situation kann es weder Selbstvertrauen - die Zuversicht, die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen - noch Selbstbewusstsein - die Zuversicht, sich zu behaupten und durchzusetzen - haben (Haußer 1995). Betrachtet man ein jedes Individuum als Kind einer Nation, so haben viele der Teilnehmer der Gruppenkonferenz mehrere Mütter. „Ob es nicht eine Wachstumsmöglichkeit sei“, gibt der Gruppenleiter zu bedenken, „dass die beiden Teile sich nicht bekämpfen, sondern etwas Neues entsteht.“

Etwas Neues entsteht - „Erarbeitete Identität“ (Haußer 1995, S. 81)

Sein Vater sei ein Nazi gewesen, erzählt in der ersten Gruppensitzung ein deutscher Analytiker. Sein jüngerer Bruder „wurde zum Kasper, der versuchte, die Familie aus der Depression zu holen“. Der Gruppenleiter interveniert: „Wie kann man Eltern lieben, die vielleicht Massenmörder waren.“

Die Auseinandersetzung mit dem Thema der Loyalität und des Verrates an gemeinsamen Werten, der Zerrissenheit, die dadurch entsteht, und deren Bewältigung erfolgt zunächst symbolisch und wird durch einen Traum in die Gruppe eingeführt. In der fünften Sitzung,

nachdem die Teilnehmer sich durch das gegenseitige persönliche Erzählen emotional näher gerückt sind, sagt eine deutsche Analytikerin, sie hätte geträumt: „Ein Kollege hat sein Handy vergessen.“ Sie ruft ihn an - „komischerweise“ mit seinem Handy -, um es ihm nach Hause zu bringen. „Er sei in seiner Zweitwohnung“ und bleibe auch dort, teilt er ihr mit. Sie denkt, er habe eine Affäre und ist „empört“. „Jetzt treffe ich seine Frau und was sag ich da?!“ Die Träumerin fährt fort: „Im Traum sage ich: Du Schwein! Da fällt mir eben Verrat ein.“

Es geht um einen Loyalitätskonflikt, sogar um zwei: einmal im Traumgeschehen explizit als Treuebruch, und zum zweiten in den Einfällen, die die Träumerin zu den Traumgehalten hat. Diese Einfälle seien mit einer von ihr in der beruflichen Praxis erlebten Situation verbunden, erklärt sie, und aufgrund ihrer Schweigepflicht möchte sie ihre Deutung der Gruppe nicht mitteilen. „Ich erzähle es nicht, weil es ein Verrat wäre.“ Im Traum selbst wird sie ungewollt Mitwisserin eines - vermuteten - Verrates und gerät in einen Loyalitätskonflikt. Denn teilte sie der Ehefrau ihre Vermutung mit, würde sie ihren Kollegen verraten. Erzählte sie es nicht, wäre sie unaufrichtig gegenüber dessen Frau und verriete somit ihre eigenen Ideale und Wertvorstellungen: ihren Anspruch auf Aufrichtigkeit. Der Gruppenleiter merkt noch an: „Das Telefonat im Traum ist ja ein Selbstgespräch.“

Kurze Zeit später, in derselben Sitzung, erzählt eine andere deutsche Analytikerin eine Geschichte aus ihrer Schulzeit, die auf die Symbolik von Märchen und Mythen zurückgreift. Ihre Deutschlehrerin habe sie „höhnisch ausgelacht“, weil sie die Symbolik des roten Apfels nicht verstanden habe. Die Lehrerin erkläre, dass die Äpfel in dem durchgenommenen Lehrstoff für „Geborgenheit und die Erfahrung des Geliebtseins“ stünden, erinnert die Erzählende. Seitdem seien rote Äpfel für sie „Symbol für Beschämtheit“. Der Gruppenleiter deutet das Handeln der Lehrerin als Verrat an ihrem Beruf. Ein Teilnehmer findet, die Lehrerin übe Missbrauch aus: „Das, was sie geben sollte, hat sie genommen.“

Unmittelbar im Anschluss meldet sich die Träumerin wieder zu Wort. Diesmal mit einer Kindheitsgeschichte über ihren Vater. Sie komme aus der DDR, leitet sie ein. Ihr Vater sei in der Partei gewesen, „hat sich hochgedient“, wurde Kampfgruppenleiter. Einmal sei sie mit einem politischen Witz nach Hause gekommen. Da habe er gefragt, wer ihn ihr erzählt habe. Weinend erzählt sie, dass sie ihm wahrheitswidrig geantwortet habe „weiß nicht

mehr.“ Er lachte und sei zufrieden gewesen, sie - verwirrt: „Was darf man sagen, was nicht? Wohin damit?“ Was ist mit den Familienbanden, wenn die Tochter dem Vater nicht vertrauen kann. Wenn dieser erleichtert ist - anstatt es zu bedauern -, dass das Kind sich den politischen Gegebenheiten anpasst und unaufrichtig ist.

Das war die quälende Frage: Wenn ein bedeutendes Bindungsobjekt sich von gemeinsamen Werten abwendet, einen Verrat an gemeinsamen Zielen begeht, welche Mechanismen stehen dann zur Verfügung, um Loyalität dieser Person gegenüber aufrecht zu erhalten? Wie kann die Zuneigung beibehalten werden, wenn diese Person Handlungen begeht, mit denen das Subjekt sich nicht identifizieren kann? Wenn diese Handlungen das erträgliche Maß an dessen, was noch annehmbar wäre, übersteigen? Der Gruppenleiter unterbreitet einen Lösungsvorschlag: „Den Täter in sich selbst entdecken.“

Die Teilnehmer erzählen dann auch von ihren beiden widerstreitenden Anteilen. Die eine sagt, ihr deutscher Vater sei in einem Lager Repressalien ausgesetzt gewesen. Die Mutter sei Russin. „Das sind meine beiden Teile“ resümiert sie und fährt fort, sie alle - gemeint sind die Gruppenteilnehmer - „sollten innere Beobachter herausholen, um Opfer und Aggressor zu sehen“. Nur eine Hoffnung habe sie, gesteht sie in erregter Stimmung ein, „es auszuhalten“. Ein anderer erzählt von zweien seiner Onkel: der eine hätte als Ukrainer in der SS-Armee gegen die Russen gekämpft. Der andere Onkel kämpfte dann, nachdem er in einem deutschen Konzentrationslager gewesen war, in derselben SS-Armee. Bei einer anderen Teilnehmerin war es die Geschichte des kriegsgefangenen Onkels und die Angst vor den Russen. Ein Weiterer erzählt von einer Frau, deren deutscher Vater Lagerinsasse war. „Aber erst nach der Heirat mit einem russischen Offizier“ habe die Mutter für die Tochter Ausweispapiere machen lassen. Die Teilnehmer teilen sich gegenseitig noch mehr biographische Geschichten mit: von Vätern, die gemordet haben; von Vätern, die verschwanden; von Müttern, die verschwiegen; von Großvätern und von Großmüttern. Geschichten, die teilweise weiter oben bereits - im anderen Kontext - beschrieben wurden. „Bevor wir uns gegenseitig fühlen und verzeihen können“, resümiert der Ukrainer den stattfindenden Wandlungsprozess, „brauchen wir, dass jemand unseren eigenen Schmerz anerkennt.“

Nach dieser schmerzvoll erarbeiteten Integration der eigenen widerstreitenden Anteile nach Bewältigung des individuellen inneren Loyalitätskonfliktes geschieht sodann nicht selten ein Paradox: in zugeschriebener Rollenumkehr wird das nunmehr autonome Subjekt vom

ehemals Verratenen selbst zum Verräter. Hat der Betroffene für sich eine Position gefunden, die einer der beiden streitenden Parteien widerspricht, so wird er sich seinerseits mit einem Loyalitätsbruch, d.h. Verratsvorwurf, konfrontiert sehen. Sollte die erarbeitete Position gar eine Dritte sein, also weder die des einen, noch die des anderen, werden beide Seiten Vorhaltungen machen. Je nach Grad der subjektiven Bedeutsamkeit des Gegenstandes, kann es zu einem Zerwürfnis mit gravierenden Konsequenzen für den vormals im Konflikt Zerrissenen einhergehen. Kollektivistische bzw. beziehungsbasierte Kulturen (Smith 2011), wie zum Beispiel in Asien oder in arabischen Ländern, gehen in der Ächtung des Verrates bis zur Ausstoßung des als abtrünnig angesehenen Gemeinschaftsmitgliedes - mit verheerenden psychischen und seelischen Konsequenzen für den Betroffenen (vgl. Seiffge-Krenke 2012).

Die konflikthafte Belastung der Beziehung zu wichtigen Bezugspersonen durch Einnehmen einer autonomen Position beschreibt eine Teilnehmerin, die lange Zeit in der Ukraine gearbeitet hatte. Nach dem ersten Maidan habe sie sich gefreut, dass die Menschen in der Ukraine in der Lage waren, etwas auszusprechen. Sie habe dann auch Geld geschickt, um die Menschen dort zu unterstützen. Aber als es gewalttätig wurde, habe sie Angst bekommen und die Unterstützung eingestellt. Ihre Freunde werfen ihr dies nun vor, viele haben den Kontakt abgebrochen. „Aber was ist denn los. Ich bin doch dieselbe!“ Die Geschichte wiederhole sich, wirft eine andere Teilnehmerin ein. Es sei wie im Jahre 1917: „Wenn du nicht für uns bist, bist du gegen uns.“

Das offene Sichbekennen zum abweichenden Standpunkt trägt eine autonome subjektive Entscheidung nach außen und macht dadurch angreifbar. Diese Angriffe muss das Subjekt überleben können. Für die Aufrechterhaltung des Selbstbewusstseins ist es jedoch unabdingbar, zu seinen Ansichten stehen zu können, sich nicht verstecken zu müssen, standhalten zu können. In nationalen Konflikten gehört zuweilen sehr viel Mut hierzu: wenn für bereits Geschehenes überwältigende Schuld und Scham empfunden wird, wenn bereits der Krieg tobt, wenn Bindungen und Emotionen stark sind.

Reinszenierung des Loyalitätskonflikts in der Gruppensituation

Mit „Ich möchte gerne eine Ankündigung machen“ eröffnet ein deutscher Teilnehmer die letzte Sitzung des zweiten Konferenztages. Er „werde heute Abend nach Hause fahren“ teilt er mit und erläutert, dass dies „nichts mit der Situation hier zu tun“ hätte. „Es hat familiäre

Gründe“, die er nicht näher ausführt. Wie auch bei den Gruppenteilnehmern, entfalten sich bei mir Phantasien, welche komplizierte Situation dies wohl sein mag, ob jemand ins Krankenhaus gekommen oder gestorben sei. Die Frage schwebt in der Luft, niemand stellt sie. Eine russische Teilnehmerin kommentiert, ohne den Wegentschlossenen direkt anzusprechen, dass er „von sich aus erzählt hätte“, was los sei, wenn er in einer psychoanalytischen Gruppe wäre.

Durch Rückgriff auf seine Identität als Analytiker und als Teilnehmender einer Gruppenanalyse ermahnt sie ihn implizit, ja fordert Loyalität der Gruppe gegenüber ein. Dem Teilnehmer, der die zu seiner Abreise führenden persönlichen Umstände der Gruppe nicht mitteilen will, wird gleichsam vorgehalten, dass er sich hierdurch nicht den Regeln des Zusammentreffens entsprechend verhält. Es folgt eine Reaktualisierung und Neubewertung des inneren Konflikts des Teilnehmers, den er für sich gelöst zu haben glaubte durch die Entscheidung, keine eingehende Erklärung für seine Abreise zu geben. Der Druck der Gruppe wird stärker, durch den Gruppenleiter unterstützt. Der mildert diesen zwar einerseits ab, indem er sein hypothetisches Geschehen nach England verlagert - dort sei es anders -, ermutigt jedoch das Einfordern: Jemand hätte solange gefragt, bis er was erzählt hätte. Und stellt das Abstandnehmen von Interventionen in Aussicht: Er als Leiter habe nichts sagen dürfen.

Der zur Abreise Entschlossene ist in einen doppelten Konflikt verwoben: Abreisen oder nicht; Erzählen oder nicht. Den ersten hatte er bereits durch seine feste Entscheidung, abzureisen, gelöst. Nun löst er auch den zweiten: er entschließt sich, der Gruppe sein privates Problem - und damit auch den Grund, die Gruppe zu verlassen, - mitzuteilen und vermeidet damit, ein Geheimnis zu hinterlassen. Er macht seine Entscheidung transparent, die Distanzierung nachvollziehbar, die dann auch akzeptiert werden kann. Durch die Offenlegung seiner Motive respektiert er das Interesse der Gruppe am Informiertsein. Sich selbst macht er zwar in der dann folgenden Diskussion durch die Selbstoffenbarung verletzlich, bewahrt aber seine Wahrhaftigkeit.

Schlussbemerkungen

Im beobachteten Gruppenverlauf haben sich zwei Loyalitätskonflikt-Achsen herauskristallisiert: eine, die das Jetzt mit der Vergangenheit verbindet, die Vertikale hinunter zu den Wurzeln, die zeitliche Dimension. Sich an ihr entlang bewegend, suchte

die Gruppe den Zugang zur Geschichte ihrer Eltern und Großeltern, suchten die Teilnehmer eine Versöhnung von Täter und Opfer. Auf der zweiten Achse, der horizontalen räumlichen Dimension, gespannt von der einen Nation zur anderen, versuchten die Teilnehmer ihre beiden Mütter-und-Väter-Nationen, bei sich zu halten. Ich habe ein Bild vor Augen, jenes des Kindes im Kreidekreis, nur, dass die von beiden Seiten haltenden Hände keine ziehenden und zerrenden, sondern stützende werden. Am Schnittpunkt dieser beiden Achsen liegt wohl der haltende Kern.

Literaturverzeichnis

- Akenda, J.C.K. (2004). *Kulturelle Identität und interkulturelle Kommunikation. Zur Problematik des ethischen Universalismus im Zeitalter der Globalisierung*. Frankfurt am Main/London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Bohleber, W. (2012). *Was Psychoanalyse heute leistet; Identität und Intersubjektivität, Trauma und Therapie, Gewalt und Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Haußer, K. (1995). *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer.
- Kundera, M. (2008 [1997]). *Die Identität*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Marcia, J.E. (1980). Identity in adolescence. In J. Adelson (Hrsg.), *Handbook psychology* (S. 159-187). New York: Wiley & Sons.
- Seiffge-Krenke, I. (2012). *Therapieziel Identität*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Smith, P.B. (2011), Cross-Cultural Perspectives on Identity. In S.J. Schwartz, K. Luyckx & V. L. Vignoles (Hrsg.), *Handbook of Identity Theory and Research*. Volume I. Structures and Processes (S. 249-266). New York: Springer.
- Weinreich, P. et al. (2013 [2003]). Basic primordialism in ethnic and national identity. In Weinreich P. & Saunderson, W. (Hrsg.), *Analysing Identity. Cross-cultural, societal and clinical contexts* (S. 115 - 170). Hove, New York: Psychology Press.

Die Trauer der Anderen

Robert Stricker

Fremde Schatten

*Ich war hineingeglitten
In eine wirklich unwirkliche
Zwischenwelt.*

*Es gab kein Gestern,
kein Morgen
in ihr,*

*nur mein scheinbares
Hiersein*

*Mit ausgebreiteten Schwingen
im Flug
ins Licht.*

*Seltsam
hockte meine Seele
zwischen den gelben Blüten
des Ginsters.*

*Die Augenlieder
bis über die Knie gezogen
betrachtete ich*

*das Treiben fremder Schatten.
(Carlan, 2003)*

Die Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs liegen wie Schatten auf den Nachkriegsgenerationen. Anhand einer Kleingruppensitzung soll veranschaulicht werden, welche Schwierigkeiten durch transgenerationale Traumata entstehen können und wie auf der Basis von gemeinsamer Trauer ein Verständnis innerhalb einer Gruppe entstehen kann. Die Gruppe bestand aus neun Teilnehmerinnen und Teilnehmern, zuzüglich zweier Gruppenleiter und eines Dolmetschers. Es nahmen Teilnehmerinnen und Teilnehmer russischer und deutscher Nationalität teil. Die folgende Darstellung basiert auf Protokollen und meiner Erinnerung der Ereignisse. In der Gruppe, die ich beobachtete, entstand in der vorletzten Gruppensitzung eine Dynamik, bei der durch das Teilen einer traumatischen Erfahrung der vorherigen Generation und gemeinsamer Trauer darüber ein gegenseitiges Verständnis erlangt wurde, welches bei zuvor politisch, theoretisch und metaphorisch geführten Diskussionen nicht erreicht werden konnte.

Zunächst möchte ich darauf eingehen, wie beschrieben wird, dass traumatische Erfahrungen und Trauerarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg oft vernachlässigt wurden. Danach werde ich die Folgen für das Miteinander innerhalb und zwischen den Generationen erörtern. Weiterhin werde ich zeigen, wie traumatische Erfahrungen auch auf die dritte Generation, die Kinder der Nachkriegsgeneration, übertragen werden und in ihr wiederaufleben. Darauf folgend werde ich die Themen zusammenführen und die Aufarbeitung des ursprünglichen Traumas beschreiben. Ich möchte zeigen, wie gemeinsam erlebte Trauer ein gegenseitiges Verständnis ermöglichen kann. Dazu werde ich quasi als „Vertreter“ dieser dritten Generation meine eigenen Gefühle in Bezug auf die berichteten Erlebnisse beschreiben und reflektieren.

Der Gruppenprozess – mein Vorverständnis

Es wurde deutlich, dass die Gruppe, die wir beobachteten, betroffen war von traumatischen Erfahrungen, welche die Generation ihrer Eltern und Großeltern im Zweiten Weltkrieg erlebt hatten. Es ist schwer zu definieren, was unter einer Generation zu verstehen ist. Menschen aufgrund ihres Geburtsdatums zusammen zu fassen, ist zu kurz gegriffen. Im Folgenden wird Generation als Einheit verstanden, die sich anhand zeitspezifischer ihr zugeschriebener Erfahrungen, Aufgaben und Einstellungen definiert (Moré, 2013, Absatz 2). In Reaktion auf Erfahrungen der vorherigen Generationen, sowie bewusst und unbewusst weitergegebener Einstellungen und Werte manifestiert sich eine introjizierte Struktur in der nachfolgenden Generation. Freud fand wie sich das Selbst interaktiv durch

Konflikte mit den Eltern wie dem Ödipuskomplex formiert. Da diese Konflikte in Interaktion stattfinden, haben unbewusste und bewusste Aspekte des Selbst der Eltern direkten Einfluss auf die Entwicklung und Gefühlswelt sowie das Selbsterleben des Kindes (vgl. Fonagy, Steele, Moran, Steele & Higgitt, 1993). Dieses von Freud auch als „Gefühlserbschaft“ bezeichnete Konzept findet hier Anwendung bei der Suche nach einem Verständnis übergreifender Erfahrungen wie dem Zweiten Weltkrieg. Freud (1912) schrieb: „Dann dürfen wir aber annehmen, daß keine Generation imstande ist, bedeutsame seelische Vorgänge vor der nächsten zu verbergen. Die Psychoanalyse hat uns nämlich gelehrt, daß jeder Mensch in seiner unbewußten Geistestätigkeit einen Apparat besitzt, der ihm gestattet, die Reaktionen anderer Menschen zu deuten, das heißt, die Einstellungen wieder rückgängig zu machen, welche der andere an dem Ausdruck seiner Gefühlsregungen vorgenommen hat. Auf diesem Wege des unbewußten Verständnisses... mag auch den späteren Generationen die Übernahme jener Gefühlserbschaft gelungen sein.“ (Freud, 1912, S. 161)

Der Zeitgeist einer Generation hätte somit schon in Freuds Auffassung Auswirkungen, die durch Übertragung unbewusster elterlicher Einstellung und Erfahrungen das Selbstempfinden der folgenden Generationen prägen. Zeigen die Eltern Verhaltensweisen und Gefühle, welche das Kind nicht verstehen oder zuordnen kann, so bleiben ohne Aufarbeitung negative, unverstandene Teilaspekte bestehen, die nicht in das Selbst integriert werden können. Bei Traumatisierungen und fehlender Trauerarbeit kann es somit zu einer unbewussten transgenerationalen Traumaweitergabe kommen, sowie einer Weitergabe von unverstandener Trauer, von tabuisierten Themen oder unverarbeiteten Erfahrungen. Hierbei bildet sich ein intrapsychischer Raum, in dem die Kinder zu unbewussten und ungewollten Erben der Schatten ihrer Eltern werden – so eine anschauliche Metapher (vgl. Moré, 2013, Absatz 3.2). Die Schatten können in der folgenden Generation zu Konflikten und Spaltungen führen. Bereits Karl Mannheim stellte fest, dass „das Generationenphänomen [...] eines der grundlegenden Faktoren beim Zustandekommen der historischen Dynamik“ ist (Mannheim, 1928, S. 565, zitiert nach Moré, 2013, Absatz 2). Eine Schlüsselszene aus der von mir beobachteten Sitzung:

Alexandra aus Russland schwieg nach der persönlichen Vorstellungsrunde bei Eröffnung der Gruppe bis zum Ende der zweiten Gruppensitzung. Zum Abschluss dieser zweiten Sitzung erzählte sie, nachdem die Gruppe sich mit dem Thema Krieg befasste, eine

persönliche Geschichte. Ihre Großeltern hätten nie über den Krieg geredet, ihr sei aber dennoch eine Geschichte bekannt geworden. Ihre Großmutter sei als Mädchen verschleppt worden, um zu arbeiten. Ihre Arbeit sei es gewesen, gefallene Soldaten anonym zu beerdigen.

Der Zweite Weltkrieg war ein Ereignis in der Geschichte der Menschheit, das an Grausamkeit nicht zu überbieten war. Aus der Geschichte, die Alexandra erzählte, wird deutlich, warum die Folgen noch heute so spürbar sind. Dass die Großeltern nicht über Erlebnisse des Krieges redeten, war weit verbreitet. Viele belastende und traumatische Erfahrungen wurden aus Scham und Schmerz verschwiegen, so dass auch für Trauer kein Raum blieb. Trauer dient der Bewältigung von Verlusten und auch von Niederlagen. Margarete Mitscherlich (1979) hatte Trauer wie folgt definiert:

„Trauer ist ein seelischer Vorgang, in dem ein Individuum einen Verlust mit Hilfe eines immer wiederholten, schmerzlichen Erinnerungsprozesses langsam zu ertragen und durcharbeiten lernt, um danach zu einer Wiederaufnahme lebendiger Beziehungen zu den Menschen und Dingen seiner Umgebung fähig zu sein.“ (Mitscherlich 1979, S. 982)

Bereits Freud wies in seiner 1915 erschienenen Schrift „Trauer und Melancholie“ darauf hin, dass Trauerarbeit als gestaltender, aktiver Prozess zu verstehen ist. Zeit heilt nicht von allein alle Wunden (vgl. Eckstaedt & Klüwer, 1979). Verschiedene Autoren, unter anderem Verena Kast (1994) und Yorick Spiegel (1973), publizierten Modelle sogenannter Trauerphasen (etwa nach Y. Spiegel: Schockphase, Kontrollierte Trauer, Phase der Regression, Phase der Anpassung), in denen spezifische Aufgaben bewältigt werden müssen, damit eine Verarbeitung des Verlustes durch Trauerarbeit gelingt. Grundlegend für diese Traueraufgaben ist, dass der Trauernde sich mit Erlebtem auseinandersetzt und mit Anderen darüber spricht. Nach einem Krieg wird jedoch Trauerarbeit erheblich erschwert. Um Verluste durch Trauerarbeit bewältigen zu können, muss die Trauer bewusst erlebt und akzeptiert werden, um neue Erfahrungen ins Selbstbild integrieren zu können.

Viele der Erfahrungen, die während des Zweiten Weltkriegs gemacht wurden, gingen mit erheblichen Traumatisierungen einher. Eine Traumatisierung verhindert jedoch eine Auseinandersetzung mit Erlebtem, da die Belastungen, welche die Erinnerung auslöst, die kompensatorischen Fähigkeiten häufig übersteigen. Um zu trauern, ist diese Auseinandersetzung jedoch essentiell. Das Erlebte ist zu schmerzhaft, um es in nur einer

Aufarbeitung bewältigen zu können. Infolge dessen kann es zu einer Verdrängung von Traumata und einer Hemmung der notwendigen Trauerarbeit kommen. Nicht aufgearbeitet bleiben Traumata weiter unbewusst wirksam.

Weiter wurden im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg die Phänomene von Täter- und Opfer-Scham beschrieben. Matthias Hirsch (2007) hat die affektiven Erlebensweisen der Scham und des Schuldgefühls, sowie deren Unterschiede und Zusammenhänge dargestellt. Bei der Täter-Scham empfindet die Person Scham, da sie sich in der Rolle des Unmoralischen, des Schuldigen sieht und dazu der Kritik angesichts eigener, als verpflichtend und relevant erkannter Maßstäbe aussetzt, ohne sich dieser Selbstkritik entziehen zu können. Mit Opfer-Scham meint Hirsch, wenn eine Person sich selbst das Recht, zu trauern abspricht; meist, weil eine unbewusste Schuld verarbeitet wird oder man sich nicht in der Schwäche der Opferposition gesehen wissen möchte. Außer Acht gelassen wird, wie sehr jeder Beteiligte eines Krieges Opfer wird. Allerdings – klar wird damit auch, dass das Schema von Täter und Opfer unzureichend ist. In der öffentlichen Diskussion wollen v.a. bestimmte Gruppierungen Anerkennung dafür, dass auch die Deutschen „Opfer“ gewesen seien. Das gilt für individuelle Schicksale gewiss. Nicht aber bei der kollektiven Erinnerung; diese kann versöhnend nur gelingen, wenn die Perspektive der von Deutschland überfallenen Länder gilt, dass die Deutschen Angreifer, also Täter waren.

Neben dem Phänomen der Täterscham spielen in der von mir beobachteten Gruppe Verleugnungstendenzen eine wichtige Rolle. Um ein positives Selbstbild aufrecht erhalten zu können, werden negative Selbstaspekte verleugnet. So werden Schuld und Schamerleben abgewehrt und ein Trauerprozess verhindert. Opfer-Scham zeigt sich, weil mit dem Gefühl, Opfer gewesen zu sein, ein Gefühl von Schwäche, von verheerender Niederlage verbunden wird. Scham kann auch für ein unverschuldetes negatives Ereignis erlebt werden. Die gefühlte Abwertung des Ichs ist mit großer Scham verbunden, welche zu Verdrängungsprozessen führen kann. Zu trauern, ist erschwert, weil sich Trauernde nicht selten schuldig gegenüber anderen Opfern fühlen. Das eigene Leid wird als geringer erachtet und mit dem Schicksal derjenigen verglichen, die ein schlimmeres erlitten haben: „Wie kann ich trauern, wenn ich doch eigentlich noch Glück hatte? Ist es nicht respektlos gegenüber allen, denen es so viel schlechter ergangen ist? Wieso habe gerade ich überlebt?“ Hirsch (2007) spricht hier von „Überlebensscham“. Sie ist gerade bei denen, die den Holocaust überlebt haben, beschrieben worden.

Auch politische Interessen können Trauerarbeit behindern. Siegreiche Kriegsparteien verbinden mit der Darstellung der Geschichte oft Beschönigung und Heroisierung des Krieges, um Kriegshandlungen zu rechtfertigen und in der Bevölkerung keine Zweifel und Schuldgefühle aufkommen zu lassen. Heroisierungen finden bis in die nächsten Generationen statt. Demgegenüber ist es wichtig, zu erkennen, dass durch angemessene Trauerarbeit den Folge-Generationen nicht die Last der Trauer aufgebürdet wird.

Diana aus Russland erzählte von ihrer Kindheit. Es habe damals in der Schule ein Set von Büchern mit vielen Geschichten von Pionieren und Kinderhelden gegeben. Sie hätten die Aufgabe bekommen, sich mit einem von ihnen zu identifizieren. Diana habe aber nicht gewusst, wer sie habe sein sollen, da sie sich in keiner der Figuren wiedergefunden habe. Sie erinnere sich daran, dafür Ärger bekommen zu haben und wie ihr danach eine Figur „aufgezwungen“ worden sei.

Trauer und Identifizierung

Heroisierung und Verleugnung blockieren einen Trauerprozess. Dieser ist für eine Integration von negativen Aspekten notwendig und ermöglicht ein authentisches Elternselbst, mit dem man sich sowohl identifizieren als auch von ihm abgrenzen kann. Alexander und Margarete Mitscherlich (1967) beschrieben in ihrem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ die Folgen dieses Phänomens verleugneter Trauer in Deutschland als mangelnde Fähigkeit, die NS-Zeit aufzuarbeiten. In Dianas Geschichte werden Pioniere und Kinderhelden als Vorbilder eingebracht. Der Krieg wird glorifiziert, was dem Grauen des Krieges nicht gerecht wird. Des Weiteren wird Ablehnung der Identifikation nicht akzeptiert, sondern Identifikation mit dem gewollt sichtbaren Teil der Kriegsgeneration gefordert. Um zu verstehen, warum diese Identifikation mit einem Helden, etwas zunächst positiv Besetztem, so schwerfiel, ist eine grundlegende Funktion von Trauer zu betrachten.

Wahrgenommene Trauer führt zu Respekt und Akzeptanz gegenüber dem Trauernden. Dies zeigt sich sehr deutlich selbst im Krieg, wenn Waffenruhen häufig nur vereinbart werden, um Gefallene und Verletzte zu bergen, zu behandeln oder zu bestatten. Selbst bei tief verwurzelten Feindschaften ist Trauer oft der letzte akzeptierte Aspekt von Menschlichkeit, der Feind wird zwischenzeitlich wieder als Mitmensch erlebt. Es gab Verbrüderungen an allen Fronten. Demgegenüber wird jemand, der bei einem Trauerfall keine mitfühlende Reaktion zeigt, in der Regel als herzlos betrachtet. Trauer hat, wie jede andere Emotion,

eine stark interaktive Komponente. Der Ausdruck von Mitgefühl und Respekt gegenüber dem Trauernden ist in fast allen Gesellschaften soziale Norm. Über Respekt und Mitgefühl hinaus kann auch Mit-Trauer empfunden werden, selbst wenn man persönlich keinen Verlust erlebt hat. Diese Reaktionen beruhen auf der Sichtbarkeit der Trauer. Zeigt eine Generation keine Trauer, hat dies Auswirkungen auf Akzeptanz und Respekt durch die folgende Generation. Kinder streben eine Identifikation mit den Eltern an, genauso wie Eltern wollen, dass sich ihre Kinder mit ihnen identifizieren.

Weitergegebene, durch blockierte Trauer und Traumata in der Elterngeneration ambivalent gehaltene Gefühle, können zu Fremdheit gegenüber den Eltern führen. Um innere Widersprüche zu vermeiden, werden Eltern entweder abgelehnt und so die nicht integrierten Aspekte des Selbst in den Fokus gerückt oder diese verdrängt und verleugnet, was Identifikation mit den Eltern zwar ermöglicht, diese jedoch auch in eine nicht anfechtbare Position hebt. Aus dieser Dynamik entsteht innerhalb der folgenden Generation eine verstärkte Polarisierung zwischen einer Gruppe, die durch Identifikation die Werte der Elterngeneration übernimmt und einer Gruppe die sich stark von der Elterngeneration und ihren Werten abgrenzt.

In Dianas Erzählung wird deutlich, warum Identifikation mit der Kriegsgeneration nicht gelingt, weil Heldengeschichten einen sehr geringen Teil der Kriegserfahrung absolut setzen und die Schatten der vorherigen Generation außen vor lassen. Denn wer auch immer Heldengeschichten zu erzählen hat, weiß, dass andere Menschen dabei ums Leben kamen. Das ist der Schatten, das Ungesagte, das Zuhörer sich denken, aber niemals aussprechen dürfen. Schon im Erzählen wird der Schatten gebannt. Dieser stellt eine ständige, unaussprechbare Frage an den Erzähler: „Hast Du getötet? Bist Du ein Mörder? Wie kann ein Mörder ein Held sein?“

Martin aus Deutschland spricht davon, dass geopolitisch die Tendenzen zur Spaltung immer da seien. Daraufhin erzählte der Gruppenleiter, dass nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, man in der Ukraine angefangen habe, anders zu denken als im Rest des sich auflösenden Sowjetimperiums. Es folgte eine lange Pause. Karina entgegnete, dass sie diese Spaltung zum Beispiel auch in Moskau erlebe, nicht im Freundeskreis, sondern in ihrer eigenen Familie. Ihre Tochter gehöre der Opposition an, ihr Sohn laufe mit einem Putin-Shirt herum. Sie sei der Meinung, dass viele Dinge in der Welt, die zum Beispiel durch Politik usw. ausgetragen würden, eigentlich persönliche Konflikte seien.

Karina geht in diesem Abschnitt nicht nur auf die Spaltung ein, sondern auch darauf, dass sie glaubt, dass es oft persönliche Konflikte seien, die in politischen Auseinandersetzungen ausgetragen würden. Auch wenn diese Auffassung etwas reduktionistisch sein mag, wird doch durch sie artikuliert, wie Konflikte aus der problembehafteten Identifikation mit der vorherigen Generation entstehen. Um die eigene Identität zu stabilisieren, wird ein Teil des Selbst verdrängt, finden sich Akzeptierende und Ablehnende in gegensätzlichen Realitäten wieder, die nicht vereinbar sind. Die oben genannten Autoren stimmen darin überein, dass solche Konflikte sich in der dritten Generation nicht abschwächen. Dies zeigen auch Untersuchungen von Rosenthal et al., nach denen sich in der dritten Generation sogar noch eine verstärkte Tendenz zum Agieren zeige (Rosenthal et al., 1997, 2002, zitiert nach Moré, 2013, Absatz 5). Das könnte einen Hinweis darauf geben, warum die alten Konflikte gerade in heutiger Zeit wieder aufbrechen.

Wir, die Beobachter, gehören dieser dritten Generation an. Wir waren nur Beobachter, unserer Rolle war klar definiert, unser Verhalten reglementiert, wir griffen nicht ins Gruppengeschehen ein. Dennoch waren wir Teil des Geschehens, auf unsere Gegenwart wurde reagiert, in uns entstanden Gefühle und Gedanken, für die Gruppe waren wir öfter auch Projektionsfläche für Wünsche und Bewertungen bzgl. ihrer eigenen Kinder.

Tamara aus Russland sagte, dass sie heute einen Traum gehabt habe, sie wisse jedoch nicht, ob es angemessen sei, darüber zu reden, doch sie würde es jetzt einfach tun. Ihr Traum handle von den beiden Beobachtern. Sie habe zwischen ihnen eine romantische Geschichte gesehen, eine junge Liebe, die herzerwärmend gewesen sei. Doch diese Liebe sei dann doch nicht möglich gewesen und sei durch etwas blockiert worden, was sie als sehr ungerecht empfunden habe.

Bei der Besprechung des Traums in der Gruppe wurde die im Traum bestehende Blockade der Liebe zwischen den Beobachtern assoziativ mit der Blockade der Sprachlosigkeit der Beobachter gegenüber der Gruppe verknüpft. Dieser Traum lässt sich jedoch auch als Metapher für Spaltung innerhalb der dritten Generationen verstehen. Die Beobachter stehen in diesem Zusammenhang symbolisch für die dritte Generation und die gegenseitige Liebe kann als platonische, auf Verständnis und Respekt basierende Liebe verstanden werden. Im Traum wird die Liebe durch etwas blockiert. Die Blockade kann nun auf das Phänomen der Spaltung zurückgeführt werden, welche das für eine platonische Liebe wichtige gegenseitige Verständnis behindert. Die Menschen wollen lieben und sich akzeptieren,

jedoch wirken traumatische Erfahrungen vorangegangener Generationen als Blockade im Verständnis innerhalb der dritten Generation.

Wie also könnte es zu einer Verständigung kommen? Einen möglichen Ansatz geben Schelers Erkenntnisse zum Verstehen. Matthias Schloßberger beschreibt in seinem Buch „Die Erfahrung des Anderen“ ausführlich Schelers Lehre der „Unmittelbaren Fremdwahrnehmung“ (Schloßberger, 2005, S. 141-208). Scheler ging davon aus, dass wir Gefühle unserer Mitmenschen in ihrem Ausdruck unmittelbar verstehen. Dabei folgt das Verstehen einer inneren Logik, bei der unterschiedliche Formen der „Sympathie“ aufeinander aufbauen. Diese nennt er Gefühlsansteckung (oder Einsfühlen), Nachfühlen und Mitfühlen. Zunächst affiziere ein wahrgenommenes Gefühl ein eigenes, im Nachfühlen wird dieses mit eigenem Erleben verglichen und so verständlich. Im Mitfühlen wird der Andere als Anderer mit eigener Realität wahrgenommen, sein Fühlen wird sozusagen anerkannt. Mitfühlen bedeutet nicht Verschmelzung, sondern Verstehen - unter Wahrung der Differenz. Damit weist Scheler auch die Polemik Nietzsches gegen das Mitleid zurück, das Nietzsche nach Meinung Schelers nur als Gefühlsansteckung beschreibt und nicht als wirkliches Mitfühlen.

Nach einer hitzigen politischen Diskussion folgte langes Schweigen. Charlotte sagte, sie fühle sich immer noch persönlich angegriffen, sie wisse auch, dass dies wohl persönliche Gründe habe, da die jetzige Situation sie an ihren Konflikt mit ihrer Tochter erinnere. Sie weinte. Martin aus Deutschland schlug vor, persönlicher zu werden und nicht nur über Ideologien und Politik zu sprechen, er war der Meinung, so werde die Gruppe nicht weiterkommen. Er warf ein Zitat eines anderen Gruppenleiters in die Runde: „Zwischen Ich und Wir gibt es immer Reibungen“.

Der Wunsch nach tieferen, gegenseitigen Verstehen wird ausgedrückt, noch gibt es kein wirkliches Mitfühlen, dass die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Realitäten anerkennt, respektiert und zu überwinden versucht. Charlotte fühlt sich während dieser Diskussionen persönlich angegriffen. (Zum Verständnis möchte ich vorausgreifen und erwähnen, dass Charlotte im weiteren Verlauf von einer bedrückenden Erfahrung ihrer Mutter während des Zweiten Weltkriegs berichtete.) Sie erkennt auch, dass dies mit ihren persönlichen Konflikten zusammenhängt. Es ist der Konflikt mit ihrem Sohn, der seinerseits die Position Russlands unterstützt. Der Sohn wendet sich von der Identifikation mit den beiden vorherigen Generationen ab und identifiziert sich mit der Gegenseite. Anstatt mit den

Anderen auf einer Ebene des Verständnisses zu kommunizieren, beschäftigt sich Charlotte in dieser Situation mit den Gespenstern der Vergangenheit. Hier kann man wieder die Auswirkung der Spaltung zwischen den Generationen deutlich erkennen. Als Reaktion schlägt Martin intuitiv eine Veränderung der Gruppeninteraktion vor, er möchte, dass in der Gruppe persönlich und emotional gesprochen wird. Nach der oben angesprochenen Theorie von Scheler könnte so die Voraussetzung für echtes Mitfühlen und damit Verstehen geschaffen werden. Er sagt sehr deutlich, dass eine ideologische und politische Diskussion die Gruppe nicht weiterbringen werde und fordert, persönlicher zu werden. Dann zitiert er einen anderen Gruppenleiter: „Zwischen Ich und Wir gibt es immer Reibung.“ Dieser einfache Satz verdeutlicht, dass auf dem Weg zu einem Wir, also dahin, eine Gruppe zu werden, immer Konflikte liegen. In diesem Fall sind die Konflikte Schatten der Vergangenheit, die ein gegenseitiges Verständnis innerhalb der Gruppe blockieren.

Trauer und Verstehen

In der Diskussion über einen Traum wurde die Metapher des Giftes besprochen. Charlotte aus Deutschland öffnete sich daraufhin. Sie erklärte ihre Anwesenheit bei diesem psychohistorischen Dialog und erzählte ihre Familiengeschichte. Sie habe Hoffnungen, ihren Schmerz hier lindern zu können. Als die Russen Deutschland einnahmen, seien viele Frauen vergewaltigt worden. Zu diesen Frauen hätten auch ihre - zu der Zeit noch junge - Mutter und andere Frauen aus der Familie gehört. Die russischen Soldaten hätten abends getrunken und russische Musik gehört. Charlotte erinnerte sich daran, dass sich ihre Mutter in späteren Jahren immer habe übergeben müssen, sobald sie russische Musik gehört habe. Die Mutter hätte ihr diese Geschichten zum Einschlafen erzählt. Charlotte erinnerte sich an ihre Zeit als Jugendliche, in der sie sich gegen ihre Mutter gestellt habe, weil sie vieles nicht verstanden hätte. Ein in dieser Hinsicht ähnliches Schicksal wie ihre Mutter erfahre sie heute mit ihrem Sohn. Sie befinde sich in einem Familienstreit mit ihm und sie wisse, dass diesem auch das Trauma zugrunde liege, das ihrer Familie widerfahren sei. Tamara aus Russland teilte ihre Geschichte. Auch ihre Mutter sei vergewaltigt und anschließend schwer am Kopf verletzt worden. Tamara erzählte, dass sie schon den ganzen Tag Kopfschmerzen plagten, sie hätte es auch schon mit Medikamenten versucht, doch nichts helfe. Sie sei sich sicher, dass es mit diesem Gruppentreffen zusammen hänge und mit dem Trauma, dass sie wohl auch körperlich in sich trage.

In diesem Beitrag öffnet sich Charlotte und erzählt von der traumatischen Erfahrung ihrer Mutter während des Zweiten Weltkriegs. Sie kehrt zurück zu dem ursprünglichen Trauma der Familie, das einer unbekannt großen Anzahl von Frauen ebenso widerfuhr, das ihr und ihrem Sohn weitergegeben wurde und teilt dies der Gruppe mit. Der Erzählung von Charlotte über die Erfahrung ihrer Mutter vorausgegangen war eine Gruppendiskussion über die Metapher Gift. Das Trauma wirke wie Gift in der Familie. Besonders zwischen den Generationen hat die Erfahrung der Vergewaltigung Auswirkungen auf die Beziehungen innerhalb der Familie und „vergiftet“ diese. Die Mutter reagiert psychosomatisch auf russische Musik und wehrt ihre aus der Erinnerung zurückkommende Ängstlichkeit ab. Es wird deutlich, dass dieses Erlebnis in Charlottes Familie präsent war und das Trauma eine erfolgreiche Trauerarbeit erheblich erschwerte. Durch das Unverständnis gegenüber ihrer Mutter sei es zu Konflikten gekommen. Charlotte wehrte ohne Reflexion des Erlebens ihrer Mutter die Identifikation mit ihr ab und stellte sich gegen sie; gleichwohl blieb sie unbewusst mit ihr identifiziert und konnte sich von ihr nicht lösen. Die „vererbten“ traumatischen Aspekte des Selbst von Charlotte werden abgewehrt, um eine kohärente Identität bilden zu können. Die Mutter wird als Verkörperung dieser abgewehrten Aspekte abgelehnt. Eine ähnliche Abspaltung zeigt sich bei ihrem Sohn. Die Spaltung zeigt sich auch in der nächsten Generation, wenn sich der Sohn aus familiengeschichtlicher Sicht mit dem ehemaligen Aggressor identifiziert. Die Antwort aus der Gruppe ist resonant; eine weitere Teilnehmerin, Tamara, erzählt komplementäre traumatische Erfahrungen ihrer Familie.

Auch ihre Mutter hat während des Zweiten Weltkriegs eine Vergewaltigung erlebt, und die Verletzung, die sie dadurch erlitten hat, lässt das traumatische Erlebnis heute ihrer Tochter spürbar werden. Das Sprechen darüber hat bei Tamara anscheinend eine psychosomatische Reaktion auf die eigene Erfahrung mit dem Trauma der Mutter ausgelöst. Der Schmerz könnte eine Art transgenerationale „Erinnerungssymbol“⁸ im Sinne Freuds sein (Freud & Breuer, 1979, S. 86). Es ist wichtig zu sehen, dass diese Geschichte in Reaktion auf Charlottes Geschichte erzählt wurde. Die Gruppe trauerte nach diesen Erzählungen gemeinsam. Es wurde geweint, gegenseitig getröstet und Mitgefühl ausgesprochen. Dies

⁸ Buchholz (1990) hat das aus familientherapeutischer Erfahrung am Material von transkribierten Familiensitzungen bestätigen können.

brachte das Gespräch auf eine andere Ebene. Es ist ein Verständnis zwischen den Mitgliedern der Gruppe entstanden. Sie teilen in der Trauer eine gemeinsame Realität.

Es wurde über die russischen Helden in den Liedern diskutiert. Die russischen Teilnehmer begannen nach Charlottes Geschichte darüber zu sprechen, dass der Krieg nicht heroisch, sondern grausam war. Es kam der Gedanke auf, dass es im Krieg überhaupt keine Helden geben könne. Einige russische Teilnehmer schämten sich für die Taten ihrer „Helden“ und sagten, dass diese Sitzung etwas in ihrem Denken verändert habe.

In diesem Abschnitt sieht man, wie sich das erreichte gegenseitige Verstehen auswirkt – auf die Kommunikation über den Krieg. Wie dieser vorgestellt wird, ändert sich – auch für einen deutschen Beobachter überraschend zu erfahren, dass einige russische Teilnehmer den Heldenmythen der Kriegserzählungen bisher offenbar so wenig kritische Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Die russischen Teilnehmer fühlen sich über die geteilte Trauererfahrung in Charlottes Geschichte ein und überprüfen ihre Einstellungen auf Basis der geschaffenen gemeinsamen Realität. Durch Trauer wird Auseinandersetzung mit traumatischen Erfahrungen der Weltkriegsgeneration und gemeinsame Trauerarbeit angestoßen. Die Vorstellung vom Krieg ändert sich, zuvor verdrängte Aspekte des Selbst konnten wieder integriert werden, sodass abgewehrte, negative *und* positive Aspekte wahr- und angenommen werden können. Dies zeigt sich darin, dass die russischen Teilnehmer bei ihrem Bild von den Helden, welche sinnbildlich für die Generation des Zweiten Weltkriegs gesehen wurden, die negativen Seiten des Krieges integrieren können und so deren Rolle hinterfragen. Viele Teilnehmer drückten aus, dass diese Sitzung etwas an ihrem Denken verändert habe. Trauer und Traurigkeit wird in der Psychoanalyse mit einem erhöhten Erkenntnisvermögen in Zusammenhang gebracht, es wird von einem „depressiven Realismus“ geredet, optimistische Selbsttäuschungen werden durchschaut und die ungeschminkte Wahrheit nicht mehr abgewehrt. Der Erkenntnisprozess in der Gruppe könnte daher als Ent-Täuschung beschrieben werden. Selbst experimentell lässt sich die realistischere Urteilsfähigkeit in eher traurig-depressiver Stimmung nachweisen, was einen Aufbruch bringen könnte, dass Depression keine Störung, sondern vertiefter Realismus sei (vgl. Demmerling & Landweer, 2007, S. 266-269). Hier jedenfalls hat sich das Bild des Kriegs von heroischer Überhöhung zu vertiefter Realisierung gewandelt und diese Transformation war von depressiver Stimmung begleitet.

Zusammenfassung

Rekapitulieren wir die Dynamik und stellen sie auf vereinfachte Weise dar, so war der Übergang von einer abstrakten Diskussion zu persönlicher Mitteilung der Schritt, welcher tieferes gegenseitiges Verstehen ermöglichte. Dazu war es notwendig, dass Gefühle hörbar, also mitgeteilt und geteilt wurden, insbesondere Trauer, so dass über Einsfühlen, Nachfühlen und schließlich Mitfühlen Verstehen erreicht wurde. Die unterschiedlichen Realitäten wurden anerkannt und zum Teil integriert. Diese Schritte entsprechen dem Verstehensprozess nach Scheler (1948). Erst ein solches gegenseitige Verstehen lässt eine gemeinsame Trauerarbeit und Verarbeitung von transgenerationalen Traumata zu.

In der Gruppe zeigte sich nach dieser Sitzung ein starkes Gefühl von Verbindung zwischen den Teilnehmern. In der folgenden Sitzung wurde von allen ausgedrückt, wie ihnen diese Gruppenanalyse geholfen habe und dass sie sie gerne fortgeführt hätten. Das Verständnis, welches ich auf den dialektischen Prozess aus Mitfühlen und Reflexion zurückführe, hatte sehr starke verbindende Wirkung. Dies zeigt sich auch in folgendem Abschnitt aus der abschließenden Gruppensitzung.

Tamara sagte, dass sie am Abend zuvor, beim musikalischen Zusammenkommen Ausschau nach Charlotte gehalten habe, da sie wisse, dass sie überfordert hätte sein können, wenn russische Lieder gesungen worden wären. Charlotte war jedoch nicht gekommen. Tamara hatte ein Geschenk für Charlotte. Sie meinte, sie wisse, dass die Erfahrungen ihrer Mutter mit Russen ein Behälter für Trauer und Angst seien und übergab ihr daraufhin ein Holzkästchen aus Russland, mit der Hoffnung, dass dies ein Behälter für neue Gefühle gegenüber Russland sein könne.

Trauer lässt sich nicht nur im Sinne von Freud verstehen, sondern hat darüber hinaus gesellschaftliche Bedeutung. Ein gemeinsamer Trauerprozess kann wichtig sein, um ein gesellschaftliches Trauma oder einen Verlust überwinden zu können. Im Trauerprozess entsteht gemeinsame geschichtliche Wahrheit. Aufarbeitung ohne Trauerarbeit führt nur zur Verteidigung gegen innere Gespenster und kann zu keinem übereinstimmenden Verständnis führen. Trauer gibt auch Möglichkeit des Erinnerns. Sie hilft nicht nur ein gemeinsames Verständnis der Geschichte zu erlangen, sie kann in einem Kollektiv auch zu einer ritualisierten Form der Erinnerung werden. Dies ist notwendig, um aus den Geschichten der Geschichte lernen zu können. Gerade um zwischen verfeindeten Gruppen

zu Verständigung zu kommen, ist der Trauerprozess durch seine verbindende Wirkung wichtig. Durch Trauer kann Mitfühlen entstehen, durch welches gegenseitiges Verstehen und wechselseitige Anerkennung möglich werden. Vielleicht ist in manchen Konflikten Trauer sogar die einzige Verbindungsmöglichkeit: „Das Schlimmste wäre nicht eine Geschichte voll Trauer, sondern eine Geschichte, in der jede Spur der Trauer getilgt wäre...“ (Liebsch, 2006, S. 29).

Persönliche Abschlussbetrachtung

Zum Schluss möchte ich noch auf meine eigenen Gefühle eingehen, die ich in der Gruppe erlebt habe. Die Gruppenanalyse hat mir sehr deutlich gezeigt, wie wichtig das vollständige Erleben der eigenen Gefühle mit anschließender Reflexion ist. In dem Moment, als von den Traumata berichtet wurde, war ich von tiefer Trauer ergriffen. Auf der einen Seite war ich Beobachter und hörte Schilderungen über die Konflikte mit und in der Enkelgeneration, auf der anderen Seite gehöre ich dieser ja auch an. Auch meine Großeltern waren im Krieg und bis ich die niedergeschriebenen Erfahrungen und Geschichten aus dem Krieg und der Kriegsgefangenschaft meines Opas las, kann ich mich nicht daran erinnern, über die traumatischen Erfahrungen des Krieges in meiner Familie je geredet zu haben. Wir unterhielten uns häufiger über witzige Anekdoten, doch durch diese wurde ja nur der geringste Teil der Kriegserfahrungen abgedeckt. Ich weiß auch, dass meine Mutter diese Aufzeichnungen erst nach mir gelesen hat. Sie hatte Angst vor dem, was sie hätte finden können. Mein Opa wurde nach Russland geschickt, um an der Front zu kämpfen. Das erste Ziel war die Erstürmung eines Hügels, welcher in einer dreitägigen Schlacht eingenommen wurde. Mein Opa schrieb, dass er während der Schlacht anfing, panisch um sich zu schießen, bis ihn ein Offizier ohrfeigte. Er erzählt auch, dass die Reserven schnell verbraucht waren und am Ende der Schlacht alle fast verdurstet waren. Die einzige Möglichkeit zu trinken, war ein kleiner Fluss voller Verwundeter und Leichen. Einige Zeit später geriet mein Opa in mehrjährige, russische Kriegsgefangenschaft, während der er mehrfach verlegt wurde. Er erlebte, wie russische Soldaten bei der Heimreise, aus den Zügen heraus willkürlich auf die Kriegsgefangenen schossen. Zu finden waren viele traumatische Erfahrungen, die vermutlich der Grund dafür waren, dass mein Opa häufig unter Alpträumen litt. Er beschreibt durchaus auch schöne Geschichten, gerade in seiner späteren Zeit als Kriegsgefangener. Ich fragte mich jedoch, inwieweit auch ich von den traumatischen Erfahrungen belastet war, gerade aus der Perspektive, dass diese Erfahrungen in der gemeinsamen familiären Erinnerung keinen Platz finden und so unbewusst bleiben.

Ich hinterfragte auch die abwehrende Haltung, welche ich in meiner Jugend oft gegenüber meinen Eltern gezeigt habe. Es gibt sicher viele Gründe, doch transgenerationale Traumata können ihren Teil dazu beigetragen und so in meiner Jugend eine Abwehr unterstützt haben. Ich habe mich auch gefragt, ob damit das Interesse zusammenhängen könnte, welches später für meine Familiengeschichte aufkam. Meine Mutter hat mir irgendwann die Kriegsaufzeichnungen meines Opas gegeben, die für mich sehr berührend waren. Die emotionale Begegnung, die ich so mit meinem Opa hatte, hat mich mir selbst etwas nähergebracht. Nach der Gruppensitzung saß ich mit einer Freundin draußen am See, wir waren beide Beobachter der Gruppe. Ich habe dagesessen und in den blauen Himmel gestarrt. Ich weiß noch, dass ich gedacht habe: „Wenigstens ist der Himmel noch blau.“ Meine Gefühle waren sehr gemischt. Es war einerseits Trauer, aber es war auch Befreiendes, Erleichterndes dabei. Auch wenn wir uns mit keinem der Gruppenmitglieder unterhalten hatten, fühlten wir uns ihnen sehr verbunden. Es hat etwas Beruhigendes, dass bei einem so starken Gefühl von Trauer die Menschen wie in der Dunkelheit intuitiv zusammenzurücken scheinen, um sich so wieder selbst wahrzunehmen.

Literaturverzeichnis

- Buchholz, M. B. (1990). *Die unbewusste Familie. Psychoanalytische Studien zur Familie in der Moderne* (2. Auflage 1995 im Pfeiffer-Verlag). Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Demmerling, C. & Landweer, H. (2007). *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart: J.B.Metzler.
- Carlan, P. H. (2003). *Fremde Schatten*.
http://gedichte.xbib.de/Carlan,+Peter+H._gedicht_Fremde+Schatten.htm
 (11.11.2015).
- Eckstaedt, A., Klüwer, R. (1979). *Zeit allein heilt keine Wunden. Psychoanalytische Erstgespräche mit Kindern und Eltern*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fonagy, P., Steele, M., Moran, G., Steele, H., Higgitt, A. (1993). Measuring the Ghost in the Nursery: An Empirical Study of the Relation between Parents' Mental Representations of Childhood Experiences and Their Infants' Security of Attachment. *J. Amer. Psychoanal. Assoc.*, 41, 957–989.

- Freud, S. (1975). *Totem und Tabu*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Freud, S. (1975 [1915]). Trauer und Melancholie. In *Studienausgabe, Bd III*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Freud, S., Breuer, J. (1979 [1895]). *Studien über Hysterie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Hirsch, M. (2007). Scham und Schuld-Sein und Tun. In *Plenarvortrag, 17. April 2007, im Rahmen der 57. Lindauer Psychotherapiewochen 2007*.
http://www.lptw.de/archiv/vortrag/2007/hirsch_mathias.pdf (5.11.2015).
- Kast, V. (2000 [1994]) *Sich einlassen und loslassen: Neue Lebensmöglichkeiten bei Trauer und Trennung* (23. Aufl.). Freiburg: Herder.
- Liebsch, B. (2006). *Revision der Trauer*. Göttingen: Velbrück Wissenschaft. 29.
- Moré, A. (2013), Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen. *Journal für Psychologie*, 21(2), 1-34.
 Inter/Generationalität. http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310#fn_N1002A (10.11.2015).
- Mitscherlich, A., & Mitscherlich, M. (2007 [1967]) *Die Unfähigkeit zu Trauern. Grundlagen Kollektiven Verhaltens*. München: Piper Taschenbuch.
- Mitscherlich-Nielsen, M. (1979). Die Notwendigkeit zu trauern. *Psyche*, 33(11), 981-990.
- Schloßberger, M. (2005). *Die Erfahrung des Anderen. Gefühle im menschlichen Miteinander*, Berlin: Akademie Verlag.
- Scheler, M. (1948). *Wesen und Formen der Sympathie. Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle*. Frankfurt am Main. G.Schulte-Bulmke.
- Spiegel, Y. (1973). *Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

„Wir müssen schießen – bitte versteckt euch“ - Formen und Funktionen der Aggression für das Verbindende

Christopher Mahlstedt

Vom Ende zum Anfang

Ja, ich stimme zu und ich denke, wir haben einen Konsens gefunden. Aber wir haben gesehen, dass Aggressionen vorhanden sind, auch in dieser Gruppe. Was nehmen wir also mit von dieser Erfahrung? Vielleicht ist es die eine Sache, „Wir müssen schießen – bitte versteckt euch.“ Aber was tun wir mit unserer Aggression? Erkennen wir an, dass sie zu uns gehört? Wie leben wir mit unseren Nachbarn? Um es von hier ins Alltagsleben zu transformieren. (Protokollauszug)

Dieses Zitat des Gruppenleiters aus dem Protokoll der letzten Kleingruppensitzung des Trialog stelle ich hier an den Anfang, da es ein zentrales Thema benennt, um das es im Laufe der sieben Sitzungen immer wieder ging: *um Übereinstimmung oder etwa dem Suchen danach und aber auch um Aggression*. Im Rahmen dieses Textes möchte ich der Aufforderung zur Reflektion nachkommen und versuchen, dieses Thema näher zu verstehen. Dazu werde ich verschiedene Formen und Funktionen der Aggression, wie sie sich in der Gruppe zeigten, untersuchen. Hierbei sollen Aspekte des Zeitlichen, Mittel und Bewältigungen der Aggression ebenso in den Blick genommen werden wie die Frage, welche motivationalen und intergenerationalen Komponenten der Aggression sich im Laufe der Begegnung abbildeten. Schließlich versuche ich rekursiv zu erschließen, was mit dem Titel dieses Textes „Wir müssen schießen – bitte versteckt euch“ gemeint sein könnte.

Der Beginn – „Adgredi“ oder „Identität und das Gefühl der Zugehörigkeit“

Unterschiedliche Äußerungsformen der Aggression aufspüren wollend, begeben sich nun an den Anfang, zur ersten Kleingruppensitzung. Lassen sich bereits hier Facetten von Aggressivität finden?

Es beginnt seicht, es finden keine verbalen Angriffe oder Ähnliches statt und keiner der Teilnehmer artikuliert, dass er sich von einer Äußerung eines anderen getroffen fühlt. So

beginnt die erste Sitzung mit einem sozialen Akt: die Gruppenteilnehmer stellen sich einander vor. Sie erzählen sich gegenseitig, wo sie herkommen, was sie tun und an persönlichen und kollektiven Themen mitbringen, die für die Verständigung über die national-geschichtlichen Berührungspunkte von Bedeutung sein könnten. Aggressivität im Sinne der intentionalen Schädigung (vgl. Werth & Mayer, 2008) eines anderen lässt sich hier nicht ausmachen. Vielmehr geht es um ein „sich nähern“ und damit aber um einen ganz essentiellen Aspekt von Aggression, der bereits in der Wortbedeutung des lateinischen „adgredi“ angelegt ist.

Paradoxerweise bildet „sich nähern“ gleichzeitig Differenz; es werden Unterschiede deutlich: ein Teilnehmer kommt aus Moskau, hat aber einen ukrainischen Namen und weißrussischen Pass, ein anderer ist aus Deutschland, die Gruppenleiterin lebt in England und hat, wie sich später zeigt, jüdische Wurzeln. Identitäten sind so eindeutig nicht. Gleichwohl es sich hier um eine gereifte Form des Miteinanders handelt, lassen sich Parallelen zu Winnicotts Verständnis von der primären Aggression erkennen, welche er als „Teil des Triebes, der nach Beziehung drängt“ (Auchter, 2000, S. 34, zitiert nach Rodman, 1987, S. 40) auffasst und deren Nutzen er „für die Entdeckung des Nicht-Ich und die Differenzierung zwischen Selbst und Objekt (1984, S. 94)“ (ebd., S. 34)⁹ sieht.

Dass dem gemeinsam bevorstehenden Gruppenprozess auch Gefahr innewohnt, wird deutlich, als eine ukrainische Gruppenteilnehmerin über ihre Angst spricht, mit der sie hierherkam. Sie habe das Gefühl gehabt, etwas verteidigen zu müssen. Ein Teilnehmer wirft daraufhin die Frage „Wer sind wir?“ auf und eine andere antwortet „Ich bin Ukrainerin, aber in Sowjetzeiten war ich Jüdin, für andere Russin, plötzlich Ukrainerin.“ Die Gruppenteilnehmerin kommentiert: „Identität und der Sinn nach Zugehörigkeit.“

Mit der Frage „Wer sind wir?“ wird eine spannungsvolle Thematik angeschnitten - sie fragt nach Identität, was in diesem Kontext eine nationale Zugehörigkeit, etwas ganz Persönliches oder aber, im „wir“ impliziert, ein universelles und alle miteinander verbindendes Element meinen könnte. In Hinblick auf die nationale Zugehörigkeit bringt jeder bestimmte, für die Nation identitätsstiftende Werte mit, denen wiederum von Teilnehmern anderer Nationen mit geschichtlichen Vorerfahrungen und auch Vorurteilen begegnet wird. Kontakte bahnen sich an, welche die Teilnehmer vor Loyalitätskonflikte

⁹ Hier verweist Auchter auf Winnicotts „Deprivation and Delinquency“.

stellen könnten - kann ich mich mit jemanden aus einem verfeindeten Land verstehen, evtl. sogar anfreunden, ohne mein Land oder meine Familie zu verraten? Wer bin ich eigentlich – wie sehr definiere ich mich über meine nationale Identität, wie sehr vertraue ich mir selbst? Und kann ich mich auf einen Veränderungsprozess zugunsten einer neuen Gruppenzugehörigkeit einlassen?

Mit der Wortwahl „verteidigen“ wird bereits die für den Austausch erforderliche Aggressivität mobilisiert, auf welche die Teilnehmer im sozialen Akt des Bekanntmachens angewiesen sind, so denn sie ihre individuellen Positionen vertreten oder finden; der Gruppenprozess kann als Gefährdung erlebt werden.

Aspekte des Zeitlichen

Neben den bereits angedeuteten milden Facetten der Aggression, wie sie beim Sich-Zeigen und gegenseitigen Annähern deutlich werden, beinhalten die Narrative der Teilnehmer andere, vielleicht als Residuen zu bezeichnende, Elemente von Aggression. Es sind die Geschichten von den aggressiven Taten aus der Vergangenheit, die in die Gegenwart hineinwirken. So spricht ein Ukrainer davon, wie er in einer Atmosphäre des Antisemitismus mit einer chronischen inneren Angst aufgewachsen und schließlich nach Israel geflüchtet sei. Eine Deutsche berichtet Ähnliches, als sie von ihren Eltern spricht, die unter den Nazis litten und dann die Flucht ergriffen. Mit diesen Beiträgen verbünden sich die Opfer bzw. die Kinder der Opfer von Aggressionen miteinander. Und es ist eine Deutsche, die gleich zu Beginn mit der Erzählung von ihren Eltern auch verständlich zu machen scheint, dass ihre Eltern nicht zu denjenigen zählen, welche für die Gräueltaten des 2. Weltkrieges mitverantwortlich sind.

Als die Gruppenleiterin äußert: „Wir sind alle aus irgendeinem Grund hier“, erzählt ein Deutscher eine Anekdote. Er berichtet, wie sein erster Analysand ihn nach seinen Wurzeln bzw. den Taten seines Vaters während des zweiten Weltkrieges fragte. Da dieser nicht in Russland stationiert war, war es dem Patienten möglich gewesen, in Folge mit ihm zu arbeiten. Er musste nicht befürchten, dass der Aufseher, dem er im KZ begegnet war, der Vater seines ausgesuchten Analytikers war, welcher den gleichen Nachnamen trug.¹⁰ In Folge, so berichtet der Teilnehmer weiter, entwickelte sich eine tiefe Zusammenarbeit und

¹⁰ Eine Beschreibung des Beispiels im Kontext des Gruppenverlaufs findet sich bei M.L. Alder im selben Buch.

Freundschaft. Die Gruppe schweigt, nachdem sie diese Anekdote vernommen hat. Ein Teilnehmer kommentiert schließlich: „Eindringliches Beispiel.“ Wieder kehrt Ruhe ein. Das Gehörte scheint in den Teilnehmern nachzuwirken.

Die bisher nicht thematisierten, aber ungewiss-unbekannten und deshalb bedrohlich wirkenden Vorurteile drängen nach Klärung. Das Beispiel veranschaulicht demonstrativ, wie mit Skepsis und Unsicherheiten bezüglich des Gegenübers umgegangen werden kann. So gesehen kann die Anekdote auch als Einladung aufgefasst werden, Vorurteile oder Bedenken durch offensive Fragen abzubauen und gemeinsam den Weg für eine produktive Gruppenarbeit zu ebnen. Das aber braucht – Aggression.

Es ist nicht die Erzählung von einer aggressiven Tat, sondern von ihren indirekten Nachwirkungen auf eine Situation der Vergangenheit, die die Frage verhandelt, ob aufgrund der Klärung dessen, was vermeintlich geschehen oder nicht geschehen ist, ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden kann – bei Beteiligten, die ihrerseits die Geschichte nur vom Hörensagen kennen können. In der Erzählung können sich die Teilnehmer nun mit etwas Distanz in vielerlei Hinsicht wiederfinden – entweder in der beruflichen Rolle des Therapeuten oder der des ehemaligen Lehr-Analysanden der Vergangenheit; mit Vorurteilen ausgestattet oder sich im Hier-und-Jetzt behandelt fühlend; aus nationaler Perspektive – des Aggressors oder Opfers von Aggressionen; oder im Wunsch nach produktiver Zusammenarbeit und Freundschaft. Das Fazit der Anekdote: „So konnten sie miteinander arbeiten – es entwickelte sich eine tiefe Freundschaft“, ist, gleichwohl es sich auf den geschilderten Kontext bezieht, eine Anspielung auf die Arbeit in der Gruppe. Dies begünstigt, dass ein Prozess markiert wird, der in der Vergangenheit zwar seinen Anfang nahm, dessen Ende aber noch nicht klar determiniert ist und somit potentiell bedrohlich in die Gegenwart hineinreicht. So betrachtet scheint es, als ob das Fazit die Gruppenteilnehmer dazu einlädt, rückblickend auf das Hier und Jetzt zu schauen, um sich das gegenwärtige Potential der einstigen historischen Situation für die noch zu konstituierende Zukunft bewusst zu machen.

Latente Formen der Aggression und ihre Manifestationen am Gegenstand der Sprache

Nachdem bereits in der Formulierungsweise des Eingangszitats vor allem latente Formen von Gruppenspannungen angedeutet wurden, möchte ich diese nun näher am Gegenstand der Sprache untersuchen. Dies erscheint mir insofern von Bedeutung, als die Kleingruppe,

die entgegen anderen Gruppen ohne Übersetzer miteinander arbeitete und sich stattdessen in englischer Sprache, also einer gemeinsamen Drittsprache, miteinander verständigte, das Thema immer wieder zum Inhalt des Diskurses machte. Hier eine kurze Gesprächssequenz¹¹, in der die Sprache das erste Mal thematisiert wird:

GLw.: Das ist unser erstes Treffen und wir scheinen uns zu fragen, ob es eine gemeinsame Sprache gibt? Wir hinterfragen unseren Verbrauch.

T.: Englisch ist eine neutrale Sprache.

GLw.: Kein schönes Wort, neutral.

Ich betrachte den Vorschlag der Gruppenleiterin: Diese wirft die Frage nach einer gemeinsamen Sprache der Gruppe auf. „[G]emeinsame Sprache“ (im Englischen die „common language“) ließe sich auf zwei Arten verstehen: zum einen wörtlich, für das Englische, in dem Sinne, dass die englische Sprache hier die Grundlage der Kommunikation darstellt; zum anderen aber auch als Metapher für eine gemeinsame Form der Verständigung in der Gruppe. Um diese zu ermöglichen, muss, wie mit „Wir hinterfragen unseren Verbrauch“ (im Original: „We question our consumption.“) angedeutet wird, prüfend auf gemeinsames Wissen rückgegriffen werden. Ein „Common Ground“, „die Idee, dass wir durch Sprechen aus der Unendlichkeit der Themen, der Informationen und des Wissens jene auswählen, die als gemeinsam gelten können.“ (siehe Buchholz im selben Buch), muss hergestellt werden. In diesem Sinne beschreibt der Satz „Wir hinterfragen unseren Verbrauch“, indem er Bezug auf die thematisierten Vorurteile bzw. das Abgleichen und Korrigieren der bisherigen Bilder und Annahmen über die anderen nimmt, einen gemeinsamen Prozess, welcher einerseits der Herstellung eines „Common Grounds“ dient und andererseits die noch vorhandene Distanz unter den Gruppenmitgliedern widerspiegelt.

Ich möchte, der Aggression nachspürend, vor diesem Hintergrund nun das Augenmerk auf die Replik der Teilnehmerin richten. Sie knüpft hier an den „realen“ Aspekt, die englische Sprache, an. Der Satz, „Englisch ist eine neutrale Sprache“, kommt dabei selbst zunächst neutral wirkend daher. Was aber bedeutet es, wenn sie die Sprache als neutral bezeichnet? Neutral bedeutet u.a. keines von beidem, unparteiisch, geschlechtslos, ungeladen, ausgewogen. Eine Sprache also, die unparteiisch respektive ungeladen daherkommt? Und

¹¹ GLw = Gruppenleiterin, T = abgeänderter Kürzel des Vornamens; weitere Textstellen werden entsprechend behandelt (GLm = Gruppenleiter).

in welchem Sinn wären die Muttersprachen der Teilnehmer dann „nicht neutral“? Im politischen Sinne wäre die englische Sprache keine neutrale, da sie in vielen Kriegen Partei auf Seiten der „Imperialisten“ und nicht der „Sowjets“ nimmt. Auch im Kontext dieser Szene wird an der Replik „kein schönes Wort, neutral“ deutlich, wie von einer neutralen Auffassung der Sprache abzusehen wäre.

An der Formulierung fallen mir weitere Aspekte auf: zum einen wird das Wort „neutral“, indem es als Wort bezeichnet wird, als Element der Sprache kenntlich gemacht und dadurch auf ein höheres Abstraktionsniveau gehoben, was wiederum emotionale Distanz schafft. Zum anderen ist der Satzbau ungewöhnlich: So steht das Wort „neutral“ statt am Anfang des Satzes, wie es beim Subjekt in der Regel der Fall ist, am Ende. Dadurch bekommt es einen Fokusakzent und wirkt auf Ebene der Syntax analog zum Neutralen isoliert. Beide Aspekte zusammengenommen, Abstraktion und Syntax, „neutralisieren“ gleichsam das Wort neutral. Inhaltlich findet zudem durch die Bezeichnung als „kein schönes Wort“ eine affektive Wertung statt. Es erinnert auch daran, wie Eltern zu ihren Kindern sprechen, wenn sie ihnen beibringen, was man sagt oder nicht.

Nach der Betrachtung der verschiedenen Parameter ließe sich nun folgern, dass die Gruppenleiterin, Engländerin und Repräsentantin der englischen Sprache, sich durch das Wort „neutral“ selbst neutralisiert gefühlt haben könnte. Somit wird die englische Sprache wie ein Element behandelt, das *nicht* neutral, im Sinne von ungeladen, ist, sondern, vergleichbar der Ladung einer Waffe, ein Medium latenter und potentieller Aggression darstellt. In dem Maße wie eine genuine Vertrautheit mit der englischen Sprache nicht vorhanden ist, ist sie auch nicht „Common Ground“ und schafft Verbindung, sondern bildet Differenz und erzeugt aggressive Spannungen in der Gruppe.

Mittel und Bewältigungen der Aggression – das Englische als aggressionshemmende Instanz

Wie die gesprochene Sprache, das Englische zum Gegenstand von Be- bzw. Entwertungen innerhalb der Gruppe wurde, habe ich bereits versucht, zu verdeutlichen. Im Folgenden möchte ich den Fokus auf die Sprachproduktion selbst lenken und mich dabei auf einige Protokoll-Sequenzen beziehen, die diese thematisieren.

Es ist die dritte Sitzung und die Teilnehmer, welche gerade aus der Großgruppe zurückkehren, berichten von ihrem Erleben dort im Vergleich zur Kleingruppe. Eine Deutsche sagt, dass sie sich in der Großgruppe als Beobachter mehr gehalten fühle als hier, wo sie geforderter sei. Für einen Ukrainer ist es schwierig, sich in der großen Gruppe zu finden. Hier hingegen spreche er zu viel. Im Weiteren ergibt sich folgende kurze Gesprächssequenz:

T.: ((Lacht)) Ich könnte in dieser Gruppe [einer anderen Gruppe] aggressiv mit einer bestimmten Frau sein.

GLm.: Sie haben ein Sprachproblem, das wir nicht haben; wir haben eine gemeinsame Sprache.

T.: Künstlich.

GLm.: Drittes Level.

B.: Symbol einer inneren Distanz.

S.: Englisch zu sprechen, gibt einem die Möglichkeit und zwingt einen, die inneren Gefühle zuerst zu verstehen, bevor man sie ausdrückt. Da ist ein bestimmter Abstand.

Zum einen scheint es mir ersichtlich, wie die Aggression mit dem Abwehrmechanismus der Verschiebung bearbeitet wird; es geht um eine Aggression, die sich auf eine Frau in einer anderen Gruppe richtet. Durch das Modalverb „könnte“ wird die Aussage relativiert und angedeutet, dass es sich nicht um eine auf die andere Gruppe gerichtete Aggression handelt. Die Wörter „dieser“ und „bestimmte Frau“ (im Original: „special woman“) könnten Hinweise darauf sein, dass auch hier, wie in dem Beispiel zuvor, die Gruppenleiterin mit angesprochen wird. Die nächste Äußerung („Sie haben ein Sprachproblem, das wir nicht haben; wir haben eine gemeinsame Sprache.“) macht die Ambivalenz des Gesagten deutlich: einerseits verneint bzw. verleugnet sie das Problem der Sprache, andererseits thematisiert sie es, wie an der Bezeichnung „künstlich“ deutlich wird. Ich frage mich im Weiteren, in welcher Hinsicht es sich um ein „Drittes Level“ handeln könnte, als welches es der Gruppenleiter bezeichnet. Ist die Sprache als ein Medium (Level 3) zwischen zwei möglichen Interaktionspartnern (Level 1 und Level 2) zu verstehen? Als „innere Distanz“ bezeichnet es die deutsche Teilnehmerin, die zuvor erzählte, dass sie sich in der Großgruppe, in der es einen Übersetzer für das Deutsche gebe, mehr gehalten fühle. Möglicherweise, so schlussfolgere ich, wird an den artikulierten Äußerungen der zwei weiblichen Gruppenteilnehmerinnen deutlich, dass das Fremde der englischen Sprache

verhindern könnte, sich in der Gruppe auf natürliche Weise miteinander verbunden zu fühlen.

Der Beitrag eines anderen Teilnehmers lässt Ähnliches und mehr anklingen, als er den Prozess der Sprachproduktion beschreibt: „Englisch zu sprechen, gibt einem die Möglichkeit und zwingt einen, die inneren Gefühle zuerst zu verstehen, bevor man sie ausdrückt. Da ist ein bestimmter Abstand.“ So stecken in dieser Äußerung zwei Wertigkeiten: zum einen eine positive, die Chance, sich zuerst seiner Gefühle bewusst zu werden und sie zu verstehen, bevor sie artikuliert werden. Das fremde Medium trägt insofern zur Bewusstwerdung, aber auch zur Hemmung bei. Zum anderen wird dieser Prozess auch als „bestimmter Abstand“ bezeichnet. Das englische „gap“ hat diverse Bedeutungen und Konnotationen: u.a. Lücke, Abstand, Spalt, Aussparung, Diskrepanz, Leerstelle, Loch, Unterbrechung. Am neutralsten erscheint mir „Abstand“, was sich sowohl auf die Verzögerung durch die erforderliche Reflektion bei der Wortfindung als auch auf den damit einhergehenden Distanzierungsprozess zum ursprünglichen und möglicherweise affektiv präferiertem Wort beziehen könnte. Nun ist davon auszugehen, dass es je nach Sprachniveau ganz unterschiedliche Ausprägungen gibt: während die einen mit dem Englischen vertrauter sind, weniger Zeit zur Verbalisierung benötigen, brauchen andere länger. Ebenso sind bezüglich der Möglichkeit, sich differenziert auszudrücken, große Unterschiede anzunehmen. Was also gesagt wird, hängt von der Fähigkeit der Sprachproduktion ab, so dass „gap“ nicht nur einen zeitlichen „Abstand“ markiert, sondern auch eine „Diskrepanz“ zu dem, was eigentlich gesagt werden wollte oder wäre, wenn es den Prozess der „inneren Übersetzung“ nicht gegeben hätte. Relativierend ist anzunehmen, dass im Verlaufe eines Gesprächs oder über mehrere Sitzungen hinweg eine gewisse Annäherung an die Sprache stattfindet und es zu einer Art Flow kommt, der diese „Lücke“ minimiert.

Wie verhält es sich mit dem Verstehen? Wo ich bisher aus Perspektive des Kommunizierenden aggressionshemmende Mechanismen ausfindig machen konnte, wäre nun zu klären, wie die Interaktion in Bezug auf Hörende beeinflusst wird. Auch bei diesen gibt es, sofern die Sprache nicht Muttersprache ist, einen Verlust an Bedeutung des Gehörten, weil ihnen entweder einzelne Vokabeln oder unterschiedliche Konnotationen unvertraut sind. Dadurch wächst Diskrepanz zum „Selbst“-Verständnis vom Anderen.

Folgende Textpassage illustriert die damit einhergehende Angst und den hemmenden Einfluss auf die Interaktion:

GLw.: Ich frage mich, ob das Englische für jeden hier Gefühle angenehmer macht.

F.: Ich habe Angst, dass ich nicht verstanden werde, wenn ich mich zu sehr aufrege.

Über die Zusammenhänge von gemeinsamer Sprache, Aggressivität und Persönlichkeit schreibt Sybille Krämer (2010):

„Jede Herabsetzung und Diskriminierung ist dadurch, dass sie den Herabgesetzten und Diskriminierten als Sprecher einer *gemeinsamen* Sprache ansprechen muss, ein Akt, in dem der Andere eben nicht nur als verletzbare physische Entität, vielmehr in seiner Zugehörigkeit zu einer Sprachgemeinschaft und damit als Person adressiert ist.“ (S.35)

Eine gemeinsame Sprache zu haben bzw. hier in der Gruppe im Umgang mit der Fremdsprache Englisch erst einmal zu entwickeln, kann somit als wichtige Voraussetzung für das Artikulieren von Aggressionen betrachtet werden.

Wie können Aggressionen, welche sich am Gegenstand der Sprache manifestieren, bewältigt werden?

Ein deutscher Teilnehmer findet persönlich einen Weg, indem er einen Witz erzählt, der die Thematik aufgreift und der Gruppe einen impliziten Vorschlag der Bewältigung anbietet. Ich zitiere den Witz (auf Deutsch übersetzt) und die unmittelbaren Reaktionen, die im Protokoll festgehalten wurden:

N.: Sprache ist ambivalent. Witz: Ein Mann fragt in München in vier Sprachen nach dem Weg. Die Bauarbeiter, die er fragt, verstehen ihn nicht. Als der Mann, der nach dem Weg fragte, fortging, sagt der eine Bauarbeiter zum anderen: „Wow, der Mann konnte in vier Sprachen zu uns sprechen!“ Der Andere antwortet: „Und hat es ihn irgendwohin gebracht?“

S.: Meine Freunde fragten, wie es hier ist. Streiten sie?

((Lachen))

S.: Ich antwortete: Nein, es ist ruhig.

Worum geht es in dem Witz?

Eine Person, in dem Fall ein Mann, befindet sich auf der Suche nach dem Weg. Obwohl er sprachlich sehr kompetent ist, vier Sprachen beherrscht, verstehen ihn die Bauarbeiter nicht. Gleichwohl erkennen sie dessen sprachliche Kompetenz und sind beeindruckt. Nachdem der Fragende sich wieder entfernt hat, kommt die Pointe: Ein anderer Bauarbeiter macht sich lustig, indem er die Kompetenz des Fragenden dadurch relativiert, dass Selbige ihn nirgendwo hingebracht habe. Widersinniger Weise scheint am Ende durch die Frage eines anderen Bauarbeiters, welcher die Sprachkompetenz vordergründig aufs Korn nimmt, gleichzeitig inhaltlich die zuvor nicht verstandene Frage nach dem Weg oder wohin es ihn gebracht habe, durch. Wie ließe sich dieser Witz verstehen? Und dass er hier erzählt wird?

Freud schreibt in seiner Abhandlung über „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ (1912) über die Tendenzen des Witzes, dass das technische Mittel des Widersinns, das entscheidende Element des skeptischen Witzes sei, welches auf ein Problem hinweise. Mir springt auch hier der Widersinn des erzählten Witzes ins Auge. So geht dieser auf Kosten beider Seiten: sowohl die Person, die nach dem Weg sucht, findet trotz sprachlicher Kompetenz keine Antwort, als auch der Bauarbeiter steht am Ende weniger schlau da, als er ahnt. Dieser, welcher sich über die Tatsache lustig macht, dass den Fragenden seine sprachliche Kompetenz nicht weitergebracht habe, äußert am Ende, ohne es zu wissen, den Inhalt, auf welche die Frage abzielte – er steht so unwissend da wie der Fragende. Nur der Hörer, als außenstehender Dritter, vermag mehr zu verstehen und sich aufgrund dessen (aggressiv) lachend der Widersinnigkeit zu erleichtern.

Für das weitere Verständnis über die Funktion des Witzes ist der Kontext seiner Erzählung von Bedeutung. Hier ist er eine Anspielung zur gegenwärtigen Konferenz: Schauplatz des Witzes sowie der Konferenz ist Deutschland und die Anzahl der vertretenen Sprachen ist vier – Deutsch, Ukrainisch, Russisch und Englisch. Dementsprechend ist es naheliegend, dass sich die rhetorische Frage am Ende des Witzes (im Original: „And did it get him anywhere?“) allusiv auf die ganze Veranstaltung bezieht und ferner die Frage nach einem Weg und möglichen Mitteln der Bewältigung für die Gruppe in den Vordergrund rückt. Das Erzählen des Witzes wäre so eine (aggressive) Kritik an der Veranstaltung mit der skeptischen Frage, ob es „uns denn irgendwohin führt“.

Vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Aspekte werden mit der im Witz indirekt geäußerten Kritik einerseits die Ambivalenz und die negativen Aspekte der Sprache noch einmal benannt, andererseits auch die Möglichkeit der Distanzierung geschaffen. In diesem Sinne ließe sich auch der anknüpfende Kommentar, der die nicht ausgetragenen Aggressionen der Gruppe thematisiert (im Original: „Do they fight? No it’s calm.“) als impliziter Lösungsvorschlag verstehen – eine Auseinandersetzung trotz widriger Umstände zu führen.

Ein kommunikativer Akt der Aggression und dessen erste Auswirkungen

Nachdem die bisher besprochenen Formen der Aggression entweder im Sinne des „adgredi“ basaler Natur waren, zeitlich weit zurücklagen oder indirekt am Thema der Sprache geäußert wurden, möchte ich im Folgenden eine kurze Szene betrachten, in der die Aggression das erste Mal explizit und spürbar wurde.

Wir befinden uns weiterhin in der dritten Kleingruppensitzung. Die Teilnehmerin, welche zuvor die englische Sprache als neutral bezeichnete, äußert sich nun direkt zur Gruppenleiterin. Sie sitze auf einem Podest. Dann wieder etwas allgemeiner: „Englische Menschen könnten nicht falsch liegen. Sie sind immer perfekt.“ Der Gruppenleiter bemerkt, dass es hier nicht die Deutschen, Russen oder Ukrainer gebe. Ein anderer kommentiert: „Wir haben ein viertes Element.“ Dann erzählt die Teilnehmerin eine Geschichte, die den Deutschen huldigt und in der es darum geht, was die Deutschen für gute Menschen seien. Der Gruppenleiter bemerkt: „Wie die Engländer.“ Dann äußert die Teilnehmerin plötzlich: „*Ich könnte keinen Deutschen töten, aber einen Russen könnte ich töten.*“ Es folgt ein Blickkontakt zwischen ihr und einem russischen Teilnehmer. Sie schiebt hinterher: „Ich will es nicht.“ Er erwidert: „Aber du kannst es. Ich fühle es.“ Sie erklärt: ginge sie zurück in die Ukraine müsste sie das tun, weil sie einen Ukrainischen Pass habe.

Ich schaue mir die Äußerung - „Ich könnte keinen Deutschen töten, aber einen Russen könnte ich töten.“ - als solche an. Dass hier eine aggressive Tat als tatsächliche Möglichkeit phantasiert wird, steht außer Frage. Dass die Äußerung dieser Phantasie in der Gruppe als aggressiv aufgefasst wird, zeigt sich am anschließenden Blickwechsel deutlich. Und dass sie darauf mit einer Zurücknahme reagiert. Durch das Modalverb „könnte“ wird vor allem ein Gewalt- bzw. Aggressionspotential angedeutet, die Äußerung ließe sich als Drohgebärde verstehen. Kurz darauf wird diese zu relativieren versucht: „Aber ich will es

nicht“. Die folgende Reaktion – „Aber du kannst es. Ich fühle es.“ – hingegen macht deutlich, dass die Aggression in der artikulierten Bereitschaft spürbar ist und es sich nicht bloß um ein harmloses Gedankenspiel handelt. Ein weiteres wichtiges Element der Äußerung ist in der Kontrastierung zu sehen. Durch sie wird meines Erachtens das verletzende Moment verstärkt; so zeigt die Teilnehmerin neben ihrer Aggressionsbereitschaft ihre menschliche, „schwache“ Seite, die es nicht zustande bringen würde, einen Deutschen zu töten. Auch klingen durch den Vergleich implizite Fragen an: Warum könnte sie den einen töten, den anderen jedoch nicht? Ist das Leben des einen Menschen unwürdiger als das eines anderen? Und woher kommt die Aggression gegenüber der russischen Nation? Diese Fragen verdeutlichen mir, wie hoch das Verletzungspotential für den von der Äußerung be-/getroffenen russischen Teilnehmer in der Gruppe ist.

Ich möchte versuchen, noch differenzierter den Schweregrad der Aggression dieser Äußerung einzuschätzen. Kriterien dafür suchend, finde ich bei König und Stathi (2010) eine Rangordnung von gewalttätigen kommunikativen Akten. Sie konstatieren zum einen, dass „individuelle Diffamierungen weniger schwer wiegen als aggressive Akte, die auf die Zugehörigkeit einer Person zu einer Gruppe Bezug nehmen“ (S. 52). Des Weiteren sei der Grad von Gewalttätigkeit höher einzuschätzen, wenn diese adressiert sei und „der Hörer oder die Hörerin eines aggressiven Kommunikationsaktes auch gleichzeitig die Zielscheibe der Aggression ist“ (S. 52). Hier sind alle drei Momente gegeben: die Bezugnahme zu einer Gruppe, die Adressiertheit u.a. in Form des Blickkontaktes und indirekten Zuweisung „ein Russe“ und die gleichzeitige Hörschaft.

Den Kontext betrachtend lässt sich feststellen, dass die Teilnehmerin ihre Aussage zunächst durch den Nachsatz „Aber ich will es nicht.“ zu relativieren versucht. Die folgende Erklärung, nach welcher sie im Falle einer Einreise in die Ukraine zum Töten verpflichtet wäre, macht die Aussage verständlicher und verweist auf das Thema der „Identität als Zugehörigkeit“. Mit dem angebrachten Erklärungsversuch, der die staatliche Gewalt des eigenen Landes in die Schuld nimmt, ließe sich evtl. auch eine Parallele zu der eingangs angesprochenen Wahrnehmung der Gruppenleiterin ziehen. Stecken doch in der Staatsgewalt wie auch im kritischen Bild von der Leiterin auf einem Podest, und ihrer Rolle selbst, ein hierarchisches Element. Dieses als spannungverursachendes „*viertes Element*“

zu verorten, könnte vorerst einen möglichen Erklärungsansatz für die sich situativ entladende Aggression darstellen.¹²

Trotz erklärender Kontextualisierung kann die Wirkkraft der Aussage nicht grundlegend abgedeckt werden. In Anlehnung an die Grundprinzipien der Konversationsanalyse konstatieren Alder und Buchholz (2017): „Erkennbar wird Gewalttätigkeit an den Reaktionen.“ Was bereits die unmittelbare Reaktion („Aber du kannst es. Ich fühle es.“) deutlich macht, zeigt sich auch in der übernächsten Gruppensitzung, als der „getroffene“ russische Teilnehmer gleich zu Beginn äußert:

F.: Für mich war es ein sehr emotionaler Tag. Ihr habt euch ausgesucht, wen man töten kann. Sie hat sich für einen Russen entschieden. Ich fühlte mich dadurch umgebracht. Es war sehr persönlich. Wir sind alle menschlich, doch denken wir darüber nach, jemanden zu töten.

Wie es überhaupt, über die emphatische Einfühlung hinaus, zu einer solch starken Empfindung („Ich fühlt mich dadurch umgebracht.“) als Folge eines aggressiven *Kommunikationsaktes* kommen kann, darüber geben König und Stathi (2010) Aufschluss, die wie folgt auf Sybille Krämers Konzept der „Doppelkörperlichkeit“ verweisen:

„Als Personen sind wir zugleich physisch-leiblicher wie auch sozial-symbolisch konstituierter Körper. Diese metaphorische Sichtweise von der Körperlichkeit unserer sozial-symbolischen Existenz kann sich darauf berufen, dass die Verletzung durch aggressive Kommunikationsakte z.T. mit dem gleichen Vokabular beschrieben werden, die wir auch für physische Verletzungen benutzen [...].“ (S. 50)

Was jedoch impliziert die Erläuterung „Es war sehr persönlich“? Obwohl die Äußerung den Russen und nicht einer Person im Speziellen galt, ist, wie bereits die beschriebene Rangordnung es nahe legte, das Verletzungspotential eines solchen aggressiven Akts, das wiederum nur persönlich - einen Tod erleidet jeder individuell - verbalisiert werden kann, größer. Woran könnte das liegen? Zum einen wird in einer die Gruppenzugehörigkeit adressierenden Äußerung die individuelle Seite vernachlässigt. Die Würde des Einzelnen ebenso wie dessen universell-menschliche Seite, die sich in dem Gedanken „wir sind alle menschlich“ widerspiegelt, geraten in den Hintergrund. Gleichzeitig, und das macht es

¹² Nähere Überlegungen zur Rolle des „vierten Elements“ finden sich im Text von M.-L. Alder im selben Buch.

nicht weniger verheerend, werden Nationalstolz und alle anderen geliebten Menschen, die der eigenen Nation angehören, mit verletzt. Das (vermeintlich) Individuelle und das ihm Zugehörige werden der Person genommen. Dahingegen ist ein aggressiver Akt, der ausschließlich auf eine Person abzielt, ein Stück (an)greifbarer und weniger umfassend, was die betroffenen Anteile der Persönlichkeit angeht.

Abschließend will ich noch klären, wie man die Äußerung der Teilnehmerin selbst bezüglich des Gesagten einordnen könnte. Sie antwortet auf die Verletzung des russischen Teilnehmers: „Ich war nicht stolz auf mich. Ich plante den Satz nicht. Er kam so raus.“ Möchte sie sich hier der Verantwortung für das Gesagte einfach entziehen? Im Sinne Burkhard Liebschs wäre davon auszugehen, dass es sich tatsächlich um die Deskription der Art und Weise handelt, wie es sich ergab: Anders als bei der *intendierten* sprachlichen Verletzung zeigt sich hier, dass Sprache eben niemals „bloßes Instrument unseres Gebrauchs“ ist, welches wir „im Griff“ haben, sondern dass unser Sprechen ein Geschehen ist, das uns auch als Sprecherinnen immer *widerfährt* und dem unvermeidlichen Risiko aussetzt, sich einer unbeabsichtigten „im Vorhinein nicht kontrollierbaren Gewalttätigkeit schuldig zu machen“. (Liebsch, 2007, zitiert nach Krämer, 2010, S. 32)

Weiterverarbeitung im Traum und in Assoziationen der Gruppe

Nachdem ich die ersten Reaktionen in Folge einer verbalen Aggressionsäußerung beschrieben habe, möchte ich im Weiteren auf den am nächsten Tag erzählten Traumbericht des „verletzten“ russischen Teilnehmers eingehen, welcher mit der gemeinsamen assoziativen Bearbeitung, zu einer maßgeblichen Veränderung der Aggression in der Gruppe beigetragen hat:

F.: Ich hatte einen Traum. Über eine zeitgenössische Kunst Installation auf dem Roten Platz. Dort waren Beine auf dem Platz, Reihen von Beinen. Alle mit roten Stiefeln an. Keine Paraden, keine Demonstrationen.

Ich fange bei der Einleitung zum Traumbericht an und denke bei „Ich hatte einen Traum“ an Martin Luther Kings berühmte Rede „I have a dream“, bei der es um Freiheit und Gleichheit ging. Dass ein deutscher Teilnehmer wenige Minuten später laut zu singen anfängt „I want to be free, I want to be free“ (auf Deutsch: „Ich will frei sein, ich will frei

sein“), scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, dass der Traum thematisch mit einer vergleichbaren Thematik in Zusammenhang stehen könnte.

Doch zunächst zum Traum selbst bzw. den ersten Assoziationen der Gruppenteilnehmer: Ein Ukrainer interessiert sich für die „roten Stiefel“ und zieht bei der Farbe Rot eine Analogie zum Blut: „Du sagtest rote Stiefel? Blut! Stiefel eingetaucht in Blut.“ Eine Ukrainerin hat einen anderen Gedanken. Sie äußert: „Für mich ist es nicht nur Blut. Traditionell tragen russische und ukrainische Tänzer rote Stiefel.“ Es klingen zwei Facetten an: die eine ist gewaltsamer Natur, in Form des Blutes, wie es für Ermordete stehen könnte, die andere vereint im Bild der russischen und ukrainischen Tänzer: spielerische und verbindende Elemente. Mir fällt an dieser Stelle die Metapher des „Friedenstanzes“ ein, die in der Sitzung zuvor als Beschreibung für die aggressionsgehemmte Gruppeninteraktion benutzt wurde.

Ich frage mich, was der Rahmen des Traumes, die zeitgenössische Kunstinstallation, zu bedeuten haben könnte. Eine Kunstinstallation schafft, so denke ich, dem Träumer eine Distanz zu dem grausamen Bild, was sich ihm in dem Bild der aufgereihten Beine offenbart. Im Kontrast zu seinem Erleben am Vortag, dass er durch das Gefühl des Getötet-Seins und der Äußerung „Es war ein sehr emotionaler Tag“ beschrieb, scheint die durch die Szenerie der Ausstellung gerahmte Atmosphäre etwas Stilisiertes und Affektarmes zu vermitteln. Der Hinweis „zeitgenössisch“ könnte auf die Aktualität des Themas und auf dessen abstrakte Darstellung hindeuten. Zudem ließe sich eine Nähe zum künstlichen Rahmen der Gruppensitzung in Betracht ziehen. Der Rahmen, die Installation/Gruppe, implizierte somit einen symbolischen Ort der Reflektion und lüde ein, über das Geschehene zu reflektieren. Der physische Ort des Traumes, der Rote Platz, weist hingegen darauf hin, dass die Kunstausstellung und deren „Artefakte“ russischem Territorium angehören. Ob letztere, die aufgereihten Beine, russische militärische Kriegsoffer darstellen oder ukrainische, ist hingegen nicht eindeutig. Die Gruppenleiterin reflektiert über die indirekte Botschaft, die mit der Parade verbunden sein könnte: „Wenn sie alle paradieren, müssen sie durch irgendetwas aufgehalten werden.“ Ein anderer kombiniert: „Ist das Wort mit dem Wort Stolz verbunden [Parade und Pride?]? Wenn es zu viel Stolz gibt, muss dieser verringert werden.“ Der Gruppenleiter ergänzt: „Eine Parade ist im Deutschen mit dem Militär verbunden.“ Diese Assoziationen stehen in engem Zusammenhang zum letzten Teil des Traumes: „Keine Paraden, keine Demonstrationen“ und dem Nachsatz des Träumers auf

die Frage, ob dies hieße, dass Demonstrationen verboten seien: „Nein, die Botschaft der Kunstinstallation war, man darf nicht dort sein.“

Wie lassen sich diese Einfälle der Gruppenteilnehmer und das Vorgefallene zueinander in Beziehung setzen? Gezeichnet wird eine militärische Szenerie; die Gefallenen, so zumindest legt es die Verbindung zum Roten Platz nahe, könnten Russen sein - vielleicht diejenigen, denen am Tag zuvor symbolisch mit der Äußerung „Ich könnte einen Russen töten“ der Tod angedroht wurde. Nun werden die Opfer in Form von aufgereihten Beinen gezeigt. Die Ausstellung mahnt, dass Paraden verboten seien; möglicherweise, weil sie zum Tode führen. Aber auch für das Demonstrieren ist hier kein Platz. Heißt dies, das Bild des Traumes und seine Botschaft sollen für sich stehen und nicht bekämpft oder angetastet werden? Auch das Demonstrieren verlangt Stolz, und der „Kurator“ der Ausstellung möchte mit Stolz die Botschaften des Traumes behaupten. Doch wie könnten diese darüber hinaus lauten?

Weitere Bemerkungen der Teilnehmer weiten das Bild, in dem sie die Mehrdeutigkeit der Beine betonen. Der Gruppenleiter äußert zum Beispiel: „Beine können ohne ihren Kopf gehen. Man kann sie kommandieren: Geh dort hin! Geh dort hin! Aber ein Körper mit einem Herzen hat ein Gewissen.“ Ich muss an das Impulsive und kognitiv nicht Geplante der aggressiven Äußerung „Ich könnte keinen Deutschen töten, aber einen Russen könnte ich töten“ denken und auch an die Erklärung der Teilnehmerin, dass sie in der Ukraine zum Töten verpflichtet sei, Kommandos zu befolgen habe. Andere Äußerungen verdeutlichen, dass es hier nicht um Schuldzuweisungen oder klare Trennungen zwischen Tätern und Opfern geht, sondern beide Nationen gemeinsam betroffen sind: „Es gibt etwas Einendes zwischen Russen und Ukrainern. Die Schuhe sind mit der Erde in Kontakt.“ Oder: „Keine Paraden“ bedeutet, dass wir akzeptieren, dass wir alle gleich sind. Dass wir verstehen, dass wir alle verletzlich und gefährlich sind.“ Der russische Träumer äußerte in der Sitzung zuvor bereits den Satz: „Wir sind alle menschlich.“

Zum Menschlichen gehört auch das Libidinöse. So stellt eine Teilnehmerin fest: „Rot ist sehr wirkmächtig. Aber in welche Richtung? Freude oder Aggression?“ Es scheint entgegen allem Destruktiven etwas Positives, Verbindendes zu geben. Ein Deutscher erwidert auf den Einfall des Gruppenleiters bezüglich der Kommandos und des Gewissens, durchaus aggressiv: „Bist du fertig? Ich mag rot... die Tänzer tanzten so schön vor der Königin, nackt. Aber so schön!“ Eine weiterer Querbezug zur Gruppenleiterin als englischer Königin auf

dem Podest drängt sich auf und verdeutlicht letztendlich wie vieldeutig die Traumerzählung ist und wie breit das Spektrum des dadurch thematisierten unbewussten Materials, welches das freie Assoziieren zu Tage bringt.

„Wir müssen schießen – bitte versteckt euch.“ - Intergenerationale und motivationale Komponenten der Aggression sowie Schlüsse aus der gemeinsamen Begegnung

Im letzten Teil der Aufarbeitung der Gruppensitzungen möchte ich mich den sich aus den beschriebenen Prozessen der Gruppe ableitenden motivationalen und intergenerationalen Komponenten der Aggression widmen. Anknüpfend an den Traumbericht und den folgenden Assoziationen spannt der Gruppenleiter im weiteren Verlauf nochmals den Bogen zu dem gemeinsam Erlebten und stellt die Frage: „Könnte es nicht ein Opfer sein, unseren Impuls jemanden umzubringen, der unser Feind sein könnte, zu akzeptieren?“ Nachdem ich eine Weile über diese Äußerung nachdenken muss, frage ich mich, welche Implikationen das Wort „Opfer“ beinhaltet - erfordert das Erbringen eines Opfers nicht zugleich auch die Aufgabe von etwas Geliebten?

Im Folgenden erzählt die Teilnehmerin, welche den russischen Teilnehmer durch ihre Aussage so verletzte, eine kurze Anekdote über eine Familientherapie, die sie durchführte und kommt dann, auf die eigene Familie zu sprechen: „Und plötzlich sagte er: Aber Poroschenko ist schrecklich. Da verstand ich, dass wir auf unterschiedlichen Seiten stehen. Meine Mutter und ich stehen auf unterschiedlichen Seiten. Sie war bereit, in Donbass zu kämpfen.“ Der Gruppenleiter fragt nach: „Deine Mutter? Also ist es intergenerationell.“ Sie erwidert: „Mein Bruder.“

Auch wenn an dieser Stelle nicht ganz klar wird, was der Versprecher zu bedeuten haben könnte - welche Rollen Bruder und Mutter einnehmen - so wird doch deutlich, dass die Einsicht, welche die Ukrainerin hier beschreibt, sich darauf bezieht, dass es auch die eigene Familie sein kann, gegen die sich am Gegenstand des aktuellen realpolitischen Konflikts Opposition aufbauen kann. Eine solche auszuhalten, so denke ich, vermag einem Mut und die Fähigkeit zur Ambivalenz abverlangen und auch die Bereitschaft, eine möglicherweise identitätsstiftende Verbindung zu opfern. Auch wenn die Bereitschaft zur Aggression hier den Familienmitgliedern zugeschrieben wird, wäre es naheliegend anzunehmen, dass eine innerfamiliäre Differenz über die politische Haltung auch einen inneren Konflikt verursacht, der eigene Aggressionen zu Tage fördert, welche die Differenzen zu bewältigen

versuchen. Diese zu akzeptieren, gleichwohl die Gefahr besteht, dadurch auch etwas zu opfern, könnte ein erster Schritt zu einem inneren Frieden sein.

Dass es dorthin ein langer und anstrengender Weg sein mag, der sicher nicht ohne Veränderung der äußeren Umstände zu bewältigen ist, verdeutlichen die Ausführungen einer ukrainischen Teilnehmerin am nächsten Tag: „Natürlich hoffe ich auf etwas anderes. Aber wenn ich in mein Land zurückkomme, komme ich in den Krieg zurück. Gefährliche Situation. Meine Seele kann singen, aber meine Beine können nicht tanzen.“ Ich muss an den Traum vom Vortag mit den aufgereihten Beinen denken und stelle fest, dass die Metaphorik, die sie benutzt, stark daran anzuknüpfen scheint. Sie bemerkt an anderer Stelle, dass sie den Traum an diesem Ort vermisst und erklärt, dass, wenn sie zurückkomme, sie vom Krieg träume. Als ein deutscher Teilnehmer sie provozierend fragt, weshalb sie den Krieg nicht beende, erwidert sie: „Vielleicht kann ich meinen inneren Krieg nicht beenden.“ Und an anderer Stelle erklärt sie: „In Russland zählen wir den Kuckuck – die Anzahl seiner Rufe sagt, wie lang du lebst. Ich fühle Ambivalenz. Ich will nicht zählen, aber ich zähle. Meine Familie will ein Datum finden, wann der Krieg endet – um die Situation zu beantworten.“ Innerer und äußerer Krieg sowie familiäre Traditionen scheinen eng verwoben. Der Gruppenleiter bemerkte an anderer Stelle: „Irgendwelche Wege, zu kämpfen oder fliehen? Aber ein hohes Maß an Abhängigkeit.“ Wie kann man sich einen Ausweg verschaffen, wenn die äußere Bedrohung so mächtig wird, dass im Inneren kein Weg auffindbar scheint?

Ich schaue weiter, welche Einfälle den anderen Gruppenteilnehmern in Hinblick auf die eigenen Aggressionen kommen. Als eine Deutsche äußert, dass sie bei der spontanen Gesangseinlage eines anderen deutschen Teilnehmers, kurz nach dem Traumbericht, daran denken musste, dass sie singe, wenn sie Angst habe und dieses sie beruhige, tut sich ein weiterer Zusammenhang auf. Dieser zeigt eine transgenerationale Erfahrung und ferner Angst als Folge und Ursache von Aggressionsbereitschaft: So erinnert sich der deutsche „Sänger“ im Folgenden, wie er in seiner Jugend gemeinsam mit seiner Mutter aus Angst, von der Roten Armee nach Sibirien deportiert zu werden, auf einem Pferd in den Wald floh: „Wir versteckten uns vor der Roten Armee. Sie [die Mutter] war bereit, zu töten.“ Hier führt die Angst zu der Reaktion, sich zu verstecken und auch zu der Bereitschaft, sich im Notfall zu verteidigen, also selbst aggressiv zu werden.

In einer persönlichen Anekdote des Gruppenleiters aus seiner Jugend, zeigt sich, dass eine aggressive Verteidigungsbereitschaft bei Bedrohung keinesfalls selbstverständlich ist. So erzählt dieser, wie er in den USA wohnte und eines Abends Räuber einbrachen und alles verwüsteten. Er rief die Polizei. Ein Nachbar fragte ihn, ob er eine Waffe habe. Er erwiderte, dass er den Gebrauch einer Waffe nicht erlernt habe. Drei Monate später wurde wieder eingebrochen und Geld gestohlen. Der Gruppenleiter schlussfolgert: „Das ist auf einer anderen Ebene, sich selbst zu verteidigen.“ Es geht um die erforderliche Notwendigkeit, sich selbst zu verteidigen. Mitunter physisch oder aber auch psychisch. Bei Mentzos finde ich zum Thema Aggression: „Die Aggression dient einerseits der Verteidigung und Sicherung, andererseits der Stärkung, Vergrößerung, Expansion des Selbst, und was in Bezug auf unsere Thematik noch wichtiger ist, manchmal dient sie auch dem Schutz, der Sicherung, der Befriedigung, dem tatsächlichen oder angeblichen Glück des Anderen.“ (Mentzos, 2001, S. 102)

Dass dieses tatsächlich der Fall ist, zeigt sich wenig später an der Selbstoffenbarung der Gruppenleiterin. Diese nimmt Bezug zu der Fantasie vom Vortag, nach welcher sie die Königin war und sagt: „Meine Eltern wären glücklich gewesen, sie machten mich britisch. Sie sind Juden, aber sie wollten es nicht zeigen. Es geht wohl darum, unsere Eltern und das Verstecken hinter uns zu lassen.“ Ich finde eindrucksvoll, wie hier deutlich wird, dass man zu etwas gemacht werden kann, was man mitunter gar nicht ist oder sein will. Und wie das Verstecken hier im Sinne einer realen Schutzfunktion aber auch einer transgenerational vermittelten Verpflichtung der Entfaltung des Selbst im Wege stehen kann.

Nachdem sich nun beide „Eltern“ der Gruppe aus dem „Versteck“ ihrer Kindheit hinausgewagt haben, offenbaren auch andere in der Gruppe ihre ganz authentische Seite. So erzählt die Deutsche wenig später rückblickend, dass sie zu Beginn sagte, keine Wurzeln zu besitzen. Nun gesteht sie ein: „Aber ich habe Wurzeln. Ich schämte mich, die Tochter von Flüchtlingen zu sein. Ich fühlte mich wie eine zweitklassige Deutsche. Nun kann ich diese Identität als Kind von Flüchtlingen zeigen. Es ist leichter, aber sehr verletzlich. Wenn ich deine Verletzlichkeit spüre [sie dreht sich zu dem russischen Teilnehmer], fühle ich meine Verletzlichkeit. Es ist gut für mich. Ich brauche meine schwachen Seiten nicht zu verstecken. Und nun fühle ich die Verbindung.“

In der letzten Sitzung berichtet ein Teilnehmer: „Manchmal informieren Russen Ukrainer, sich zu verstecken, bevor sie schießen. Weil sie Munition verbrauchen müssen, um Krieg

vorzutäuschen.“ Ich frage mich, wie es hier in der Gruppe vorstättenging. Gab es nicht auch hier ein „kriegerisches Szenario“, in dem, ohne dass es beabsichtigt war, Verletzungen verursacht wurden?

Vom Anfang zum Ende

Ich resümiere noch einmal das Geschehene vom ersten symbolischen Schusswechsel mit der Äußerung - „Ich kann keinen Deutschen töten, aber einen Russen könnte ich töten.“ - bis zur letzten Sitzung: Durch das Ausagieren der transgenerationalen und durch den aktuellen politischen Konflikt bedingten Spannungen wird ein Gruppenteilnehmer verletzt. Der „Verletzte“ verarbeitet dies im Traum und bietet der Gruppe und sich die Möglichkeit, sich dem Vorfall aus einem anderen Blickwinkel zu nähern. Durch Assoziationen aller Beteiligten wird ein Zugang zu unbewusstem und persönlich-biographischem Material geschaffen. Im daraus resultierenden gemeinsamen Reflektionsprozess zeigen sich Gruppenleiter und -teilnehmer zunehmend auch von ihren schwachen Seiten und teilen weit zurückliegende Erfahrungen, verbunden mit Angst und Aggression. Das dem eigenen Schutz dienende Versteckspiel ist nicht mehr nötig.

„Informieren (...) sich zu verstecken, bevor sie schießen“ (s.o.) - gab es denn auch in der Gruppe mögliche Vorwarnungen, die die Aggression ankündigten? Hinweise impliziter Natur, die den eigenen Schutz und den der anderen zunächst sicherstellen mussten, bevor quasi fremd-auferlegte Bürden der Aggression veräußerlicht werden konnten? Ich denke an die beschriebenen, latenten, Formen der Aggression, wie sie sich beispielsweise am Gegenstand der Sprache zeigten. Wurde hier bereits vorsichtig ausgetestet, wie weit man gehen kann, was der andere auszuhalten vermag? Und schufen nicht sogar die ersten Anfänge des sich Näherns und gegenseitig Informierens eine notwendige Basis dafür?

Die Gruppenleiterin äußert kurz vor Ende der letzten Sitzung: „Ich habe ein relationales Modell. Haben wir alle ein individuelles Sicherheitsnetz, um uns und andere vor Aggression zu schützen? Wir sagten harte Dinge, hoffentlich ohne dabei zu destruktiv zu sein.“ Vielleicht ist es ein solches Sicherheitsnetz, welches durch leichte Verletzungen zunächst erprobt werden musste, bevor die Teilnehmer sicher sein konnten, dass Gruppe und Gruppenleiter in der Lage sind, die vorhandenen Aggressionen aufzufangen und zu verarbeiten. Aggressionen, die jeweils aus einem ganz individuell-spezifischen, die äußeren und inneren Konflikte tangierenden, Beziehungsgeflecht resultierten, und die Stück für

Stück in dieser Begegnung zu einer neuen „Gruppenmatrix“ (vgl. Sandner, 2013) und persönlichen Entwicklung beitragen.

Ich lasse zum Abschluss dieses Textes noch einmal die Gruppenleiterin und den Gruppenleiter zu Wort kommen:

GLw.: Wir alle müssen unseren Raum finden. Es ist unsere Aufgabe, unsere eigene Identität zu entwickeln, es ist unser Lebensstil, uns von den Wunden unserer Eltern zu trennen.

GLm.: Ein Werkzeug für dich zum nach Hause nehmen, ist das Finden eigener Worte.

Literaturverzeichnis

- Alder, M.L. & Buchholz, M.B. (2017). Kommunikative Gewalt in der Psychotherapie. In S. Bonacchi (Hrsg.), *Linguistische Untersuchungen zur Gewalt*. Berlin: de Gruyter.
- Auchter, T. (2000). Lebenstrieb nicht Todestrieb. Zur Aggressionstheorie von Donald W. Winnicott. In M. E. Arjomandi (Hrsg.), *Konflikt und Solidarität in und zwischen Gruppen* (S. 33-53). Heidelberg: Mattes.
- Freud, S. (1912). Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. In *Gesammelte Werke VI*. Frankfurt am Main: Fischer.
- König, E. & Stathi, K. (2010). Gewalt durch Sprache: Grundlagen und Manifestationen. In S. Krämer & E. Koch (Hrsg.), *Gewalt in der Sprache. Rhetoriken verletzenden Sprechens* (S. 45-59). München: Fink.
- Krämer, S. (2001). ‚Humane Dimensionen‘ sprachlicher Gewalt oder: Warum symbolische und körperliche Gewalt wohl zu unterscheiden sind. In S. Krämer & E. Koch (Hrsg.), *Gewalt in der Sprache. Rhetoriken verletzenden Sprechens* (S. 21-42). München: Fink.
- Mentzos, S. (2001). Der bipolare Mensch und sein Dilemma. In M. Wolf (Hrsg.), *Selbst, Objekt und der Grundkonflikt. Psychoanalytische Beiträge zur Psychosentherapie, institutionalisierten Abwehr und Aggression* (S. 101-113). Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Sandner, D. (2013). *Die Gruppe und das Unbewusste*. Berlin: Springer VS.

Werth, L. & Mayer, J. (2008). *Sozialpsychologie*. Heidelberg: Spektrum.

Wege im Schutze des Gruppenleiterpaares

Marie-Luise Alder

In allen anderen Kleingruppen wurde gedolmetscht, nur in der von mir beobachteten Gruppe sprachen die Teilnehmer, deren Muttersprachen Deutsch, Ukrainisch oder Russisch waren, Englisch miteinander. Somit war Englisch für alle Teilnehmenden eine Fremdsprache, mit Ausnahme der Ko-Leiterin. Sie war englische Muttersprachlerin, der Gruppenleiter war deutschsprachig. Direkt zu Beginn stellte die Ko-Leiterin fest, dass sie im Englischen nicht von der „Wall“, der Mauer, spreche, die einst Deutschland in Ost und West teilte, sondern vom „Iron Curtain“, dem eisernen Vorhang. Wegen dieser unterschiedlichen Nuancierungen im Sprachgebrauch schlug sie vor, die Sprachen flexibel zu nutzen. Als Muttersprachlerin wies sie die Teilnehmer darauf hin, sich gegenseitig beim Verstehen zu helfen: „Helfen, um einander zu verstehen.“ Dieser Satz wurde in seiner Doppelbedeutung rasch verstanden. Eine Doppelbedeutung, die über die Hürden nationalsprachlicher Differenzen gleichsam hinwegsprang.

Der Auftrag der Gruppensitzungen war, sich über Vorurteile hinweg zu begegnen – auch hier also war ein „hinweg“, eine Überwindung, schon angedacht. Die Teilnehmer wollten in Austausch über eine gemeinsame Geschichte kommen, die sie verband und doch ganz anders erlebt wurde. Dabei ist nicht nur das Verstehen einer Sprache nötig, sondern das *sich* verständlich machen und sein. Ein beidseitig produzierter Prozess des Begegnens und Verstehens. Sich gegenseitig helfen zu verstehen, beinhaltet nicht nur den Auftrag Zweier, sich zu verstehen, sondern auch als Dritter, eine Verständigung zu ermöglichen. Passend dazu verwies anschließend der Gruppenleiter auf uns als Beobachter. Denn während sich die Gruppenteilnehmer und Gruppenleiter nacheinander vorstellten, blieben wir als Beobachter außerhalb des Kreises still. Daher übernahm der Gruppenleiter nun die Aufgabe, uns vorzustellen: Er als der Dritte, der das Schweigen von zwei Anwesenden verständlich macht. Diese Fähigkeit des Gruppenleiterpaares, das nicht Gesagte oder nicht Gehörte dennoch hörbar zu machen, welche sie schon in den ersten Minuten anwandten, sollte sich in den kompletten acht Kleingruppensitzungen zeigen. Dabei versuchten sie, gewiss, Gefühle zu versprachlichen. Die Balance zu halten, zwischen einem verletzenden Aufdecken und der Gefahr, dass Dinge zu einem frühen Zeitpunkt noch nicht verstanden werden können, schaffte das Gruppenleiterpaar gemeinsam. Versprachlichungen tätigten sie in einer Form, die als Therapeutic-Self-Disclosure (Levitt, Minami et al., 2015) benannt

wird, ein Konzept, dass die persönliche Selbsteinbringung von Therapeuten im therapeutischen Prozess einfängt: Äußerungen der Therapeuten, die einen persönlichen Aspekt aus dem Leben oder inneren Erleben des Therapeuten erkennen lassen. Diese Selbstenthüllungen des Therapeuten sind jedoch sehr umstritten, aufgrund ihrer unklaren Auswirkungen auf den Therapieverlauf und der dazu gegenläufigen Meinung, ein Therapeut müsse sich abtinent verhalten. Insbesondere in diesem Gruppenverlauf teilen die Gruppenleiter persönliche Erfahrungen und Anekdoten aus dem eigenen Leben. Dass man als Therapeut auch sein eigenes Erleben gegenüber dem Patienten offenbart, scheint das Eine zu sein. Eigene Lebensgeschichte zu teilen, ist etwas Anderes und findet sich nur sehr selten. Das dies hier vermehrt zu beobachten war, mag seine Ursache in der Situation haben, da hier nicht Therapeuten und Patienten, sondern Kolleginnen und Kollegen miteinander sprachen. Dies lässt die Gruppenleiter unbefangener mit ihren eigenen Einfällen umgehen, wobei sie trotzdem die Rolle der Leiter behalten.

Mit Fokus auf die Selbstoffenbarungen des Gruppenleiterpaares, möchte ich nun durch die sieben Sitzungen leiten.

Erste Sitzung – Einander Verstehen helfen

Zu Beginn der ersten Sitzung versuchen die Teilnehmer, sich auf ein gemeinsames Thema zu einigen. Ein Teilnehmer schlägt vor, man solle sich die verschiedenen nationalen Motive vor Augen führen, warum Russland unbedingt einen Teil der Ukraine wolle und warum die Ukraine so feindlich gegenüber Russland sei. Eine andere erzählt von ihrer geteilten Identität: Einerseits fühle sie sich als Jüdin, da sie in Israel geboren sei und andererseits lebe sie nun in Russland. Sie musste oft antisemitische Beschuldigungen in Russland ertragen. Danach berichtet ein anderer, der als Psychotherapeut tätig ist, dass ihn ein Patient einmal nach der Stationierung seines deutschen Vaters im zweiten Weltkrieg fragte. Als geklärt war, dass sein Vater nicht in Russland stationiert war, konnte der Patient sich beruhigen. Er konnte nun sicher sein, dass der Aufseher im KZ, der denselben Nachnamen trug wie der Psychotherapeut, in dessen Behandlung er sich eben begeben wollte, nicht dessen Vater war.

In der Gruppe entfacht eine politische Diskussion und die Gruppenleiter werden aktiv. Sie weisen darauf hin, dass die, die keine Geschichtsexperten sind, sicherlich Familienexperten seien. Ein Teilnehmer wendet ein, dass wäre ja fast das Gleiche, man hätte ähnliche

Konflikte in einer Familie wie zwischen Nationen und man müsse diese verstehen, bevor man etwas ändern könne. Dieser Vergleich scheint so nahe zu liegen, verführt aber dazu, die Differenzen zwischen den nationalen und familiären Konflikten durch sprachliche Gleichsetzung zu verdecken, was erhebliche Auswirkungen hätte. Dass der Vergleich in der Gruppe so formuliert wird, ist Teil eines Prozesses, der zunächst das Verbindende sucht und suchen muss, bevor er sich der Differenz zuwenden kann. Der Hinweis der Therapeuten kann weniger als wirklicher Vorschlag einer Lösung des nationalen Konflikts verstanden werden, als vielmehr ein Versuch, persönliche Perspektiven in das Gruppengespräch einzuführen. Mit dem persönlichen Thema sind Psychotherapeuten vertraut, wenig jedoch mit den nationalstaatlichen, historischen und politischen Themen. Daher ist die anschließende Einlassung des Gruppenleiters hilfreich, wenn er nach Gefühlen und Fantasien fragt, die im Hier und Jetzt erlebt werden. Seine Frage findet jedoch kein Echo in der Gruppe. Die persönlichere Seite kann noch nicht thematisiert werden; der politische Konflikt wiegt schwer. Es scheint wohl noch zu früh, die Teilnehmer sind sich noch zu unbekannt. Es entwickelt sich eine Diskussion über die unterschiedlichen Länder mit ihren Schriftstellern und Mythen. Wir Beobachter haben den Eindruck, es geht um Rivalität; wer kennt wessen Kultur besser und wer kann daher den anderen besser einschätzen. Die Frage: „Wer sind wir?“, wird von einer Teilnehmerin gestellt und von ihr selbst beantwortet. Sie ist Jüdin und sagt, sie gehöre zu dem Volk, das von allen grundlos gehasst werde. Daraufhin wird über Unterschiede zwischen „Jiddish“ und „Jüdisch“ diskutiert – auch hier geht es nicht um das „richtige“ Englisch. Ein deutscher Teilnehmer empört sich über eine Generalisierung eines russischen Teilnehmers über Russland und behauptet, er habe sein Wissen von Freunden aus Sibirien. Der russische Teilnehmer winkt ab: „Sibirien ist nicht Russland“. Der Schlagabtausch lässt Angst und Anspannung vor gegenseitiger Verurteilung deutlich werden.

Wie eine Antwort auf dieses verbale „Gefecht“ wirkt es, als der Gruppenleiter von eigener Erfahrung mit seinem Vater erzählt - eine erste Therapeutic-Self-Disclosure. Der Vater habe ihm oft erzählt, dass das Alte und das Neue Testament sich in Hass und Liebe unterschieden. Erst später erkannte er selbst, dass dies nicht stimmte, sondern beides in beiden Schriften enthalten sei. Mit dieser Geschichte legt er seinen Entwicklungsprozess offen, von zunächst kindlicher Naivität hin zu der Bildung einer eigenen Meinung, die sich von der des Vaters unterscheidet. Dies scheint zunächst trivial, wird jedoch für die psychotherapeutische Behandlungstheorie bedeutend. Erstaunlich ist, dass der

Gruppenleiter schon in der ersten Kleingruppensitzung diese Form wählt. Ausschlaggebend für den Mehrwert dieser persönlichen Öffnung wird, dass er seiner persönlichen Geschichte eine Frage an alle Gruppenteilnehmer folgen lässt. Er fragt, ob dies unsere vorgefassten Meinungen seien? Worauf genau sich *dies* bezieht, bleibt vage. Der Gruppenleiter macht aus einer sprachlichen Perspektive zwei Angebote: dem konkreten Inhalt zu folgen oder aber die letzte Frage als Überführung seiner Geschichte in eine Thematik zu sehen, die alle betreffen könnte, also für die Gruppe relevant ist. Nachdem keine Reaktion aus der Gruppe kommt, ergänzt die Ko-Leiterin, dass es bei diesem ersten Treffen der Gruppenteilnehmer wohl darum ginge, eine gemeinsame Sprache zu finden. Eine Gruppenteilnehmerin reagiert darauf, indem sie sagt, Englisch wäre eine neutrale Sprache. Gut - Böse - Neutral – „Wir alle haben Fantasien übereinander“, bemerkt die Ko-Leiterin, einer der letzten Sätze dieses ersten Treffens. Sie fasst die Stimmung treffend zusammen. Denn es wurde bisher wenig Persönliches, außer vom Gruppenleiter, erzählt und kaum auf einander Bezug genommen. Es wird vorsichtig abgetastet, wer auf welcher Seite steht, doch die Fantasien, auch geprägt durch Vorurteile, sind noch zu mächtig, als dass man anfangen könnte, sie durch direkte Begegnungen in Frage zu stellen. Die Gruppe schließt, es ist Abend und viele sind müde von der Anreise und der Aufregung des ersten Kennenlernens.

Zweite Sitzung – Ein Traum und erste Annäherungen

Am nächsten Morgen um neun Uhr trifft sich die Gruppe zu ihrer zweiten Sitzung. Drei Teilnehmer kommen zu spät. Wie auch gestern sitzt sich das Gruppenleiterpaar gegenüber und eröffnet die Sitzung. Während noch zwei Teilnehmerinnen verspätet in den Raum kommen und ihre Plätze einnehmen, erzählt ein Teilnehmer einen Traum, den er in der vergangenen Nacht träumte: Er fand sich auf einer einsamen Insel und wollte fliehen. Da traf er auf ein angelndes Paar, die er nach einem Ausweg fragte. Diese jedoch wiesen ihm lachend zu, es sich doch gemütlich zu machen und luden ihn zum BBQ ein. Nach dieser Traumerzählung herrscht langes Schweigen.

Keiner der Gruppenteilnehmer schlägt eine Interpretation vor; der Traum selbst scheint schon eine Deutung zu sein: eine vielseitige Deutung der Situation in der Gruppe. Zunächst: Das angelnde Paar als Repräsentation des Gruppenleiterpaares scheint augenfällig. Auch eine Kritik klingt an, dass man es sich allzu gemütlich mache während der Gruppensitzungen - Konflikte werden vermieden und vor den Untiefen flüchtet man sich auf eine Insel. Jeder „angelt“ nach etwas Verwertbaren (Essbaren). Ängste werden nicht

wahrgenommen, sondern weggelacht. Und drittens könnte der Traum als positiver Entwurf verstanden werden: Ein Paar auf einer Insel, die für den Träumenden beängstigend wirkt, da er fliehen möchte, hat sich dort eingerichtet und lädt ihn ein, sich zu ihm zu gesellen. Sie scheinen freundlich und aufgeschlossen. Anstatt ihm zur Flucht zu verhelfen, was bedeuten würde, dass seine Angst als real bestätigt würde, bieten sie ihm an, erst einmal zu verweilen, um gemeinsam zu speisen, zu reden und dabei vielleicht Gefallen an der Umgebung finden zu können.

Der Traum bleibt in der Gruppe unkommentiert.

Nach der langen Stille beginnt erneut eine Diskussion über den Krieg zwischen Russland und der Ukraine. Man fragt sich gegenseitig, warum um alles dieser Welt dieser Krieg gemacht wird? Ein Teilnehmer spricht über die Entscheidung, die die Menschen in der Ukraine treffen müssen, ob sie mitkämpfen, oder sich raushalten oder gar versuchen, aus dem Land zu entkommen? Seine Söhne müssten auch in den Krieg, wenn dieser in den nächsten Jahren weitergehe. Die Ko-Leiterin macht darauf aufmerksam, dass ein Teilnehmer absagte, weil er sich entschied, an der Front zu kämpfen. Ein ukrainischer Teilnehmer spricht lange und es bleibt sehr undeutlich, was er sagt. Danach erzählt jemand einen Witz, in dem Russland ein Teil von Europa werde oder Europa ein Teil von Russland. Ihm wird sofort widersprochen: „Das ist kein Witz! Das ist ein wirkliches Vorhaben!“ Die Ko-Leiterin versucht, das Gefühl zusammenzufassen, indem sie darauf hinweist, dass dieser Krieg der heiße Punkt dieser Zeit sei und dass er ein Echo in uns allen finde. Das Kriegsthema wird nun ins Familiäre umgedeutet: Es wird gefragt, ob Russland das gierige Kind sei und die Länder wieder in eine Art regressiven Zustand gerieten und sich in der Polarisierung zwischen Gut und Böse befänden.

Es entsteht ein Streit zwischen drei Teilnehmern, einer Russin, einem Deutschen und einem Ukrainer. Der deutsche Teilnehmer behauptet, dass für einige Russen der Kreml das Heilige Land sei, so wie für die Juden Israel. Die russische Teilnehmerin widerspricht und beginnt in lautem strengem Ton anzuklagen: „Kiew ist unser heiliges Land, Moskau ist so Jung“ Sie mimt den russischen Größenwahn, doch weiß man in diesem Moment nicht genau, ob sie es ernst meint, oder ob sie zitiert und sarkastisch ist. Der ukrainische Teilnehmer weist sie harsch zurück: „Bleib bei deinen Gefühlen. Die Ukraine hat eine lange Geschichte.“ Hier greift die Ko-Leiterin mit einer Frage ein: „Was macht man mit dem Hass?“ Damit fasst sie den Ausbruch der Russin und die Zurückweisung zusammen und schafft es, die

Teilnehmer voreinander zu schützen. Sie ist dabei weder neutral, noch gut, noch böse. Sie benennt genau das, was im Raum hängt und die anderen lähmt: Der Hass, den die Beteiligten aufeinander und nicht haben; die Differenz zwischen der nationalen Zugehörigkeit und den Personen lässt sich nicht mehr leugnen, aber noch bestimmt die Ohnmacht, sich davon nicht wegbewegen zu können - wohin auch? Bewegt man sich auf den anderen personal zu, herrscht die Angst vor, mit dem nationalen Hass direkt konfrontiert zu werden. Erneut werden die drei Länder gegenüber gestellt und es wird überlegt, welches Land wohin gehört - gehört die Ukraine eher zur EU oder zu Russland? In diese Debatte hinein stellt der Gruppenleiter fest, dass es einige in der Gruppe gibt, die still blieben. Wieder in Form einer Selbstoffenbarung sagt er, dass er neugierig sei, was sich in deren Herzen und Köpfen abspiele. Diesmal gelingt der Versuch, das Ungesagte der Nicht-Sprechenden zu inkludieren, es zum Thema zu machen, eine Hand hinzuhalten, die man ergreifen kann; der Versuch einer Annäherung: Eine Teilnehmerin sagt, sie fühle sich dem Ukrainer gegenüber schuldig, dessen Söhne vielleicht bald in den Krieg gehen müssen. Sie selbst habe zwei Staatsbürgerschaften. Wenn sie in die Ukraine reisen würde, müsse sie als Ärztin an die Front gehen. Daher fahre sie lieber nicht mehr dorthin, sondern organisiere auf andere Art Hilfe und Unterstützung. Dann spricht ein russischer Teilnehmer die deutschen Teilnehmer an. Er kritisiert die deutsche Art, Russland und der Ukraine vorschreiben zu wollen, wie sie ihre Probleme zu lösen hätten. Ein deutscher Teilnehmer widerspricht und auch eine Ukrainerin sagt, es wäre gut und hilfreich, wenn einer beobachten würde. Der russische Teilnehmer, der sich eben noch über die deutsche Lehrmeisteri aufregte, weist nun auf uns Beobachter und sagt, wie schwer wir es doch hätten, nur beobachten zu können und nichts sagen zu dürfen. Die plötzliche direkte Konfrontation untereinander wird auf uns Beobachter abgeleitet. Sie reden nicht miteinander, sondern machen sich Gedanken, wie es uns geht. Ein erster Schritt in eine Richtung, bei der eine Begegnung auf gemeinsamer Ebene, die der geteilten Ängste und Hoffnungen, möglich werden könnte. Noch braucht es aber Blitzableiter.

Dritte Sitzung – von der vierten Position

In der dritten Kleingruppensitzung, nach einer Großgruppensitzung die zweite an diesem Tag, werden die Gruppenteilnehmer erstmals versuchen, über ihre Empfindungen zu sprechen. Schon zu Beginn geht es darum, wie man sich in der Großgruppe im Vergleich zur Kleingruppe fühlt. Einige fühlen sich besser in der Großgruppe, da sie mehr beobachten

können und sich in der Menge an Teilnehmern unbeobachtet und aufgehoben fühlen. Jemand anderes fühlt sich sicherer in der Kleingruppe, da man in der Großgruppe vielen Kollegen begegnet, mit denen man auch im Alltag viel zu tun hätte. Daher spreche er dort gar nicht, dafür jedoch viel mehr in der Kleingruppe. Eine andere wiederum erzählt, dass ihr jemand gesagt habe, sie könne sich glücklich schätzen, zwei Ukrainer in ihrer Gruppe zu haben. Sei sie denn damit glücklich? Sie antwortet ausweichend und sagt, sie könne sich vorstellen, wäre sie in der anderen Gruppe, würde sie sehr aggressiv einer bestimmten Person gegenüberreten. Es wird darüber nachgedacht, welche Rolle das Englische in der Gruppe spielt. Es kommt die Vermutung auf, dass man durch das Englische sich zunächst genau überlegen muss, was man fühlt, bevor man versucht, es auszudrücken.

Dann hält eine Teilnehmerin einen anderen für Deutsch, irrt aber damit, eine andere assoziiert mit seiner Frisur etwas Ukrainisches. Er selbst stellt dagegen, dass sein Unbewusstes sehr russisch sei, überlässt den anderen aber, was sie darunter verstehen können. Die Ko-Leiterin wird nun als etwas Besonderes, Viertes in dieser Gruppe herausgestellt. Man stelle sie auf ein Podest, so wird gesagt, mit der Begründung, da das Englische als das Korrekteste von allem dargestellt wird. Sie wird mit der Queen verglichen. Diese Metapher passt auch dazu, dass alle versuchen, sich in dieser Sprache zu verständigen, und versuchen, sich so korrekt wie möglich in der Sprache der Königin auszudrücken. Im familiären Muster wäre das zu deuten, als ein oraler Modus der Einigkeit mit der Mutter. Im nationalstaatlichen Muster aber – wie wir seit Maria Stuart wissen – bedeutet dies, die Sprache der Königin zu sprechen, Anerkennung von deren Herrschaft. Herrschaft oder Einheit, das scheint hier verhandelt zu werden. Einer sagt, er hätte Angst, man würde ihn nicht richtig verstehen und ein anderer meint, in der Großgruppe gäbe es viel mehr Streitereien, das werde durch das Englische verhindert. Die Sprache der Königin erhält den Wert einer vierten Position, es wird als etwas Rettendes empfunden: das Neutrale, das Korrekte, das Andere.

In psychoanalytischen Theorien findet sich vielfach die Annahme einer nötigen Triangulierung, die ein Mensch innerlich vollziehen können muss. Dabei geht es meist um das Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern. Andere triadische Dramen wie etwa „Othello“ handeln jedoch weniger vom Kindlichen, sondern von den Eifersuchtsdramen der Liebe und von dem Realitätsprinzip der Intrige. In den Objektbeziehungstheorien ist die Rede von den zwei innerpsychischen Positionen, zwischen denen man sich im Laufe der psychischen

Entwicklung bewegt, der paranoid-schizoiden und der depressiven Position. Als dritte Position wird die exzentrische Position der Philosophie Plessners (1982) entlehnt. Interessant ist an diesem Gruppenbeispiel, wie explizit eine vierte Position kreiert und als notwendiges Element dann wahrgenommen wird.

Vielleicht ist es vor diesem Hintergrund einer vierten Position möglich, dass eine deutsch-ukrainische Teilnehmerin einen russischen Teilnehmer anschaut und zu ihm sagt: „Ich könnte keinen Deutschen töten, aber einen Russen könnte ich töten.“ Der Krieg ist plötzlich nicht mehr abstrakt, sondern mitten im Raum. Es wird ausgesprochen. Beide gucken sich an. Sie sagt, sie wolle es zwar nicht, und er sagt, er würde spüren, dass sie es dennoch könnte. Die Ko-Leiterin als vorher angesprochenes viertes Element deutet die Situation mit der Frage, die sich alle stellten: Ob man in der Lage wäre, zu töten. Man versucht sich gegenseitig in den anderen hineinzusetzen. Das ist ein Paradox als Lösung, weil Menschen es geradezu vermeiden, sich in den anderen hineinzusetzen, wenn sie einander zu töten beabsichtigen; die Abschaltung der Empathie ist Bedingung der finalen Handlung. Empathie wirkt als Tötungshemmung und hier beobachten wir den Versuch, sich in Andere hineinzusetzen, um die *Möglichkeit* des Tötens zu sondieren.

Einige haben den Krieg erlebt, einige erleben ihn und andere lebten ihr ganzes Leben in Frieden. Die Diskussion beobachtet nun selbst, dass die Position in der Gruppe fehlt, die pro Russland argumentiert, denn so eine Position gäbe es in der Großgruppe und man müsse nun versuchen, diese Position zu verstehen. Die vorher so geschätzte vierte Position wird in den Blick genommen und zugleich an dieser Stelle aber nun vermisst. Der Gruppenleiter lenkt ein, dass dies die Aufgabe der Großgruppe sei, hier aber müsse man versuchen, überall das zu sprechen, ohne dabei gelangweilt zu sein. Der Gruppenleiter benennt damit eine gewisse Ermüdung, die sich in der Gruppe einstellt. Die Diskussionen drehen sich um den aktuellen politischen Konflikt, doch bringt dies die Teilnehmer untereinander kein Stück näher.

Die Ko-Leiterin gibt ihren Eindruck wieder, all die Aggressionen würden draußen gelassen. Daraufhin berichtet eine Teilnehmerin, dass ein Teilnehmer aus einer anderen Kleingruppe sie während der Kaffeepause fragte, ob sie wirklich glaube, dass Krieg zwischen Ukraine und Russland herrsche. Fünf Minuten später kam ein anderer auf sie zu und fragte, ob sie gemeinsam Hilfe für die Ukraine organisieren wollen. Diese gespaltene Haltung unter den Konferenzteilnehmern und deren Wahrnehmung der politischen Situation scheint auch hier

zu herrschen. Worum geht es und kann es gehen? Gibt es tatsächlich Krieg? Wie gehen wir damit um? Der Gruppenleiter fasst dies zusammen mit der „historischen und der aktuellen Perspektive die sich hier überschneiden“. Dann fragt jemand eine Ukrainerin, warum Poroschenko einen großen Krieg wolle. Jedem wird klar sein, dass keiner sonst außer Poroschenko selbst diese Frage beantworten könnte. Die Ko-Leiterin versucht diese Frage umzulenken, den Fokus weg von politischen Diskussionen hin zu persönlichem Austausch. Sie sagt, dass hinter dieser Frage sicherlich ein Gefühl stehe. Mit einer Selbstoffenbarung deutet sie erneut die Situation in der Gruppe: Sie selbst habe die Fantasie, dass von allen versucht werde, die Dinge angenehm zu halten, da so viel Angst im Raum sei – solange die Aggressionen eben draußen bleiben. Aggressionen, so lerne ich, werden „drinnen“ gehalten, um den Frieden zu wahren. Glücklicherweise hätten sie jedoch zwei Ukrainer in der Gruppe und so wäre der Krieg nicht zu leugnen. Eine Teilnehmerin nimmt diese Fantasie der Ko-Leiterin auf und sagt, sie fühle sich nah an der Emotion sicherer, jedoch nicht zu nahe. So endet diese Kleingruppensitzung in offener Anspannung.

Vierte Sitzung – von Müttern, dem Kriege und dem Friedenstanz

In der vierten Gruppensitzung beziehen sich die Teilnehmer das erste Mal symbolisch aufeinander und ihre Fantasien übereinander aus der vorhergehenden Sitzung werden weiter entwickelt. Einer der deutschen Teilnehmer, ich werde ihn im Folgenden Walter nennen, versuchte in den vergangenen Gruppensitzungen, die anderen wiederholt dazu zu bewegen, darüber nachzudenken, warum der Krieg überhaupt entstehen konnte und er hält dazu an, Lösungswege zu entwickeln. Walter erinnert einen anderen Teilnehmer plötzlich an dessen eigene Mutter. Jene sei ihm immer mit klugen Ratschlägen zur Seite gestanden und hätte ihren Sohn angehalten, Dinge ebenso zu lösen, wie es für sie selbst funktionierte. Wird „die Mutter der Einheit“ oder die „Mutter der Herrschaft“ hier angesprochen? Walter, an den sich die Fantasie richtet, weist diese „Mutter-Übertragung“ zurück und sagt, dass dies etwas mit der Opposition gegenüber der Mutter zu tun habe. Wieder breitet er seine politischen Überlegungen aus und es wird klar, dass sein Fokus für diese Gruppenarbeit ein ganz anderer ist.

Im Protokoll steht, dass ich nun wütend werde (und äußerlich schweige) ob der Ignoranz Walters gegenüber der Unangemessenheit seiner nicht weiterführenden Ausführungen. Heute verstehe ich diese Wut, aber anders. Was mich irritierte, war, dass weder die Gruppenteilnehmer noch die Gruppenleiter auf die psychoanalytische Ausrichtung der

Gruppensitzungen hinwies. Ich wünschte mir in dem Moment jemanden, der sagt, dass eben solche Projektionen doch erlaubt seien und verstanden werden können. Meine Wünsche verwandelten mich von einer stillen Beobachterin zu einem – immer noch stillen, aber teilnehmen-wollenden Gruppenmitglied.

Der Gruppenleiter löst die Situation in der Gruppe anders. Durch seine Bemerkung führt er die Spaltung in der Gruppe und die ungeklärte Übertragung zusammen. Er spricht von einer Mutter, die einem ein gutes Rezept gebe und das in der letzten Sitzung in der Gruppe zwei Mutterbilder verhandelt wurden. Es war die Rede von der britischen Königin und einer verschlingenden Mutter, eine, die es besser weiß. Der Gruppenleiter leitet Walters Kritik an den projizierenden Teilnehmer um, indem er sie zurück in die Gruppe gibt. Die Reaktionen der Gruppe zeigen, wie viel das Bild der Mutter zuvor in den anderen auslöste. Plötzlich folgen assoziative Einfälle zur Mutter: die verschlingende Mutter, die Schwiegermutter - ein Drachen, eine Hexe, die Mutter des Todes. Einer fragt entsetzt, mit welcher Mutter man denn kollaborieren würde? Einer antwortet darauf, dass man sowohl mit der guten als auch mit der schlechten Mutter zusammenarbeite. Daraufhin der andere noch entsetzter: „Aber wie kollaboriere ich? Falls ich das tue, dann möchte ich damit aufhören!“ Diese Vehemenz des Entsetzens kann nur auf die böse Seite der Mutter bzw. auf die eigene Unterwerfung bezogen sein. So versteht es auch die Teilnehmerin, die auf diese Aussage reagiert. Sie sagt, sie würde sich das auch wünschen, aber es sei schwer, der bösen Mutter zu widerstehen. In Märchen sei die gute Mutter immer die schwache, hingegen ist die böse Mutter die verführende, die Gutes verspricht. Sie bezieht sich auf das Märchen von Hänsel und Gretel, in dem die Hexe die hungrigen Kinder in ihr Pfefferkuchenhaus lockt, um sie dann darin gefangen zu halten. Die guten Mütter seien im Gegensatz zu den bösen Müttern viel besser darin, zu verführen. Diese eigene „Verführungsinresistenz“ gibt die Teilnehmerin damit resigniert zu. Sie ist es auch, die den ukrainisch-russischen Krieg als etwas ansieht, dem sie sich nicht entziehen kann. Die kindliche Qualität des Ausgeliefertseins wird kurz darauf von der Gruppe weiter herausgearbeitet. Die Position von Walter, der nach politischen Lösungen sucht, wird insofern wieder aufgegriffen, als ein Teilnehmer sagt, sie müssten kindliche Ideen kreieren. Das würde jedoch bedeuten, Widerstände, Schutz und Macht aufzugeben – eine angsteinflößende Vorstellung. Resigniert wird festgestellt, dass es keine richtige Lösung gibt, den Krieg zu beenden. Die Stimmung in der Gruppe ist ruhig und nachdenklich. Bezogen auf einen Mythos, der im Laufe der Sitzung erzählt wurde, gibt der Gruppenleiter

der Gruppe seinen Eindruck wieder: „Was wir hier machen ist ein Friedenstanz. Aber wer sind unsere Partner? Wer ist dabei?“ Damit bezieht er eine Aussage seiner Ko-Leiterin mit ein, die zuvor sagte, es werde eine dritte Position gebraucht, denn merke man, wie schwierig es sei, in den Schützengräben zu sein. Sie bleibt in der Kriegsmetaphorik: die Schützengräben als Bild des Schutzes und gleichzeitig des Zwischen-den-Fronten-Seins. Der Gruppenleiter schafft eine kreative Umdeutung für die Gruppe, vom Krieg zum Friedenstanz und der Suche nach den passenden Partnern.

Die Gruppe kehrt zurück zu politischen Diskussionen. Die Wahlen auf der Krim werden angezweifelt - warum wurden keine internationalen Beobachter zugelassen? Ärger und Ohnmacht über die vielen Toten und die Unterstützer dieses Krieges werden geäußert. Nun wagt sich die Ko-Leiterin in dieser verzweifelten Diskussion Walter direkt anzusprechen: „Du hast während des Zweiten Weltkrieges gelebt. Da müsste doch eine gewisse Identifikation mit denen da sein, die jetzt im Krieg sind. Neben deinen rationalen Gedanken möchte ich dich gerne fragen, wo sind deine Gefühle?“ Walter stellt eine Gegenfrage an einen anderen Teilnehmer und plötzlich können auch die Anderen ihre Ablehnung gegen seine Lösungsvorschläge artikulieren. Ihm wird vorgeworfen, er sehe die Russen und Ukrainer nur als Objekte, die beeinflusst werden können. Walter macht weiter Vorschläge andere Verhandlungspartner miteinzubeziehen, wenn Russland Europa nicht akzeptieren würde. Dieser Vorschlag wird von einem Teilnehmer sofort zurückgewiesen.

Dann sagt eine Ukrainerin ganz deutlich: „Schlag uns nicht deine friedvollen Ideen vor. Dort ist große Anspannung.“ Es scheint, als würden diese Lösungsvorschläge die ernste Lage so verschleiern, dass das aktuelle Leid nicht sichtbar werden kann. Die Ko-Leiterin fragt, ob sich überhaupt alle noch gegenseitig zuhören würden?

Danach beginnt eine Sequenz des Eingestehens und Entschuldigens. Die Ukrainerin, die eben noch friedliche Lösungen ausschlug, sagt nun, sie würde sich wünschen, dass die anderen in ihrem Land die friedlichen Vorschläge hören würden. Sie beschreibt den inneren Prozess der Annäherung an die Meinung anderer, der sich einerseits gefährlich anfühle und sie zurückweichen lässt, andererseits lasse ihr Interesse sie jedoch wieder einen Schritt darauf zugehen. Daraufhin entsteht Stille, an die sich ein (schwer zu protokollierendes) „verbales Gerangel“ anschließt, in dem es darum geht, wer Russland besser kenne und wie rückständig „mittelalterlich“ manche Regionen Russlands noch seien. Der Gruppenleiter beschwichtigt. Er sagt, beide hätten Recht, nur hätte der Eine über die Anderen geurteilt,

wohingegen die Anderen versuchten, einen anderen inhaltlichen Standpunkt klarzumachen. Die Ko-Leiterin fragt Walter, dessen Vorschläge immer wieder zurückgewiesen werden, ob dies nicht verletzend für ihn sei. Er sagt, es seien nur neutrale Vorschläge, die diskutiert werden müssten. Nach dieser Antwort, die das persönliche Erleben des Teilnehmers zugunsten der politischen Lösung ausklammert, richtet sich ein russischer Teilnehmer an die deutschen Teilnehmer: „Warum seid ihr auf dieser Konferenz?“ Es folgen Antworten, die inhaltlich nach Lösungen des Krieges suchen. Die Ko-Leiterin präzisiert die Frage noch einmal: „Warum sind die Deutschen hier? Was sind eure persönlichen Motive?“ Die Frage wird, erstaunlich, von einer deutschen Teilnehmerin nicht verstanden. Der Gruppenleiter macht den Anfang mit einer „self-disclosure“. Er sagt, dass es zwei Wege gebe. Einer sei es, Vorschläge zu unterbreiten, der andere, innere Hemmnisse zu verstehen. Sein Grund, an dieser Konferenz teilzunehmen, sei, dass er sich noch immer schuldig gegenüber den Juden fühle. Er fühle sich verantwortlich. Er möchte mit den Teilnehmern spüren und denken, wie man in einem Haus miteinander leben könne und was die Hindernisse seien. Die Gruppe beginnt, ihre Vorurteile gegenüber Deutschen offen zu legen. Man könne nicht mit deutschen Patienten arbeiten, da sie in der Fantasie immer Helm und Schmeisser (eine Maschinenpistole) trügen. Die Deutschen als Feinde anzusehen, wurde von Kindesbeinen an gelehrt, von Eltern und Lehrern, doch sei es so wichtig, gemeinsam in Frieden zu leben.

Der Gruppenleiter schließt die Sitzung. Einer sagt noch, es wäre ja ein Quadrialog, dank der anwesenden Juden. Wieder wird hier auf die vierte Position Bezug genommen, die auch schon in der vorherigen Sitzung als so wichtig herausgehoben wurde. Auf diesen letzten Kommentar bemerkt die Ko-Leiterin, als personalisierte vierte Position sehr einfühlsam aber bestimmt: „Ich weiß, dass es sich unvollendet anfühlt, aber wir müssen für heute schließen.“ Damit endet die letzte Gruppensitzung nach einem langen intensiven Tag. Noch beim Rausgehen sagt ein Deutscher zu einem anderen deutschen Teilnehmer: „Siehst du? Es wird alles festgehalten, alles wird aufgeschrieben.“ Sie meinen uns Beobachter, die auch wir eine vierte Position in diesem Trialog darstellen¹³.

Fünfte Sitzung - von Macht, Angst und Verletzlichkeit

Am nächsten Morgen um neun Uhr trifft die Gruppe wieder zusammen. Diese Gruppensitzung wird von langen Schweigemomenten durchzogen. Direkt zu Beginn äußert

¹³ Mehr zu dieser letzten Bemerkung im Beitrag von Adrian Kind.

eine Teilnehmerin ihre Angst, dass ein zweiter kalter Krieg beginnt, da sie morgens in den Nachrichten gehört habe, dass Russland ausländischen Politikern gegenüber ein Einreiseverbot aussprach. Dann spricht der russische Teilnehmer die ukrainische Teilnehmerin an, welche ihm gestern noch ins Gesicht sagte, sie könne Russen töten, aber keine Deutschen. Er sagt, dass er sich dadurch tödlich getroffen fühlte. Sie antwortet darauf, sie sei nicht stolz auf sich; der Satz kam einfach so aus ihr heraus. Eine Stille von über einer halben Minute schloss sich an. Aufgeschrieben erscheint so eine Redepause kurz, doch ist sie für soziale Interaktion überdurchschnittlich lang. Der russische Teilnehmer ergreift wieder das Wort und fängt an einen Traum zu erzählen. Es geht um eine moderne Kunstinstallation auf dem Roten Platz – aufgereichte Beine mit roten Stiefeln an den Füßen:

Die protokollierte Unterhaltung dieser kleinen Episode ist im Folgenden zu lesen, doch sind die Zitate nur als eine Zusammenfassung des Gesagten während des Beobachtungsprozesses zu verstehen, also als Verbatimprotokoll, nicht aber als präzises Transkript. Zudem wurde das Englische Protokoll ins Deutsche übersetzt.

Protokollauszug der fünften Kleingruppensitzung

Fettgedrucktes sagt die Ko-Leiterin, die anderen sind Äußerungen unterschiedlicher Teilnehmer.

„Ich hatte einen Traum über eine moderne Kunst Installation auf dem Roten Platz. Dort waren Beine auf dem Platz, Reihen von Beinen. Alle mit roten Stiefeln an. Keine Paraden, keine Demonstrationen.“

„Waren Demonstrationen verboten?“

„Nein, die Botschaft der Kunstinstallation war, man darf nicht dort sein.“

„Hat die Gruppe Assoziationen zum Traum?“

„Ich habe welche. Du sagtest rote Stiefel? Blut! Stiefel getaucht in Blut.“

„Für mich ist es nicht nur Blut, sondern auch traditionelle russische und ukrainische Tänzer tragen rote Stiefel.“

„Rote Stiefel und rote Armee.“

„Der Papst hat rote Stiefel. Und es gibt eine berühmte Geschichte. Die roten Schuhe. Sie kann nicht aufhören zu tanzen.“

Schon in diesen Assoziationen durch die Gruppe wird deutlich, wie der Traum in den Gruppenmitgliedern räsoniert. Die Assoziationen gehen weiter, wenn auch durch lange Phasen der Stille durchzogen. Das Wort „Parade“ habe Ähnlichkeit mit „Pride“ (Stolz) und es wecke Erinnerungen an eine militärische Parade. Die Beine im Traum hatten keinen Kopf, doch Beine ohne Kopf könne man kommandieren, stellt der Gruppenleiter fest. Ein Kopf mit Körper hingegen habe Herz und Bewusstsein. Außerdem sei Rot eine starke Farbe, so eine Teilnehmerin, sie kann sowohl Lustvolles symbolisieren als auch Aggressives. Ein deutscher Teilnehmer stimmt ein Lied von einer russischen Sängerin an. Die Ko-Leiterin weist dem Traum die Bedeutung eines Gruppentraumes zu, der der Gruppe mitteilt: Sie sollen mit etwas aufhören. Sie sagt: „Der Gewinn des Einen ist die Niederlage des Anderen.“ Welche Parade feiern die Teilnehmer? Man stellt gemeinsam fest, dass eine (militärische) Parade den Zweck hat, Macht zu demonstrieren – die „böse Mutter“ könnte gesehen werden. Wenn man akzeptieren würde, dass alle ebenbürtig wären, wären Paraden überflüssig – die „gute Mutter“ erscheint am utopischen Horizont. Man müsste einsehen, dass man einerseits verletzlich und andererseits gefährlich sei. Der Gruppenleiter gibt zu bedenken, dass dies ein Opfer an das Selbst wäre, den eigenen Impuls zu akzeptieren, einen möglichen Feind töten zu können – das wäre die Lösung des Paradoxons. Eine Teilnehmerin stellt fest, dass in dieser Gruppensitzung die Sensibilität für die eigene Angst und der Respekt vor der eigenen Macht stärker seien. Sie nimmt Bezug auf das Singen des deutschen Teilnehmers, was sie daran erinnere, dass man laut singt, wenn man Angst hat, oder dass man singt, um sich zu beruhigen. Danach herrscht wieder lange Stille.

Nach der Stille beginnt der singende Teilnehmer aus seiner Kindheit zu erzählen. Er kenne die Gegend, in der die Konferenz stattfindet, da er schon als Kind mit seinen Geschwistern und seiner Mutter hier war. Sie flohen, bewaffnet mit einem Revolver vor russischen Soldaten. Die Bemerkung über das laute Singen, wenn man ängstlich sei, könnte ihm ermöglicht haben, sich an diese beängstigende Erfahrung zu erinnern und diese zu erzählen. Daran anknüpfend erzählt der Gruppenleiter, eine Geschichte aus seiner Studentenzeit. Er lebte in den USA und sein Haus wurde von Einbrechern verwüstet. Ein Polizist fragte ihn, ob er nicht eine Waffe haben wolle, jedoch wusste er gar nicht, wie man eine solche benutzt und er lernte es auch nie. Ein paar Monate später wurde erneut bei ihm eingebrochen. Er gibt die Frage an einen Teilnehmer weiter, ob dieser es nicht während seiner Armeezeit gelernt habe, sich zu verteidigen. Er resümiert, es gäbe also verschiedene Level der Verteidigung. Die Selbstoffenbarung durch eine persönliche Mitteilung des Gruppenleiters

reicht sich in die Erzählungen der Teilnehmer. Gleichzeitig setzt er neben die wehrhafte und doch hilflose Geschichte einer flüchtenden Mutter mit ihren Kindern eine Geschichte, in der er auf eine Waffe zur Gegenwehr verzichtete. Diesem Entschluss gegen eine Waffe zur Selbstverteidigung setzt er die Tatsache entgegen, dass das Lernen von Selbstverteidigung nicht freiwillig geschehen muss. Er spricht die Teilnehmer an, die in der Armee lernten, wie man eine Waffe benutzt. Die Ko-Leiterin fasst das Thema zusammen, nämlich, dass das Leitthema dieses Morgens Aggression sei und das Ringen mit der dazugehörigen Angst. Der singende Teilnehmer bemerkt darauf, dass er seinen Zorn kenne und damit alles zerstören könne, doch das sei nicht, was er wolle. Damit rückt er seine Angst vor der eigenen Aggression ins Bild. Die Ko-Leiterin reformuliert dies, zum Wunsch der Transformation von Wut. Der Teilnehmer legt offen, dass ihn die aktuelle politische Lage Sorge und er daher starke Emotionen in sich habe. Sicherlich ist er mit diesen Gefühlen nicht allein, doch nimmt die Gruppe darauf keinen Bezug. Sie nehmen Bezug auf seine Selbstbezeichnung als Bär, mit dem er sich vergleiche. Ein Bär esse Pflanzen und Honig, doch kann er gefährlich werden, wenn er überrascht wird, resümiert die Gruppe. Es folgt eine lange Stille. Ist auch Russland hier mit dem Symbol des „Bären“ angesprochen?

Die Ko-Leiterin eröffnet ihre Aussage mit einer Vorankündigung, die aufhorchen lässt: Sie möchte etwas von sich preisgeben, etwas Persönliches. Sie benennt ihre Selbstoffenbarung. Wie auch die Gruppe, nimmt sie Bezug auf eine in den Sitzungen zuvor geäußerte Fantasie, sie als britische Königin auszuzeichnen. Diese Fantasie hätte ihre Eltern sehr stolz gemacht, da sie es geschafft hätten, sie ganz britisch zu machen. Als Geflüchtete mussten sie sich immer verstecken. Und durch diese Fantasie kam ihr der Gedanke, dass es darum gehen könnte, seine Eltern zu verlassen, um das Versteckspiel beenden zu können. Vom Wunsch der Transformation von Wut, eine etwas abstrakte Vorstellung, überführt die Ko-Leiterin so diesen Gedanken in eine Erinnerung über sich selbst. Sie illustriert eine Transformation vom Kind, das das elterliche Versteckspiel und die elterliche Angst mitträgt, um dann selbst als Erwachsene dies zu durchschauen und sich davon zu lösen. Plötzlich fängt die Gruppe an, von ihren „Versteckspielen“ zu erzählen, um sich in Sicherheit zu wägen: Tattoos oder Namen, die die Herkunft verraten; Berufe der Eltern, die geheim gehalten werden mussten (Arbeiterkinder wurden in der Sowjetunion und der DDR bevorzugt); die Scham darüber, als Kind von Kriegsflüchtlingen immer ein Fremder zu sein. Eine Teilnehmerin spricht aus, was für mich als Beobachterin in der Gruppe spürbar ist: Sie fühle plötzlich ihre Verletzlichkeit, denn durch die Verletzlichkeit der anderen, müsse sie ihre schwachen

Seiten nicht verstecken. Sie fühle sich verbunden mit den anderen. Die Ko-Leiterin fasst dieses Gefühl in eine größere Aufgabe: Eigene Identität zu entwickeln, würde auch heißen, sich von den Verletzungen der Eltern zu separieren. Eine Teilnehmerin wendet ein, es sei noch immer merkwürdig für sie, schwach zu sein. Für Deutsche wäre das viel leichter als für Russen. Ihre Mutter sagte ihr, dass nur Kranke tagsüber im Bett liegen würden, erst seit einem Jahr könne sie ohne schlechtes Gewissen einen Mittagsschlaf halten, wie es doch bei Deutschen üblich sei. Eine ukrainische Teilnehmerin gibt zu, dass sie sich auf dieser Gruppenkonferenz als Repräsentantin ihres Landes fühle, was ihr einerseits Angst mache und andererseits wohltäte. Daraufhin bietet ihr die Ko-Leiterin eine andere Perspektive an, indem sie sagt, es sei wichtiger, sich selbst zu verteidigen und nicht das eigene Land. Vielleicht fällt der Kommentar zu stark aus. Die Ko-Leiterin umgeht damit die Ambivalenz, dass man unterscheiden müsse, wann man sich oder sein Land verteidigen müsse. Ein deutscher Teilnehmer nimmt diesen Zwiespalt zwischen der Repräsentanz des Herkunftslandes und sich selbst in den Blick. Er erzählt von einer Begebenheit aus seiner Kindheit, als er mit einem befreundeten Jungen auf seine Kumpels zu gelaufen kam und jene fragten, wen er da mitbringe. Der Freund antwortete „Adolf Hitler“. Das muss für einen Jungen, der mit seiner Familie im zweiten Weltkrieg lange auf der Flucht war, sehr befremdlich gewesen sein. In einer abschließenden Bemerkung, bringt ein russischer Teilnehmer, der zu Beginn den Traum erzählte, sein Staunen zum Ausdruck: Er hätte noch nie beide Seiten in sich gefühlt, die starke und die schwache Seite. In dieser regressiven Stimmung von Trauer und Erstaunen über die Schwäche und zerstörerische Stärke von sich und anderen endet die fünfte Gruppensitzung.

Sechste Sitzung – vom Schönen und vom Anderen

Die Gruppe beginnt mit der Mitteilung, dass im Konferenzprogramm eine falsche Angabe über die Länge der letzten Gruppensitzung stünde. Wie auch diese und andere Gruppensitzungen wird die letzte nur 90 Minuten dauern und keine zwei Stunden. Im Programm war vor dieser sechsten Sitzung eine Stadtrundfahrt angelegt, von der die Gruppenteilnehmer gerade zurückkommen.

Ein Teilnehmer fängt direkt an, seinen Eindruck davon wiederzugeben: Sein Wissen über Deutschland wäre sehr gering gewesen und seine Freunde erzählten ihm, dass er viele schöne Orte sehen würde. Dass er aber so einer Schönheit begegnen würde, hätte er nie gedacht. Diese Schönheit hätte ihn zutiefst überrascht. Der Besuch des ehemaligen KGB

Gefängnisses in Potsdam wurde dagegen als verstörend empfunden. Der Stadtführer wurde gebeten, seine detaillierten Ausführungen zu stoppen. Ein anderer russischer Teilnehmer kommentiert diese Begebenheit damit, dass die Russen noch nicht bereit wären, sich mit dieser dunklen Seite ihrer Geschichte während der Zeiten der Sowjetunion auseinanderzusetzen. Ein deutscher Teilnehmer lenkt ein, dass auch ihm das zu viel war und er einer derjenigen war, der beschloss, im Stadtrundfahrtenbus sitzen zu bleiben, anstatt sich das Gefängnis von innen anzuschauen. Eine andere Teilnehmerin bringt ihr Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass sie heute Orte besucht hatte, die sie sonst nur aus Geschichtsbüchern kannte. Die Potsdamer Konferenz im Schloss Cecilienhof als Verknüpfung mit ihrer eigenen Kindheit zu erfahren, fühlte sich befremdlich an. Eine ukrainische Teilnehmerin meinte, sie finde den Ort der Jalta-Konferenz¹⁴ schöner, doch wäre das natürlich eine ganz andere Konferenz gewesen. Ein anderer Teilnehmer wendet lachend ein, dass er sich nie vorstellen könne, dass eine russische Konferenz fehlschläge. Eine Teilnehmerin erzählt, dass eine gute Freundin in ihrer Kindheit in Jalta wohnte. Früher schliefen sie dort im Freien und sie sehne sich gerade nach dem Gefühl des Grases. Es sei so schön dort, die anderen sollten unbedingt einmal dorthin fahren! Der Gruppenleiter nimmt diesen Appell geschickt auf, indem er sinngemäß sagt: „Die haben sich schöne Orte ausgesucht für ihre Entscheidungen. Sie haben entschieden, Krieg zu führen und die Welt zu teilen, mit sehr unterschiedlichen Konsequenzen.“ Ein Teilnehmer empört sich leicht polemisch darüber, dass die Alliierten, nachdem sie Deutschland demilitarisierten, wieder eine Republik mit den gleichen Faschisten aufbauten. Der Gruppenleiter gibt zu, dass er nie gedacht hätte, dass sich jemals eine Demokratie entwickeln würde. Ein anderer pflichtet ihm bei, man müsse die Demokratie sehr gut verteidigen. Das Gespräch ist an dieser Stelle auffallend direkt. Wie kann so ein Gruppengespräch wieder zu einem Übertragungsraum werden, in dem freie Assoziationen, jenseits von harten Fakten Platz haben können? Eine Teilnehmerin erinnert sich daran, wie sie „Speakers‘ Corner“ in London bewunderte, in dem alle frei ihre Meinung äußern konnten. Diese Erinnerung nimmt die Ko-Leiterin auf. Vielleicht versteht sie den Link nach London als Einladung oder gar Aufforderung, sich am Gruppenprozess zu beteiligen. Sie nimmt das Bild von Speakers‘ Corner auf und vergleicht es mit der aktuellen Gruppensituation. Dann spricht sie diejenigen an, die noch nichts

¹⁴ Jalta ist eine Stadt auf der Krim. Dort wurde 1945 die zweite von drei Konferenzen zwischen der UdSSR, den USA und Großbritannien zur Nachkriegsfrage und anderen politisch strategisch wichtigen Punkten abgehalten.

gesagt haben. Nach einer langen Stille wählt sie sich selbst wieder als Sprecherin und teilt der Gruppe ihre Gedanken mit, die sie während der letzten Minuten begleiteten.

Protokollauszug der sechsten Kleingruppensitzung

Hier spricht nur die Ko-Leiterin.

„Speakers’ Corner ist ein Bild für unsere Gruppe. Vielleicht gibt es hier welche, die noch nichts gesagt haben, aber was sagen möchten.“

(Stille)

(jemand hustet)

(Stille)

„Ich hab‘ über etwas nachgedacht. Als wir über das Schöne und das Schreckliche sprachen, dacht ich an St. Petersburg. Als ich dort war dachte ich, ein schöner Park gebaut auf toten Körpern. Wir laufen auf einem Friedhof. Ist das die Abwehr des Schönen? Nein! Wir müssen das Schöne genießen und die freie Meinungsäußerung auch.“

Auch sie nimmt in ihrem Kommentar die Erzählungen der vorherigen Teilnehmer auf. Es war davon die Rede, wie schön die Orte sind, an denen so weltbewegende Entscheidungen getroffen wurden. Darf man solche Orte schön finden oder bedeutet dies, dass man darüber die Ernsthaftigkeit mancher Entscheidungen beschönigt oder gar vergisst, was mit solchen Orten verbunden ist? Sie entscheidet diese Frage nicht. Das Schöne, so resultiert sie, besteht im Genuss des Schönen wie auch der Meinungsfreiheit. Der Gesprächsrahmen von harten Fakten geht wieder über in einen Gesprächsrahmen mit Assoziationen und die Metapher von Speakers’ Corner wird auf die Gruppe übertragen.

Vier Minuten Stille. Jener russische Teilnehmer, der am Ende der fünften Sitzung feststellte, dass er sowohl Gutes als auch Böses in sich trage, stellt nun fest, dass es Schönes und nicht Schönes an einem Ort zugleich geben kann. Erneut herrscht für drei oder vier Minuten Stille. Die Stille scheint eine Transformation zu ermöglichen, von den politischen Diskussionen und Erinnerungen hin zu einer persönlichen Konfrontation oder Begegnung untereinander. Ein Teilnehmer beklagt, dass alle, mit Ausnahme der Deutschen, Persönliches von sich erzählt hätten. Der Krieg in Donbaz (Ukraine) gäbe den Deutschen einen „Belle-Vue“ (seine Worte) auf die Dinge. Er selbst fühle sich wie bei einem Verhör. Die Ko-Leiterin scheint dies als Aufforderung an nur bestimmte Gruppenteilnehmer zu hören: Sie spricht wieder Walter an, der schon in den Sitzungen zuvor sich nur politisch in die Gruppe einbrachte und dafür kritisiert wurde. Sie spricht mit ihm, wie in einem Unter-

vier-Augen-Gespräch: Er sei so ruhig. In der Benennung des Offensichtlichen, steckt eine Aufforderung zu sprechen. Beschwerden werden häufig dadurch geäußert, indem auf etwas sichtbar Fehlendes aufmerksam gemacht wird (Schegloff, 2006). Hier benennt sie zunächst ihre Beobachtung von ihm als „absolut still“ und eine allgemein gültige Regel: „Jeder hat das Recht auf private Gedanken.“ Unter Einbezug der Gruppe beschreibt sie ihren Eindruck von ihm und macht ihm implizit einen Verhaltensvorschlag. Die Trennung zwischen dem Persönlichen und dem Politischen wird an dieser Stelle deutlich. Man kann nur eines davon sein, so scheint es. Persönliches und Politisches können noch nicht zusammen gedacht werden.

Protokollauszug der sechsten Kleingruppensitzung

Gespräch zwischen Ko-Leiterin (fettgedrucktes) und Walter

„Ich habe mich gefragt ob die Gruppe nicht meint, du könntest ihr mehr bieten als Ratschläge.“

„Deutschland gibt Ratschläge. Russland und die Ukraine müssen die Lösungen selbst finden. Ohne Krieg. Krieg ist nicht nötig. Sie müssen Kompromisse machen. Staaten wie die EU meinen, sie könnten auch bedroht werden. Sie haben Angst. Ich glaube nicht, dass das stimmt. Ich möchte nicht die Rolle der Kanzlerin haben und eine Lösung finden.“

„Ich habe etwas anderes gesagt. Zeige deine Gefühle, du beraubst die Gruppe der Möglichkeit, dich als Person kennenzulernen. Ich bin mir unsicher ob ich dich ermutigen oder dich in Ruhe lassen soll.“

„Sie (im Plural) müssen eine Lösung für sich selbst finden.“

Die beiden scheinen aneinander vorbeizureden. Die Ko-Leiterin verweist auf die Gruppe, die ihm mehr als seine Ratschläge zutraut und Walter antwortet darauf mit Fortsetzung einer politischen Diskussion. Die Ko-Leiterin insistiert darauf, dass es ihr um etwas anderes gehe und unterstellt ihm, dass er sich der Gruppe als Person vorenthalten würde. Sie benennt ihre Ambivalenz, ob sie ihn ermutigen oder ihn in Stille lassen soll. Walter wird mit seinen politischen Überlegungen und Lösungsvorschlägen neben die Gruppe gestellt, neben persönliche Begegnungen, die er verweigert, so der Vorwurf. Der Gruppenleiter schließt sich dem Eindruck der Ko-Leiterin an, indem er die Ratschläge anerkennt und gleichzeitig seiner Trauer darüber Ausdruck verleiht. Im Protokoll ist festgehalten: „Dein Intellekt arbeitet hart daran, eine Lösung zu finden. Das ist eine große Anstrengung, das spüre ich. Aber es ist tragisch, dass du nicht mit den anderen in Kontakt kommst. Das ist

schwer.“ Wieder die Gegenfrage daraufhin von Walter, welche Lösungen er für die Krise vorzulegen hätte. Ein Teilnehmer sagt etwas ungehalten: „Ich will keine Lösung. Ich möchte Kontakt zu dir. Wir können hier nur in Kontakt kommen. Keiner von uns ist ein Politiker und wird es jemals sein. Als Privatperson ist unsere einzige Möglichkeit Einfluss durch den Kontakt zu anderen zu nehmen und durch das Teilen von Erfahrungen.“ Die Gruppe reagiert gereizt, indem sie Walter aufzeigt, dass auch Deutschland sich dem Krieg nicht entziehen kann und besonders ein Teilnehmer betont, wie wichtig es ihm wäre, einen persönlichen Kontakt mehr mit nach Hause zu nehmen. Was sonst würde ihm von alledem übrig bleiben? Walter reagiert darauf wieder mit einem politischen Statement. Die Ko-Leiterin weist auf die Möglichkeit hin, dass die Gruppe Walter so akzeptieren muss. Der sich um den persönlichen Kontakt sorgende Teilnehmer wird ruhiger und stellt nachdenklich fest, dass er derjenige sein sollte, der die Einschränkungen einsehen sollte, denn es gäbe keinen idealen Kontakt, weil es immer Hindernisse zu überwinden gäbe.

Die Teilnehmer tauschen sich darüber aus, wie gut ihnen die Begegnungen und das Weinen in der Großgruppe getan hätten. Eine ukrainische Teilnehmerin sagt, dass sie selbst nicht weinen könnte, doch wenn ihre Kollegen weinten, wäre es, als würde sie selbst weinen. Ein Teilnehmer sagt darauf tröstend, dass er überzeugt sei, wenn man hier schlechte Energien abbauen kann, dann verändere sich etwas. Diese vagen Worte des Wandels formuliert der Gruppenleiter in eine greifbarere Version, indem er die Akzeptanz von Unterschiedlichkeit als grundlegend benennt: „Es ist schade, dass wir nicht zusammen bleiben können, wenn wir uns gegenseitig helfen wollen. Wir müssen das Getrenntsein akzeptieren. Sowie wir ihn (Walter) als einen Denker anstatt eines Fühlers akzeptieren müssen.“

Von der Wut über die Spaltung in der Gruppe durch Walter, der sich einem persönlichen Kontakt scheinbar entzieht, entsteht ein Verständnis darüber, dass es diese Unterschiede gibt und geben darf. Diese kleine Erkenntnis wirkt wie eine Befreiung auf einige Teilnehmer. Sie erzählen plötzlich von ihrem Unwissen, über ihre eigene Kultur oder Religion. Zwar sei man jüdisch, aber eigentlich kenne man sich wenig mit den religiösen Bräuchen aus. Ein anderer ist katholisch, kannte aber bis vor kurzem nicht die korrekte rituelle Antwort auf einen Segenspruch. Vielleicht ist dies ein Ausdruck, dass die Gruppe versteht, dass man anders sein kann als die Gruppe, zu der man gezählt wird, dass man sich selbst zu ihr zählt, obwohl man Manches gar nicht teilt. Hier zeigt sich die Wichtigkeit von jedem einzelnen Teilnehmer in einer Gruppe; jeder übernimmt eine Aufgabe und findet

sich im anderen wieder. Walter findet so eine bzw. seine Integration in die Gruppe. Er ist derjenige, der das Andere verkörpert, das Ausgeschlossene, das, wofür man sich schämt - ein vergessener Spruch, ein unbekannter Feiertag, ein vergessener Brauch.

Siebte und letzte Sitzung – von Begegnungen

Diese Gruppensitzung beginnt anders als die anderen. Der Gruppenleiter schließt die Tür, zwei Teilnehmer kommen verspätet, eine deutsche Teilnehmerin wird gar nicht kommen, sie hat sich schon früher verabschieden müssen, da sie aus privaten Gründen verhindert ist. Die ersten Minuten, ich zähle fünf (!), herrscht Stille. Der gestrige Abend war ein besonderer. Alle Teilnehmer der Konferenz, neben den Gruppenteilnehmern auch die Beobachter und die Gruppenleiter, trafen sich abends im Großgruppenraum. Es gab Wein und Sekt, es gab ein Klavier und eine Gitarre. Es wurde gemeinsam getanzt und gesungen bis in die Nacht. Ein Teilnehmer weist darauf hin, dass der gestrige Tag sehr lang war, er sich auf einem Hoch befand und nun Angst davor habe, wieder runter zu kommen. Ein anderer reagiert darauf und entschuldigt sich, dass er dessen Tanzaufforderung gestern ausschlagen musste, es wären zu viele Kollegen da gewesen. Es ist wieder der Gruppenleiter, der die leicht bedrückte Stimmung in Worte fasst: „Ihr seid euch hier nahe gekommen und letzte Nacht war nochmal ein anderes Level. Auch die Gespräche beim Abendessen. All dies wird bald zu Ende sein.“ Eine weibliche und ein männlicher Teilnehmer vergewissern sich gegenseitig ihrer Freude über einen gemeinsamen Tanz gestern Abend. Eine Teilnehmerin berichtet von ihrer Überraschung über die Deutschen. Ihr Vorurteil war bisher, dass Deutsche nur zuschauten, aber selbst nie sangen und tanzten, wie es doch für Russen so üblich war. Außerdem sei es gut gewesen, dass auch die Beobachter Stimmen hätten, sogar sehr gute. Ein russischer Teilnehmer gibt einem deutschen Teilnehmer gegenüber zu, dass sein Wissen über die russische Kultur ihn beschäme. Der angesprochene deutsche Teilnehmer bittet um Entschuldigung. Die Ko-Leiterin entkräftet diese Bitte um Entschuldigung, indem sie einwendet, dass Entwicklung auch bedeute, zu wissen, wie man auf andere wirke und sie gibt ein persönliches Beispiel: „Ich beende nie meine Sätze.“ Das Beispiel bewegt die anderen und den deutschen Teilnehmer nicht dazu, sich zu äußern. Es herrscht wieder ein paar Minuten Stille. Sie ergreift wieder das Wort und macht einen Projektvorschlag, sich mit der aktuellen Situation auseinanderzusetzen. Sich nur zu entschuldigen, reiche nicht, da es dadurch die Bedeutung für ihn selbst verlieren könnte. Man könne doch hier darüber nachdenken, was neu daran

sei, dass sein Wissen Neid auslöse. Er bestätigt, dass er keine bösen Absichten habe, doch löst die persönliche Einlassung der Ko-Leiterin und ihr Projektvorschlag keine weitere Auseinandersetzung aus. Im Gegenteil: Er erzählt das Märchen vom „süßen Brei“ der Brüder Grimm. In der gestrigen letzten Gruppensitzung entwickelte sich der Mut, Anderes oder Abweichendes auszuhalten (in Form von Walter) und das Andere auch in sich selbst zu entdecken (zu einer Kultur zu gehören, deren Bräuche man nicht kennt). Heute scheint es um die Anerkennung des Schmerzes zu gehen, über etwas, das man nicht hat.

Es wird darüber geredet, dass man sich verbunden fühlt, dass es ein Band gibt, welches zwischen den Teilnehmern gespannt wurde, als Sinnbild für die Beziehungen, die geknüpft wurden. All diese Bänder seien wie ein Sicherheitsnetz, das jeden einzelnen hält. Es kommt wieder die verzweifelte Frage auf, warum Menschen Kriege führen. Der Gruppenleiter spricht noch einmal den aggressiven Anteil an, den die Gruppe ebenso gespürt habe, wie auch den friedlichen. Er stellt Fragen, die in den Äußerungen immer mitbewegt wurde: „Ich denke wir haben einen Konsens gefunden. Wir haben aber auch gesehen, dass es Aggressionen gibt, auch in dieser Gruppe. Was nehmen wir von diesen Erfahrungen zurück nach Hause? Vielleicht ist es das eine: Wir müssen Schießen, bitte versteckt euch! Aber was machen wir mit unseren Aggressionen? Erkennen wir, dass wir es sind? Wie leben wir mit unseren Nachbarn? Wie transformieren wir die Erfahrungen von hier in unseren Alltag?“

Ein deutscher Brauch zur Verabschiedung, wie der Gruppenleiter betont, dem er nun gerne nachgehen würde: Die Gruppe endet damit, dass alle aufstehen und sich die Hände zum Abschied geben.

Schlussbemerkungen

Über den Verlauf der sieben Kleingruppensitzungen war zu beobachten, wie das Gruppenleiterpaar durch persönliche Einlassungen von Gedanken, Erinnerungen oder Befindlichkeiten den Gruppenprozess maßgeblich beeinflussten. Durch ihre Äußerungen wiesen sie die Richtung der Interaktion; sie gaben Möglichkeiten vor, wie man sich im weiteren Gruppenverlauf äußern kann. Ihre Einlassungen gaben Relevanzen bestimmter Themen vor, oft war das Gruppenleiterpaar der Gruppe schon einen Schritt voraus. Vielleicht deswegen, weil sie als Leiter zusätzliche Aspekte einbrachten oder aber, weil sie eine Art Themen-Fahrplan im Kopf hatten. Das Gruppenleiterpaar schien eine Vorstellung

von dem zu haben, wie die Entwicklung der Gruppe sein sollte. Damit soll nicht ausgeschlossen werden, dass sie selbst nicht auch überrascht wurden. Die erste persönliche Einlassung des Gruppenleiters betraf die Erzählung über dessen Vater. Er berichtet, wie er zunächst dessen Verständnis übernahm, um später zu erkennen, dass der Vater nicht Recht behalten sollte. Aus dieser Erkenntnis formuliert er eine Frage an die Gruppe, ob die Ideen, die wir in uns tragen, nicht vorformuliert seien? Damit konnte er auf eine beiläufige Art Vorurteile ansprechen, die jeder über einen anderen mit sich trägt. Ohne dies genau zu benennen, schlägt er vor, sich von vorgefertigten Meinungen zu lösen, die einem von Kindesalter mitgegeben wurden. Die Ko-Leiterin schließt die Sitzung mit einem ähnlichen Kommentar, dass alle übereinander Fantasien hätten. Die Einlassungen der beiden bahnen eine Begegnung und stellen eine Mahnung dar, sich auf Neues einzulassen, was bedeute, Altes aufzugeben.

In der zweiten Sitzung entstand eine Auseinandersetzung um aktuelle politische Motive der Machthaber und die Ko-Leiterin konnte durch einen Metakommentar die ängstliche und gleichzeitig aggressive Stimmung mildern: was man mit all dem Hass nur tun solle? Der Gruppenleiter wandte sich etwas später an die still gebliebenen Gruppenteilnehmer und bekundete sein Interesse daran, was in deren Herzen und Köpfen vor sich gehe. Persönliche Gedanken wurden das erste Mal geäußert und es wurde die Kritik an den deutschen Teilnehmern laut, die versuchten, Lösungen für den Krieg vorzuschlagen, was doch gar nicht in der Macht der Teilnehmer stand.

In der dritten Sitzung wurde der Ko-Leiterin eine besondere Rolle zugesprochen. Ihre Anwesenheit wurde als eine vierte, neutrale und ausgleichende Position empfunden. Vor diesem stärkenden Hintergrund konnte eine Konfrontation stattfinden, die den Krieg direkt in den Raum holte – eine Ukrainerin teilte ihre Gedanken darüber, dass sie einen Russen töten könnte, aber keinen Deutschen. Dies sagte sie mit Blick in das Gesicht des ihr gegenüber sitzenden Russen. Dieser Moment schien so beängstigend, dass sich die Gruppe danach erst einmal um andere Dinge kümmert und der Gruppenleiter darauf aufmerksam macht, dass man über all die Konflikte einen Weg finden müsse, zu sprechen, jedoch ohne sich zu langweilen. Langeweile als Abwehr von starken Gefühlen der Wut oder Angst ist Psychoanalytikern bekannt (Haubl, 2015) und auch hier beobachtbar. Sie wird vom Gruppenleiter als Indikator genutzt, dass neben den Diskussionen über die aktuelle politische Lage, die Beziehung der Teilnehmenden untereinander, aber auch die zum

Thema, besprochen werden müsste – die Wut übereinander, das Begehren, die Trauer oder Angst.

In der vierten Sitzung verwandelte der Gruppenleiter eine abgelehnte Projektion von einem Teilnehmer auf den anderen in eine Frage, die wieder die gesamte Gruppe miteinbezog. Es ging um die eigenen Mütter, deren Ratschlag, man sich so schwer entziehen kann. Wie kann man sich einer schlechten Mutter entziehen, wie bekommt man mit, ob man mit der guten oder der schlechten Mutter kooperiert?

In der fünften Sitzung brachte der Gruppenleiter ein Erlebnis aus seiner Studienzeit in Verbindung mit einer ängstlichen Situation und der Möglichkeit, sich mit Waffengewalt zu wehren – er überführte die Geschichte eines Teilnehmers aus der Kindheit in das Hier und Jetzt, er verband eine kindliche Hilflosigkeit mit einer erwachsenen Perspektive und wendet sich an Teilnehmer, die in der Armee dienten und wussten, wie man schießt, sich mit Waffen wehrt. Damit stößt er die Überlegungen an, wie Aggression und Wut sich Bahn brechen können. Die Kehrseite der Angst vor Aggression und des sich ihr Stellens, ist das Verstecken vor der Aggression. Die Ko-Leiterin erzählt von ihren Eltern, die nach England emigriert, ihre Herkunft meist verbargen. Mit dieser Geschichte als Vorbild erzählten auch die anderen Teilnehmer ihre persönlichen Versteckspiele aus Angst vor Stigmatisierung, Stereotypisierungen und Diffamierungen.

In der vorletzten Sitzung ging es um das Schöne, was oft die Kehrseite des Schrecklichen verdeckt, aber auch das Unbekannte in Form des Anderen war Thema. Es entlud sich an einem Teilnehmer, der ein scheinbar anderes Ziel dieser Gruppensitzungen verfolgte, als die anderen Teilnehmer. Die Ko-Leiterin konfrontierte ihn direkt mit ihrer Sorge, dass er sich der Gruppe gegenüber verschließe. Nachdem auch die Anderen Bedauern äußerten und der Teilnehmer Anklage über sich ergehen lassen musste, fing der Gruppenleiter die Situation ein. Er legte offen, dass man akzeptieren müsse, getrennt voneinander zu sein.

Auch in der letzten Gruppensitzung war das Thema der Nähe und Trennung präsent. Der Gruppenleiter deutete das Bedauern über einen misslungenen Kontakt um, nämlich zum Bedauern darüber, dass man in dieser gemeinsamen Zeit so viel teilen konnte, aber bald jeder wieder für sich sein würde. Wie könne man das hier gewonnene mitnehmen? Mit dieser offenen Frage endet die letzte Gruppensitzung.

Offene Fragen können Angst machen, ihr Ausgang scheint unsicher. Andererseits ist nichts festgelegt und Erkenntnis über die Gruppensitzungen hat sich aufgetan, wie wichtig es ist, dass die verschiedenen Seiten, das Gute, das Böse, das Zärtliche und das Aggressive, das Schöne und das Hässliche, das Sich-Nah-Sein und die Differenz in der Balance gehalten werden.

Abschließende Bemerkung

Dank gilt Herrn Buchholz für den Hinweis auf Plessners exzentrische Position und die Parallele zu Shakespeares Othello, sowie Schillers Maria Stuart.

Literaturverzeichnis

- Haubl, R. (2015). Wenn Langeweile tödlich wird. *Jahrbuch der Psychoanalyse - Beiträge zur Theorie Praxis und Geschichte* 7, 161-176.
- Levitt, Heidi M.; Minami, Takuya; Greenspan, Scott B.; Puckett, Jae A.; Henretty, Jennifer R.; Reich, Catherine M.; Berman, Jeffery S. (2015). How therapist self-disclosure relates to alliance and outcomes. A naturalistic study. *Counselling Psychology Quarterly*, 1-22.
- Plessner, H. (1982). *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*. Stuttgart: Reclam.
- Schegloff, E. A. (2006). Interaction: The infrastructure for social institutions, the natural ecological niche for language, and the arena in which culture is enacted. In N. J. Enfield & S. C. Levinson. (Hrsg.). *Roots of Sociality* (S. 70-96). Oxford/New York: Berg.

Schuld und Selbstausslegung

Adrian Kind

[...]

In der Tiefe des Hohlwegs

Zwischen Gestern und Morgen

Steht der Cherub

Malt mit seinen Flügeln die Blitze der Trauer

Seine Hände aber halten die Felsen auseinander

Von Gestern und Morgen

Wie die Ränder einer Wunde

Die offen bleiben soll

Die noch nicht heilen darf.

[...]

Nelly Sachs

Vom Gegenstand

In den Klein- und Großgruppen, in denen sich die Teilnehmer der Konferenz zusammenfanden, bildeten die Vergangenheiten von Staaten, Familien und Individuen wiederkehrende Kernthemen. Die sich auf dem Kongress abzeichnende Bedeutung dieser identitätsdefinierenden Bezugspunkte ragten dabei über ihre historische Dimension hinaus, weit in das heutige Selbstverständnis der Teilnehmer hinein, zu dem auch ihre Rolle als Bindeglied der folgenden Generationen in die Vorvergangenheit ihres Lebens zählt. Im Gruppenprozess mischten sich *individuelle* Erfahrungen mit den, aus dem jeweiligen *kulturellen* Gedächtnis stammenden, Deutungen historischer Ereignisse. Dabei erschienen die individuellen Erfahrungen in ihrer Artikulation so eng mit verbindlich gewordenen kulturellen Deutungen verschränkt, dass eine Trennung der beiden Register sich für die Arbeit der Gruppe als ebenso schwierig wie notwendig erwies. Das Schuld-Thema trat in diesem Prozess wiederholt auf und dessen Bedeutung soll hier verfolgt werden. Bevor ich mich diesem Prozess im Kontext einiger Sequenzen aus Sitzungsprotokollen widme, muss

das mit ihm assoziierte Begriffs- und Erfahrungsbündel aus Erinnerung, Vergangenheit, Gedächtnis, Individuum, das seinen Kontext herstellt, für diese Untersuchung erschlossen werden.

Ein Schlüssel zur Eröffnung:

Katya: Ich bin *geboren in der Ukraine*. Ich bin Ukrainerin. Verwandte leben dort. Als der Maidan angefangen hat, war es, als ob meine *Heimat mich ruft*. Dann kam ein Gefühl von großem *Stolz, dann Scham*. Es war ein *innerer Konflikt*. Ich weiß jetzt nicht mehr, wer ich bin. Das Gefühl der Zugehörigkeit war auf einmal sehr stark. Ich habe auch ein Gefühl der Machtlosigkeit. Deswegen bin ich hier. Vielleicht gibt es doch Möglichkeiten. Bis ich 16 Jahre alt war, wurde verschwiegen, dass meine *Oma Jüdin* war. Sie wurde *ermordet von Faschisten*. Mein Opa hat noch die beiden kleinen Mädchen gerettet und ist weggefahren. Es galt noch als gefährlich, so etwas zu erzählen. *Jetzt war ich schon in Israel, nun in Deutschland*. Habe das Gefühl, *dass ich Teile wieder einsammle [...]*. (Protokollauszug, Hervorhebungen A. K.)

In der Erzählung der Teilnehmerin treten durch das Nadelöhr eines einzigen verdichteten mehrgenerationalen Narrativs verschiedene Momente ihrer Identitätskonstruktion aus Gegenwart und Vergangenheit zusammen:

(i) Der nationale Bezug auf die Ukraine, der sie durch ihre Herkunft und ihre dort gegenwärtig lebende Familie verbunden ist und der angesichts der Maidan-Proteste eine noch gesteigerte, wenngleich ambivalente Rolle für sie einnahm.

(ii) Ihre jüdische Familienvergangenheit, die sie in jüngerer Zeit dazu bewegte, nach Israel und nun nach Deutschland zu reisen. Für sie sind (i) und (ii), in denen jeweils Momente von Vergangenheit und Gegenwart eine Rolle spielen, der Ausgangspunkt, um zu der Beschreibung ihres derzeitigen Selbstgefühls zu kommen:

(iii) *Einsammeln von Teilen*.

Was für Teile es sind, die sie auf ihren Reisen und in der Ambivalenz gegenüber ihren eigenen Gefühlslagen auflistet und angesichts derer sie ein gewisses Ohnmachtsgefühl empfindet, die sie im Sprechen zu einem neuen Ganzen zusammensetzen versucht, kann dabei noch näher bestimmt werden, denn bei ihrer Sammlung folgt sie gewissen Spuren, um zu erkennen, was wohin gehört und was es aufzulesen gilt. Das Sammeln selbst hat

dabei schon dem Wort nach eine zutiefst mit der Aufgabe der Teilnehmerin verflochtene Bedeutung. Das Sammeln selbst ist, wie Muensterberg in seiner Studie zu diesem Thema schreibt mit „[...] tiefer liegenden Wurzeln verknüpft, es erweist sich als Neigung, die aus einer nicht sofort erkennbaren Erinnerung an Entbehrung, Verlust oder Verletzungen und einem sich daraus ergebenden Verlangen nach Ersatz herrührt [...]“ (Muensterberg, 1995, S. 19). Wie trefflich dies passt, wird deutlich angesichts der Spuren, die, wie die jüdische Vergangenheit einer Seite ihrer Familie und über diese ihre Verbindung zur Geschichte der Shoa und – warum genau, lässt sie uns hier nicht wissen – auch über die Landesgrenzen bis in den gegenwärtig existierenden Staat des jüdischen Volkes führt. Diese Spuren entlang derer die Sammlung erfolgt, sind deutlich als die Versehrtheiten der Vergangenheit auszumachen, und ihr Ziel, die Wiederherstellung eines als verloren erlebten Identitätsgefühls, folgt auf dieser Suche nach subjektiver Bedeutung bis ins Letzte der Psychodynamik des Sammlers, der „[...] nicht anders [ist] als ein gläubiger Mensch, diesen Objekten Macht und Wert zu [spricht], weil ihr Vorhandensein und ihr Besitz für die seelische Verfassung ihres Eigentümers eine verändernde Funktion haben [...]“, denn die „Objekte“ dienen hier wie dort „[...] als wirkungsvolle Hilfe, um Ängste und Unsicherheit in Schach zu halten.“ (Muensterberg, 1995, S. 27). Andere Spuren hingegen beginnen in einem aktuellen Erleben, dem „Ruf der Heimat“, der sie angesichts der politischen Geschehnisse ereilt und an ihrem *inneren Ausland* rührt. Diese temporär entgegenlaufenden Pfade der Selbstausslegung kulminieren in wenigen Sätzen eines Subjekts, das viele individuelle Schicksale, Geschichten und Geschehnisse, die einander Bedeutung verleihen, in ihnen aufhebt und mit ihrer ganz persönlich erlebten Geschichte synthetisiert. Das Ergebnis ist die Person, die spricht, in ihrer vorläufigen Subjektivität, die sich durch Erlebtes wie Erfahrenes ein Selbstbild entwerfen kann, das in semantische Beziehungen gesetzt wird.

Der Prozess dieser Selbsterschließung ist der Psychoanalyse nicht fremd: Wann immer es um die Bearbeitung einer individuellen Vergangenheit und damit der Erinnerungen geht, ist für Psychoanalytiker schnell das Bild des „Analytikers als Archäologen“ (Assmann, 2006) im Spiel, dem sich Freud (1937d) selbst verpflichtet sah und das ihm auch durch die Rezeption zugeschrieben wird (Ebeling 2012). Etwa durch Ricoeurs Bezeichnung der psychoanalytischen Methode als „Archäologie des Subjekts“ (Ricoeur, 1974). Ein anderes Bild, das uns im Freud'schen Œuvre begegnet, ist jenes der Schrifttafel in Form des „Wunderblocks“ (Freud, 1925a), auf dessen besondere Eigenschaften ich noch

zurückkommen werde. Diese beiden von Freud gewählten Metaphern, die des Grabens und das der Tafel, stehen nicht als Spezifika seiner Betrachtung des Umganges mit der Vergangenheit da. Sie sind schon typisch für die europäische Gedächtniskultur, deren Memoria-Metaphorik keineswegs so differenziert ist wie angesichts ihrer langen Kulturgeschichte zu vermuten wäre¹⁵. Vielmehr kreisen alle gebräuchlichen Metaphern um die auch von Freud aufgegriffenen Pole eines *Ortes der Erinnerung* und dem der *Tafel* (Weinreich, 1964). Auch andere Autoren des vergangenen Jahrhunderts, die sich mit den Fragen von Erinnerung und Gedächtnis befassten, bedienten sich dieser Bilder. Etwa Walter Benjamin, als Autor der „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“ (Benjamin, 1938), der schrieb, „wer sich der eignen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt“ (Benjamin, 1938, S. 400) und andernorts die moderne Fassung der Tafel-Metapher bediente:

„Geschichte ist wie Text, in den die Vergangenheit wie auf einer lichtempfindlichen Platte Bilder eingelagert hat. Erst die Zukunft besitzt die Chemikalien, die nötig sind, um dieses Bild in aller Schärfe zu entwickeln.“ (Benjamin, 1932, S.1238).

Versucht man nun die beiden bisher nicht spezifizierten Begriffe *Gedächtnis* und *Erinnern* den Metaphern zuzuordnen, ergeben sich unweigerlich Schwierigkeiten. Wie Aleida Assman in ihrer Studie über die „Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“ bemerkte,

„erscheint Gedächtnis als virtuelle Fähigkeit und organische Substanz neben Erinnerung als aktuellem Vorgang des Einprägens und Rückrufens spezifischer Inhalte. Wer sich das einmal klargemacht hat, wird zugleich feststellen, daß sich beide Pole nicht ohne Schaden trennen lassen. Statt Gedächtnis und Erinnerung als Begriffsoppositionen zu definieren, sollen sie hier vielmehr als Begriffspaar, als komplementäre Aspekte eines Zusammenhangs aufgefaßt werden, die in jedem Modell gemeinsam auftauchen“ (Assman, 1999, S. 150f.).

Deutlich wird letzteres auch mit Blick auf den analytischen Prozess: Mag die Mentalität des Archäologen eine der Voraussetzungen in der Einstellung der Analytikerin oder der

¹⁵ Freud wäre wohl gerne der Champollion der Psyche geworden, der die „Hieroglyphen“ der hysterischen Sprache entziffert, was Champollion tatsächlich 1822 in sehr jungen Jahren gelungen ist. (Ich danke Michael Buchholz, für diesen Hinweis.)

Motivation des Analysanden sein, mit der sich Einschreibungen des Gedächtnisses und ihrer Doppelbödigkeit genähert wird, so hat doch der Moment des Erinnerns als Phänomen oft vielmehr etwas vom Aufblitzen einer Erinnerung, die etwas Unerwartetes enthüllt, etwas in der Analysandin (und auch dem Analytiker) anregt, was noch im Moment zuvor nicht bevorzulegen schien. Nicht nur in der Analyse finden sich diese beiden Momente miteinander verquickt, sondern auch in vielen Beschreibungen der inneren Zustände, die Autoren in Selbstzeugnissen zur Verfügung stellen. In ihrem Text „Die Wand“ etwa beschreibt Else Lasker-Schüler (2001) ihre Erlebnisse in einer Art, in der beide beschriebenen Aspekte zu Geltung kommen: Aus den Erdschichten der Vergangenheit erhebt sich, als sei auf diesem Nährboden etwas Organisches gewachsen, eine Tafel vor dem kleinen Fenster ihres Zimmers und sucht sie dort im *hic et nunc* auf:

„So hoch und breit sie mich auch einladen, überwältigt, meine Verse in ihren morschen Stein zu prägen, oder grade darum erinnert sie mich an meine Schulzeit, denn auch sie war wie ich einmal Kind gewesen, eine kleine Tafel, ja meine Schiefertafel. [...] Wie groß ist meine Tafel geworden!“ (Lasker-Schüler 2001, S.132)

Denkt man nun an Freuds Beschreibung des Wunderblocks oder auch an Benjamins Fotoplatte zurück, lässt sich auch in diesen Bildern, spannt man sie vor den gewonnenen Eindruck der dialektischen Beziehung von Erinnern und Gedächtnis, ihre Einheit entdecken. So oft der Wunderblock auch seinen Zauber ausübt, ein Blick hinter sein Deckblatt ermöglicht das Verständnis seines Zaubers, in dem Gewesenes und Seiendes gleichsam zu finden sind. Nicht anders die Benjamin'sche Fotoplatte, die den Moment der Niederschrift, des Vergessens und der Wiederentdeckung und mehr noch: ihrer Entzifferung durch die richtige Chemikalie ausdrückt.

Der Prozess, den die Teilnehmerin oben beschreibt, ist der Ausgangspunkt für eine solche doppelte Erfahrung. Ein Teil ihrer Arbeit besteht im Verfolgen der Verweise auf ihre im Inneren und Äußeren aufzusuchende Vergangenheit. Welches Bild sich jedoch am Ende ergeben wird, darauf verweisen oft nicht einmal die Einzelteile, sondern erst in konkreten Momenten entpuppen sich Widersprüche als aufhebbar und gewisse Konstellationen im Material, das man als Quelle der Antwort nach der Frage der eigenen Identität hinzuzieht, ergeben ein sich vorher ganz anders darstellendes Bild. Die Entwicklung des Fotos, der Blick hinter das Blatt, bringen immer wieder in einem jeweiligen *Jetzt* das Unerwartete hervor, dessen privilegierter Ort das Sprechen ist, in dem nicht nur ein Analytiker mehr zu

hören vermag, sondern auch die Sprecherin selbst, sich in der Art, wie sie sich erzählt, immer wieder selbst konstruieren und dabei überraschen kann.

Stellt man nun dem Momentum von Vergangenheit und Erinnerung das Empfinden der Schuld an die Seite, um das es in dieser Arbeit zentral gehen soll, erweitert sich der Komplex. Mit dem Begriff der Schuld, der noch in sich zu differenzieren ist, treten untrennbar verbunden weitere Termini hinzu. Einer dieser Begriffe ist Scham. Zur Abgrenzung von der Schuld sei hier Hirsch zitiert:

„Scham ist ein Affekt, der aus der Spannung zwischen der Idealvorstellung seiner selbst (Ich-Ideal) und der Realität des Selbst, die diesem nicht entspricht und die anzuerkennen man nicht umhinkommt, resultiert. Scham kann aber auch durch das Vom-anderen-gesehen-Werden entstehen“ während Schuld „von der Spannung zwischen Über-Ich und Ich her[rührt] und [...] vorwiegend das Tun und damit überwiegend das, was man sich selbst schuldet, dem anderen antut [betrifft].“ (Hirsch 2002, S. 32.)

Dass auch hier beide Bereiche nicht klar von einander zu trennen sind, liegt auf der Hand. Das Handeln hängt eng mit dem zusammen, was man ist. So kann man sich für eine Tat, die sich gegen einen Anderen oder das eigene Selbst richtet, schuldig fühlen und man kann sich zugleich angesichts der Handlung vor sich selbst oder vor einem Anderen der eigenen Befähigung zu dieser schämen. Dieser Andere, sei es der Andere der Schuld oder der Scham, nimmt dabei den Raum einer Großen Variable ein.

So kann es z. B. Handlungen geben, für die ich mich gegenüber nahezu jedem Anderen, den ich in seiner Rolle als anderes Subjekt anerkenne, schuldig fühle und es kann auch solche geben, für die ich mich nur schuldig fühle, wenn ich sie gegenüber einem durch besondere libidinöse Besetzung ausgezeichneten Anderen ausführe. All diese Variabilität liegt in der Natur der psychoanalytischen Erkenntnis über das Objekt, welches zwar für-sich existiert, aber das was es für-uns wird und welche Rolle es für die eigene Psychodynamik spielt, erst durch unsere bewusste und unbewusste Beziehung zu ihm erfährt. Scham wurde bereits im Beispiel der Teilnehmerin thematisiert, dort hieß es,

„[...] es war, als ob meine Heimat mich ruft. Dann kam ein Gefühl von großem Stolz, dann Scham.“

Eine Sequenz, in der zuerst sehr deutlich scheint, das Scham sich auf das Gefühl des nationalen Stolzes bezüglich des Aufbegehrens ihrer Landsleute auf dem Maidan bezieht, doch in Ermangelung einer Erklärung im Dunkeln lässt, vor welchem inneren Ideal dieses Empfinden der Scham als Ergebnis einer inneren Differenz entstehen musste. Schuld und insbesondere jene, um die es in den folgenden Sitzungsausschnitten gehen wird, muss dem Gegenstand entsprechend unterschieden werden in den Fakt einer *realen Schuld* im Sinne einer Kausalverantwortung und zum anderen das *Schuldgefühl* selbst. Das Schuldgefühl muss nicht auf reale Schuld angewiesen sein, sondern kann sich nahezu beliebig, bewusst oder unbewusst an die verschiedensten Ereignisse heften. Voraussetzung eines Schuldgefühls, mag es sich nun auf eine tatsächliche Verantwortung oder nur eine vermeintliche beziehen, setzt ein unbewusstes oder bewusstes Gefühl der *Freiheit* voraus; den Glauben, dass man *etwas tut* - mag diese Vorstellung auch noch so irrational erscheinen. Zahllose Beispiele hierfür finden wir in Schöpfungsgeschichten und Mythen, den kulturellen Abbildern psychischer Grundkonstellationen, denen das Motiv des Aktes der freien Entscheidung, der eine Schuld erzeugt, wohl bekannt ist. Jeder Kliniker wird in der Lage sein, dieses Motiv in der eigenen Arbeit wieder zu entdecken, wie auch durch jenes in denen Schuld für Ereignisse empfunden wird, die kaum oder gar nicht im Einflussbereich des Patienten lagen.¹⁶

Ein weiterer mit der Freiheit verbundener Punkt ist die Tatsache, dass die immer individuell empfundene Schuld, grade wo sie die Grenzen des eigenen Einflussbereiches deutlich übersteigt, es nötig macht, die Begriffe Identifizierung und Introjektion, hinzuzuziehen. Sie sind vor allem angesichts der transgenerationalen Dimension der Schuldgefühle und damit der Introjektion sowie der Identifikation mit Gruppen (Staaten, Nationalitäten, Religionsgemeinschaften, Familien) zu berücksichtigen. Die Rolle von größeren gemeinschaftlichen Zusammenhängen, die spätestens seit Freuds kulturtheoretischen Schriften im Interessensbereich der Psychoanalyse liegt, wurde ganz unabhängig von seinen Arbeiten, schon Jahrzehnte vor diesen durch die damals noch junge Soziologie entdeckt. Die erkannte schon sehr früh auch die Rolle dessen, was Freud dann in seiner

¹⁶ Eine weitere Differenzierung, die dabei nicht vergessen werden darf, ist die Unterscheidung zwischen Phänomenen in denen es eine Täter - Opfer Konstellation gab und in der die Identifikation mit dem Aggressor eine relevante Rolle für die Entstehung von Schuldgefühlen spielt und unpersonelle Ereignisse, etwa Naturkatastrophen oder dem Tod durch Krankheit. Beide weisen eine durchaus unterschiedliche Psychodynamik auf. Dazu ebenfalls Hirsch (2002).

ganzen Bedeutung ausloten sollte für ihren Gegenstand, das Individuum als Teil der Gesellschaft. So etwa Emile Durkheim, der bereits 1889 in seinen Untersuchungen zur Moral als soziologische Tatsache schrieb:

„Wenn wir also feststellen müssen, daß gewisse Phänomene nur durch Vorstellungen verursacht sein können [...] und wenn andererseits die solcherart sich offenbarenden Vorstellungen dem Subjekt, in dem sie auftreten, unbekannt sind, dann werden wir sagen, daß es möglicherweise psychische Zustände ohne Bewusstsein gibt, so schwer es der Einbildungskraft auch fallen mag, sie sich vorzustellen.“ (Durkheim, 1898, S. 66)

Eine noch von Zweifel durchsetzte Bemerkung, die dennoch durch die Einsicht untermauert wird, das „unsere Urteile [...] in jedem Augenblick durch unbewußte Urteile entstellt [werden]; wir sehen nur, was unsere Vorurteile uns zu sehen erlauben, und unsere Vorurteile kennen wir nicht“ (Durkheim, 1898, S. 67). Sie finden ihre Quelle aber vielfach in unseren gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Nimmt man als diese Phänomene zusammen, wird deutlich, dass die Kategorien von Erinnern und Vergangenheit keineswegs voneinander so scharf getrennt werden können, da sie einander im Erleben eines Subjekts flankieren und durchdringen. Der analytisch wohlgeordneten Trennung widersetzen sie sich durch ihre unumschränkte Synthesefähigkeit, durch die sie auf der ihnen gemeinsamen Ebene des sprechenden Subjekts erscheinen. Dort geht es dann nicht mehr um eine wie auch immer dynamisierte Trennung von Vergangenheit und Erinnerung, und ebenso wenig um eine klassische Aufteilung von Schuld und Scham. Denn was das eine Subjekt erinnert, wenn es spricht, sind die durch Generationen und über das eigene Selbst ausgedehnte Vergangenheiten, die einen eigenen Diskurs darstellen. Die Erinnerung des Subjekts stellt sich nur ihrem eigenen Ergebnis nach im Fühlen oder in einem einfachen Gedanken dar, während ihre Entstehungsgeschichte jedoch Generationen umgreift.

Rückbindung an das Beispiel

Dieses eigentlich alltägliche Phänomen menschlichen Denkens ließe sich beispielhaft im Umgang der oben zitierten Teilnehmerin mit ihrer jüdischen Familienvergangenheit aufzeigen, in dem es sich besonders deutlich abzeichnet. Nach allem, was ihren Worten zu entnehmen ist, lassen sich die Elemente, (i) die jüdische von Faschisten ermordete

Großmutter, (ii) der von ihr besuchte israelische Staat und (iii) das nun von ihr besuchte Deutschland und (iv) die geäußerten Elemente dieses Identitätsbereichs (»sich sammeln«) feststellen. Was sich aber hinter den einzelnen Elementen verbirgt, ist selbst ein vielschichtiger Komplex. So wird Element (ii) sowohl aus den ganz persönlichen Erinnerungen an ihren Besuch in Israel bestehen als auch aus ihrem Verständnis dieses Staates, das wiederum aus vielen Quellen, etwa Erzählungen, Historie oder jüdischem Identitätsgefühl entstanden sein kann. In diesem Zusammenhang beeinflusst die eine Quelle das Verständnis der anderen et vice versa. So ist schon der Komplex (ii) ein in sich dynamisches Bedeutungsgefüge, das wiederum semantisch mit (i) und (iii) zusammenhängt und alles wird überwölbt von der aktuellen Notwendigkeit, sich zu sammeln. Es lässt sich davon ausgehen, dass die familiäre Tradierung der Erzählung der Geschichte der ermordeten Großmutter von ausgesprochener Bedeutung für das Verständnis der Erfahrungen und Vorstellungen bezüglich Israels waren. Der Komplex dürfte dann auch nachträglich, durch seine Bedeutung aufgrund der Familiengeschichte, als Erfahrung wiederum rückwirkend die Zusammenhänge von und zwischen (i) und (ii) beeinflusst haben. Kurz, alles Erleben und Erinnern steht in einem assoziativen Netz, in dem alles mit allem zusammenhängen mag wie die grundlegendsten psychoanalytischen Erfahrungen Freuds zeigten. Zeit und Raum, Art der Erfahrung, ob nun persönlich oder nur familientradiert, gehen in das semantische Gefüge ein und beeinflussen seine Struktur, die sich mit jeder neuen Erfahrung verändert und sich potentiell selbst revidieren kann. In Anlehnung an die Sprachphilosophie (Frege, 1892) soll dieser Prozess im weiteren als „Kompositionalitätsprinzip“ bezeichnet werden, das als ein klassisches Konzept der Semantik gelten kann, in dem Sätze ihre Bedeutung durch die Bedeutungen ihrer Teile sowie die Art ihrer Zusammenfügung erhalten. Was im Fall der Psychoanalyse und ihrem Verständnis des Subjekts diesem Prinzip noch zu supponieren wäre, ist, dass durch die Abwesenheit und die Brüche des Sinns durch ihre Methode der negativen Hermeneutik (Storck, 2012) ein weiteres sinngenerierendes Element hinzukommt.

Diese Zusammenhänge sind es, die sich gegen die oben vorgeschlagene Einteilung in Begriffe sträuben, die für ein Verständnis dessen, was untersucht wird, aus methodischen Gründen nichts desto weniger nötig sind: Die Einsicht des Zusammenhangs aller Elemente muss sich davor hüten, diesen als einfachen mythischen Holismus in dem „alles eins ist“ zu verfallen. Er muss die Reflexion bewahren, dass das Ganze ein in sich unterschiedenes, aus dynamischen Elementen Bestehendes ist, um die Spannung zwischen den einzelnen

Momenten, die in ihrer Dynamik erst das Ganze sind, zu bewahren und nicht in leere Abstraktion oder verdinglichten Konkretismus zu verfallen.

Weitere Beispiele aus der Sitzung

An weiteren Beispielen aus den beobachteten Sitzungen soll nun anhand der oben entwickelten Überlegungen das Thema der Schuld durch einen laufenden Kommentar untersucht werden.

Die ersten Sequenzen, die besprochen werden sollen, stammen aus einer englischsprachigen Kleingruppe. In dieser Sitzung, die die zweite der Gruppe war, wurde, wie schon in der ersten, viel über die politische Situation auf der Krim und den Ablauf des Referendums gesprochen, das über die Zugehörigkeit des Gebietes zum russischen oder ukrainischen Staatsgebiet entscheiden sollte. Verschiedentlich wurde über die politischen Möglichkeiten und Bedingungen einer Lösung des Konflikts diskutiert, dabei schlug unter anderem Walter einen föderalen Zusammenschluss von Russland und der Ukraine vor, der helfen sollte, die mangelhafte Infrastruktur in Teilgebieten der Ukraine aufzubauen. An diesem Punkt setzt die Gruppenleiterin ein. Zum Verständnis des Verlaufs seien die Nationalitäten bzw. Kulturzugehörigkeiten der Teilnehmer angemerkt: Stanislav russisch-jüdischer, Walter deutscher, Heinrich deutscher, Bärbel deutscher, Filka ukrainischer und Fjodor russischer Herkunft.

Gruppenleiterin: *Wie bekommen wir Hilfe? Fragen wir danach? Für manche kommt die Hilfe dann zu spät. Zum Beispiel für Patienten oder Kinder. Manche möchten, dass andere ihnen ihre Welt erklären und andere möchten das selbst leisten.*

Stanislav zu Walter: *Ich fühle mich schlecht, weil ich deinen Vorschlag einer Förderung zurückgewiesen habe.*

Die Gruppenleiterin öffnet etwas, kommt auf einen Moment der Sitzung zurück, der auf politisch-sachlicher Ebene besprochen wurde und bindet diesen in aller Allgemeinheit an einen geteilten Erfahrungsraum zurück, der vielfache Zugänge bietet. Die Worte „Kind“ und „Patient“, sind Angebote der Identifikation. Auch der identitätsbezogene Konflikt der Selbst- und Fremdbestimmung ist Teil des Raumes, der als Angebot zu sprechen, vor den Teilnehmern ausgebreitet wird. Stanislav, der sich zuvor mit zunehmender Intensität gegen Walters politische Vorschläge gewehrt hatte, nutzt den aufgespannten Raum, um seinen

politischen Kommentaren eine andere Bedeutung beizulegen bzw. zuzugestehen, indem er mit seiner Ablehnung von Walters Vorschlag nun Schuld verbindet. Schuld gegenüber Walter, die darauf verweist, dass das, was seinem Unbehagen zugrunde liegt, nach der oben gegebenen kurzen Definition, keine Verurteilung vor sich selbst darstellt, sondern er seine Äußerung explizit als Verfehlung gegenüber Walter interpretiert. Angesichts der Worte der Gruppenleiterin („Wie bekommen wir Hilfe? Fragen wir danach?“) kann man annehmen, dass er eine seiner Äußerungen, in denen er die Idee einer Föderation abgelehnt hatte, für zu unversöhnlich, zu ablehnend hält, eher passend für ein bockiges Kind oder einen widerspenstigen Patienten, nicht aber für einen Einsichtigen und an Versöhnung interessierten Teilnehmer der Gruppe.

Walter: *Das ist kein Grund, sich schuldig zu fühlen. Das ist nur ein neutraler Vorschlag gewesen; du solltest nur darüber nachdenken.*

Walter geht mit dem geäußerten Schuldgefühl ihm gegenüber um, indem er selbst sich als nicht schlecht behandelt erklärt und sich entscheidet, die Situation, die für Stanislav durch das Sprechen des Gruppenleiters neuen Gehalt bekommen hat, weiterhin auf Ebene eines rationalen Austausches zu verstehen.

Gruppenleiterin zu Walter: *Ich hätte mich verletzt gefühlt, wäre ich zurückgewiesen worden, wenn ich einen Vorschlag gemacht hätte. Warum bieten wir etwas an? Warum bieten wir das an, was wir anbieten?*

Walter: *Das war nur ein neutraler Vorschlag der diskutiert werden muss.*

Gruppenleiterin: *Es gibt keine neutralen Vorschläge.*

Die Gruppenleiterin unterläuft durch eine technische Festlegung Walters Anliegen der Erhaltung der rationalen Ebene und hinterfragt seine Beweggründe für die vorgeschlagenen Lösungen. Walter schlägt die skizzierte Wendung zur von Stanislav aufgetanen und vom Gruppenleiter offenbar gestützten Änderung der Ebene aus. Er entscheidet sich, seinen Vorschlag weiterhin im Register des Politischen zu belassen. Eine Entscheidung, die den Inhalt des Gesprächs im Kreis des Rational-Inhaltlichen belassen will, wird durch die letzte Äußerung des Gruppenleiters bezweifelt, wodurch er sie anschlussfähig für andere Gruppenmitglieder hält, die sich Stanislavs Stoßrichtung anschließen wollen.

Stanislav: *Ich möchte die Deutschen fragen: Warum seid ihr zu dieser Konferenz gekommen?*

Stanislav wendet sich an die Gruppe, deren Einbindung er auf dem vom Gruppenleiter bereitetem Boden versucht.

Walter: *Wir interessieren uns für die Dinge, die in Osteuropa geschehen, für unsere Nachbarn. Aufgrund unserer Erfahrung mit Krieg versuchen wir herauszufinden, wie man einen weiteren Krieg verhindern kann.*

Ein Anliegen, auf das Walter, obwohl alle Deutschen in der Gruppe angesprochen sind, als erster reagiert. Er hält seinen Platz als Partner eines Dialogs, in dem er, vom Gruppenleiter als Drittem schon darauf verwiesen, beständig das Gespräch auf anderer Ebene sucht als Stanislav. Er reagiert auf Stanislavs Rückzug aus dem Gespräch mit ihm und lässt die Öffnung zur Gruppe nicht einfach geschehen.

Gruppenleiterin: *Die Frage war etwas anders.*

Erneut ist es die Gruppenleiterin, die in ihrer Position als Dritte in Bezug auf diesen Dialog ihre Rolle als bestätigendes und verneinendes Element, als „Gesetz“, wahrnimmt und auf die Asynchronität der Bedeutungsebenen verweist und so erneut eine Bresche offen hält, die Stanislavs Gesprächsanliegen als „etwas anders“ bewahrt. Eine Bemerkung, nach der Walter bis zu seiner letzten Bemerkung am Ende der Sitzung in Schweigen verharrt und den restlichen Mitgliedern der Gruppe das Feld überlässt.

Stanislav: *Ja, aber das war vielleicht dennoch eine Antwort.*

Heinrich: *Ich würde gerne einen Ort finden an dem die Menschen ehrlich miteinander sprechen können.*

Stanislav: *Ist das ein Problem in Deutschland?*

((Alle lachen))

Heinrich: *Die Propaganda ermüdet mich.*

Bärbel: *Was passiert überhaupt? Wieso könnt ihr den Konflikt nicht stoppen? Ich will wissen warum keine der bisherigen Lösungen funktioniert.*

Gruppenleiterin: *Warum sind die Deutschen hier? Was ist ihr Motiv? Ihr persönliches Motiv.*

[...]

Gruppenleiter: *Es gibt zwei Wege. Vorschläge machen oder die inneren Barrieren verstehen. Mein Grund ist, das ich mich immer noch schuldig gegenüber den Juden fühle. Ich fühle mich verantwortlich. Ich möchte mit euch darüber nachdenken und erfühlen, wie wir unter einem Dach leben können und was dabei die Hindernisse sind.*

Mit dem Rückzug Walters und dem Eintreten von Heinrich und Bärbel in diesen Teil des Gesprächs, gerät der Wortwechsel nun auf die Ebene, die zu Beginn der Sequenz angeregt und von Stanislav und der Gruppenleiterin durchgesetzt wurde. Im offeneren Austausch, in dem Ermüdung und Frustration angesichts der politischen Lage offen ausgesprochen werden kann und der Wunsch, dass es eine Möglichkeit zum offenem Sprechen gäbe, klar geäußert wird, ist es der Gruppenleiter, der den tiefsten Vorstoß in das von der Gruppenleiterin eröffnete und nun von den Teilnehmern Urbargemachte wagt. Zentral dabei die Worte „Schuld“ und „Verantwortung“. Die Schuldgefühle gelten den Juden, wie der Gruppenleiter sagt. Nicht nur den Ermordeten, sondern womöglich allen Juden. Da eine persönliche Schuld gegenüber den Opfern des deutschen Faschismus aufgrund des Alters des Gruppenleiters ausgeschlossen werden kann, liegt in seinem Fall keine Schuld im Sinne einer Verantwortung vor und doch spricht er auch von Verantwortung: Er fühlt sich verantwortlich. Das Wort „fühlt“ bedeutet schon eine Ebene der Selbstreflexion, denn er sagt nicht, er „ist“ verantwortlich. Das Wissen um Legitimation der Schuld, dass diese also nicht unmittelbar mit eigenen Taten zusammenhängt, scheint offen zu liegen, so dass daraus geschlossen werden darf, dass es die Identifizierung und Integration gewisser Anteile der eigenen Erfahrungswelt, der Tradierung der Geschichte im kulturellen Rahmen und wohlmöglich auch in der Familiengeschichte sind, die einen so zentralen Teil des Selbstverständnisses ausmachen, dass sie ebenso ursächlich für Schuldgefühle auftreten können als seien sie eine tatsächliche Verantwortung.

Stanislav: *Danke.*

Heinrich zu Ukrainern und Russen: *Warum seid ihr gekommen?*

Stanislav: *Ich kann den Anfang machen. Ich habe eine gemischte Identität: Jude, Russe, Jude, Israeli. Ich lebe in Russland mit dem Medienkrieg dort und arbeite mit meinen Patienten. Ich habe außerdem ein professionelles Interesse an der Gruppenanalyse.*

Stanislav's Worte, der Teil, der als Teil der russischen und ukrainischen Teilnehmer zum Sprechen aufgefordert ist, bezieht sich bei der Beantwortung der Frage nach den Gründen

der Teilnahme am Kongress auf die Bedeutung seiner jüdischen und russischen Abstammung und der Verbindung zu Israel. Dabei benutzt er selbst das Wort „Identität“, bezieht das Jüdisch-Russisch-Israelische auf diesen Begriff, womit er nicht primär seine erlebte Vergangenheit als solche, als wie auch immer zu verstehende kausale Begründung anführt. In diesen Bereich fällt eher seine abschließende Bemerkung zum professionellem Interesse. Die Identität, die für ihn »gemischt« ist, ist nicht einfach seine lineare Lebensgeschichte, die er betrachtet. Was dort vermischt ist, sind die Bedeutungen der einzelnen Fragmente dieser Identität, die sich zu einem mehr oder weniger kohärenten Ganzen zusammengefunden haben und als solches mehr sind als nur die Summe ihrer Teile, sondern Ergebnis des eben beschriebenen kompositionellen Prozesses.

Filka: *Ich bin auf der Suche nach authentischen Momenten. Wenn die Menschen die Augen schließen und sich etwas bewegt. Andere Beobachten und Verarbeiten. Es geht um Vertrauen. Ich versuche, mir selbst zu vertrauen.*

Stanislav: *Phantasien über Deutsche. Ich konnte nicht mit deutschen Patienten arbeiten, weil ich sie in meiner Phantasie immer mit Helmen und Maschinenpistolen gesehen habe. Ich möchte mich mit meinen Vorurteilen konfrontieren.*

Alex: *Der Konflikt zwischen Russen und Deutschen ist nicht gelöst. Es gibt kein Vergeben zwischen den Nationen. Wir warten auf die Vergebung. Ich kann das fühlen. Ich möchte etwas dazu beitragen. Ich will etwas tun und fühlen und vielleicht versuche ich, zu vergeben und mir wird vergeben. Ich will ein Bild in meinem Kopf ändern. Deutschland ist immer noch ein Feind für mich. Was wurde mir von meinen Eltern weitergegeben. Aber es ist so wichtig in Frieden in einem Haus zu leben.*

Wo nun Filka Authentizität und Beteiligung heraufbeschwört, führt Stanislav, der als Teilnehmer wie kein anderer in dieser Sequenz mit den Gruppenleitern zusammen an einem Ebenenwechsel des Gesprächs gearbeitet hat, auch als erster die aktiv aggressiven Elemente ein, indem er seine Phantasien bezüglich der Deutschen äußert. Eine Äußerung, an die Alex anschließt und die Existenz solcher immer noch vorhandenen Bilder auf russischer Seite mit der ausgebliebenen Vergebung zwischen Deutschen und Russen verbindet. Alles, was in diesen drei Beiträgen angesprochen wird, der Wunsch zu vertrauen, Vorurteile und erhoffte Vergebung, sind auf eigenwillige Art anwesend und zugleich abwesend, weil sie eben nicht nur die Wünsche und Ängste jener sind, die in diesem Kreis saßen, sondern sie selbst Agenten dieser Regungen sind, die sie sich über ihre eigenen Erfahrungen auf Basis

kultureller und familiärer Erinnerungsdiskurse angeeignet haben, die ihnen nun als subjektives Erleben erscheinen. Die Ursache eines von Filka womöglich vermuteten Misstrauens liegt nicht in den Erfahrungen, die die Gruppenteilnehmer miteinander machten, ebenso wenig wie sie jemals selbst unter russischen oder deutschen Soldaten während des zweiten Weltkrieges litten und daher einander auch nichts zu vergeben hätten.

Stanislav spricht es aus, so wie der Gruppenleiter zuvor: Teile dessen was die Teilnehmer an Vorstellungen und Gefühlen mitbringen sind Vorurteile, jedoch nicht solche, die sich an ihrer eigenen unmittelbaren Erfahrung mit dem Objekt der Vorstellungen entwickelten; es sind Altlasten der Vergangenheit ihrer Familien und Kulturen. Daher begegnen ihnen diese Vorurteile auch als ich-dystone Elemente, an die heran zu kommen auch in der Begegnung der Gruppe äußerst schwer ist, weil das, was sich durch das Erleben der einzelnen hinein in die Gegenwart der Gruppe verlängert hat, wie Alex treffend sagt, ein „Bild in meinem Kopf“ ist. Ein Bild, dessen Änderung nicht durch jene Handlungen besorgbar zu sein scheint, die aufgrund der Sozialisation üblicherweise mit gewissen Empfindungen verbunden sind: Kein Händereichen eines Deutschen und Russen, kein Wort der Vergebung kann etwas entschuldigen oder aufheben, was als Fremdes erlebt wird, da es mit Verantwortung im strengen Sinne nichts zu tun hat. Ein Weg, diesem unzugänglichen Bereich dennoch beizukommen, wie es auf dieser Konferenz versucht wurde, also im Gespräch der Gruppe, hat diese die Aufgabe dabei, eine besondere Art des Widerstands zu überwinden: Diese tritt in Erscheinung, indem einerseits ein ausgesprochen rationaler Austausch in der Gruppe stattfindet, andererseits eine suggerierte und vielleicht auch erlebte leere Tiefe, eine unglaubliche Emotionalität den Prozess zu dekonturieren droht. Auf das Ziel hin, das, was eigene und fremde Geschichte ist, mit einer nicht mehr als Widerstand funktionalisierten Rationalität und diese nicht mehr als Schutz gegen Emotionalität zu aktivieren, wäre erst durch Überwindung eines solchen Widerstandes möglich. Erst dann könnten eigene und fremde Vorvergangenheit aus einer tatsächlich subjektiven Position angegangen werden und müssten weniger als Träger kulturell überzeichneter Diskurse dienen.

Gruppenleiterin: *Also, machen wir für heute Schluss?*

Heinrich: *Lasst mich noch sagen, dass das hier ist ein Quadrialog ist. Dank an die Juden die hier sind.*

Gruppenleiter: *Ich weiß es fühlt sich noch unfertig an, aber wir müssen für heute aufhören.*

((Walter und Heinrich drehen sich beim Aufstehen zur Beobachterin um.))

Walter zu Heinrich: *Siehst du? Es wird alles festgehalten, alles wird aufgeschrieben.*

Heinrich: *Das is gut so.*

Walter: *((beim Rausgehen)) Nix ist geheim.*

Was sagt Walter, der nun nach langem Schweigen das letzte Wort hat, ehe er den Raum verlässt, und was sagt Heinrich dort, wenn sie sagen, ES wird festgehalten? Natürlich meinen sie hier, dass die Beobachterin aufschreibt, was in der Gruppe besprochen wird. Aber sie sagen auch mehr, denn, wie oben gesehen, sind es die Beobachter, die dieses Abstrakt-Konkrete, was in den Teilnehmern und ihren Worten vergegenwärtigt ist, wengleich es nicht unmittelbar das ihre ist, die dieses Unbestimmte festhalten, es protokollieren und darüber Texte verfassen. Und wie der kompositionelle Prozess in den einzelnen Subjekten aktiv ist, so auch in der Dynamik der gesamten Gruppe, in dem die in ihrem Sprechen eindimensional erscheinende innere Dynamik wiederum nur ein Element des dynamisches Ganzen der Gruppe darstellt. Im Festhalten durch die Beobachterin wird dieser Prozess wiederum, sowie im innersubjektiven Rahmen zuvor, nun auch im Intersubjektiven eindimensional, und kann nur durch eine gedankliche Aufschlüsselung, wie sie hier versucht wurde, einen Teil seines dynamischen Charakters zurückgewinnen. Ob dies gut ist, wie Heinrich sagt, ob es vielleicht gelingt oder zum Gelingen beiträgt und das Geschriebene nicht auch ein ES ist, das am Ende verdinglicht, hängt vom Umgang mit dem ab, was in Potsdam ermöglicht wurde und dessen Verarbeitung, zu der die textuelle Aufarbeitung seinen Beitrag leisten kann. „Nix ist geheim“, das könnte in diesem Sinne auch ein Imperativ sein, dessen Einhaltung an das mahnt, was auch Walter Benjamin hervorhob als er in seiner fünften geschichtsphilosophischen These schrieb: „Die Wahrheit wird uns nicht davonlaufen [ist] verkehrt, denn jedes wahre Bild der Vergangenheit meine stets die Gegenwart, und [ist] daher flüchtig“ (Benjamin, 1940 S.94).

Noch einmal soll die Teilnehmerin zu Wort kommen, die schon im ersten Beispiel mit dem Beitrag aus ihrer ersten Kleingruppensitzung half, die Gedanken dieser Arbeit auszurichten. Die Sequenz stammt aus einer späteren Sitzung, in der sie das, was sie oben ansprach, weiter ausführt.

Katya: *Ich möchte eine Wunde öffnen, der ich bisher nicht so viel Bedeutung beigemessen habe. Ich habe eine psychische Schwäche – ich leide sehr bei Ungerechtigkeit. Ich kann nichts dagegen machen. (Katya erzählt von ihrer Oma): Sie war Jüdin und hatte einen*

ukrainischen Mann und zwei kleine Töchter. Bei der Okkupation der Deutschen wurde sie erstmal nicht verhaftet. Dann hat jemand sie denunziert – sie wurde verhaftet und wieder freigelassen. Die Papiere wurden überprüft und sie sagten, sie wäre keine Jüdin. (Katya weint beim Erzählen.) Dazu habe ich die Phantasie, dass sie sehr pragmatisch daran gegangen sind. „Gut, wenn es keine Jüdin ist, dann nicht.“ Doch die Frau, die sie verraten hat, hat darauf bestanden, dass sie Jüdin ist. Die Familie war gerade dabei, wegzufahren. Meine Oma ist noch einmal ins Haus, um Papiere zu holen und wurde dort wieder verhaftet. Da hat eine Nachbarin meinem Opa gesagt, er soll die Kinder nehmen und wegfahren. Das hat er dann auch gemacht. Wahrscheinlich wurde sie vergast. (Katya weint die ganze Zeit beim Erzählen.) Die Verwandtschaft hat nicht besonders viel gesucht – nach Informationen. War vielleicht auch schwierig in der Sowjetunion. Ich verstehe nicht, wer sie getötet hat – die Faschisten, die Frau, die sie verraten hat oder unsere ganze Familie, weil sie sich von ihr abgewandt haben. Und ihr Tod ist nicht erklärbar. Ich glaube, ich habe etwas nicht verarbeitet und ich bin froh, dass ich in Deutschland bin und diese Verbindung mit den Deutschen durchleben kann. Ich habe nie die Deutschen beschuldigt, aber die Geschichte war doch ein Schock.

Was oben anhand der wenigen Worte nur abstrakt gemutmaßt werden konnte, nämlich, dass sich hinter den von der Sprecherin hervorgehobenen Momenten ihrer Identitätssuche eine eigene, berührende und grausame Geschichte verbirgt, die die Begriffe mit Bedeutung belegt, bewahrheitet sich: Die Geschichte, von der sie erst mit 16 Jahren erfuhr und die ihr, wie sie oben sagte, verschwiegen wurde. „Verschwiegen“, ein Wort, hinter dem sich schon gewichtig die Anklage gegen ihre eigene Familie zeigt, die sie in eine Reihe mit der Denunziation und den Faschisten stellt, sofern es für sie selbst darum geht, zu klären, wer schuld an der Ermordung ihrer Großmutter ist. Sie sagt: „Ich verstehe nicht, wer sie getötet hat.“ Es geht hier um Schuld und partielle Verantwortung. Wer die Tat ausführte, ist für sie sicher, es waren die Faschisten. Auch wer die Mörder auf ihre Spur brachte, ist für sie sicher. In diesen beiden Tatsachen ist ein deutlicher Zusammenhang zu erkennen, daher liegt der Grund des Unverständnisses in der Frage der Schuld, nicht in ihnen. Erst die Gegenüberstellung mit ihrer Familie, mit deren als Unterlassungen empfundenen Verhaltensweisen, werfen diese Frage auf: Die Unterlassung, die Großmutter mitzunehmen, die Unterlassung, nach ihrem Verbleib zu forschen und schließlich die Unterlassung, ihr früher von der Großmutter zu erzählen, all dies macht die Familie zu einem wichtigen Akteur, dessen Existenz überhaupt erst eine Differenz in der Frage der

Schuldigkeit im Erinnern an das, was der Großmutter angetan wurde, ermöglicht. So bewegt sich der Schuldbegriff für sie, teils gelöst vom Begriff der Verantwortung, zwischen zwei beschuldigten Personenkreisen: Erstens der Realschuld der Mörder bzw. des Denunzianten ihrer Großmutter und dem Großvater und zweitens den „Mördern“ in der Frage der Würdigung und Erinnerung der Ermordeten, die hier ein ähnliches Gewicht zu haben scheint. Verantwortung und Schuld - nicht für den Tod selbst, sondern für das Vergessenwerden, für ein zweites Zurücklassen der Großmutter, die für die Teilnehmerin nur noch in Erinnerungen und Worten leben kann, lastet für sie schwer auf der Familie.

So schwer, dass sie selbst, wie sie oben beschrieb, dieser Geschichte nachgeht, nicht, indem sie die Vergangenheit der Großmutter erforscht, sondern vielmehr, indem sie ihre Abwesenheit durch ein Begehren bezüglich einer Konstruktion ihrer eigenen Identität beantwortet und ihre Bedeutung für sich selbst nach und nach erschließt. Sie leistet an sich, was für sie an ihrer Großmutter vergessen wurde. Noch deutlicher wird dies, als jemand nach dem Namen der Großmutter fragt.

***Katya:** Ich kann mich nicht erinnern, wie sie heißt. Habe es mir mal sogar aufgeschrieben – die Mutter gefragt. Es war wie eine Abneigung gegen die Oma, weil es so schrecklich ist – ich fühle mich schuldig, als ob ich sie verraten habe – ich habe auch keine Informationen darüber gesucht. Danke für diese Frage. Wieder weinen. Immer wenn ich nach dem Namen gefragt habe, habe ich mich gefreut, was für ein schöner Name‘ [...]*

Der Name bleibt verborgen. Er ist im Gedächtnis, sogar aufgeschrieben, kann aber nicht erinnert werden. Er ist ein starkes, von Bedeutung getragenes Element, das vor allem dadurch wirkt, dass es abwesend ist, ein Mangel im Sinngefüge, ganz real, aber auch durch den Eigennamen, der all diese Bedeutung bündelt, und durch „Abneigung“ aus dem Kreis des Verfügbaren verbannt wurde. Eine Verbannung, die symbolisch reinszeniert, wofür sie selbst ihrer Familie Schuld gibt, und sich so zum doppelten Adressaten ihrer eigenen Schuldgefühle, als Mitglied dieser Familie und als tatsächliche Täterin des Vergessens macht. Bewusst, da sie zum einen keine Informationen suchte und unbewusst durch den Akt der Verdrängung. In besonderer Deutlichkeit zeigt ihre Reaktion auch, was oben als wichtige Ergänzung zum gemeinen Verständnis des Kompositionalitätsprinzip hinzugezogen wurde. Die in der Psychoanalyse wichtige Berücksichtigung der Arbeit des Negativen und Nichtidentischen (Adorno, 1966), das durch den analytischen Prozess eine Negation ihrer Negation erfahren und so wieder in den Sekundärprozesses aufgenommen

werden kann. Weinend dankt die Teilnehmerin und bringt zwar nicht den Namen der Großmutter hervor, aber ist doch in der Lage, eine Erinnerung zu formulieren, die auch gute Gefühle mit der Erinnerung an die Frau, die sie niemals kannte und deren Abwesenheit, die sie als Mangel begleitet, verknüpfen kann: Die Schönheit ihres Namens. Womöglich ein Ausgangspunkt oder ein Schritt, der die Versöhnung des Subjekts mit sich selbst und die Aufgabe der Frage der Schuld andeuten kann, die auf keiner anderen Verantwortung als einer moralisch gewählten fußt.

Schlussbemerkungen

Die theoretische Vorarbeit und die Betrachtung aller hier genannten Sequenzen zeigte, wie Schuld auf zwei Ebenen erschien:

- (i) Innerhalb der Gruppen in Bezug auf andere Gruppenmitglieder, wie zu Beginn der ersten Sequenz Stanislav gegenüber Walter.
- (ii) Auf transgenerationaler, kultureller und damit auch transindividueller Ebene wie es an den Aussagen des Gruppenleiters in der ersten Sequenz und dem Bericht der Teilnehmerin in der zweiten Sequenz gezeigt wurde.
- (iii) Während die individuelle, sich auf persönliches Handeln beziehende Schuld (i), innerhalb der Gruppensituation thematisiert und bearbeitet werden kann, ist es letztere, die „mitgebrachte“ Schuld (ii), die ohne individuelle Verantwortung als Referenzpunkt eine größere Herausforderung an den Gruppenprozess darstellt.

Die Beobachtungen aus den Sequenzen und ihre Interpretation führen zu der Überlegung, dass es besonderer Umstände bedarf, wenn diese Art der Schuld Gegenstand eines Transformationsprozesses in der Gruppe werden soll. Das vom Gruppenteilnehmer in der ersten Sequenz, wie auch in vielen anderen Situationen in den Gruppensitzungen der Konferenz angesprochene Bedürfnis „in die Tiefe zu gehen“ oder, wie formuliert wurde, „das Gefühl zu haben, nicht von der Stelle zu kommen“ zeigt, dass ein *unmittelbares* Angehen dieses Schuldkomplexes zwar ein Bedürfnis sein mag, jedoch im Widerspruch zu den Möglichkeiten steht, die durch die Analyse von Abwehr und Widerstände in Gruppen bearbeitbar sind.

Besonders zwei Arten, die in der ersten hier gezeigten Sequenz hervorgehoben, aber auch in anderen Gruppensituationen zu beobachten waren, stechen dabei hervor: Erstens, eine

starke sprachliche Emotionalisierung aus einer Art kathartischem Bedürfnis heraus, die die einzelnen Subjekte wie die ganze Gruppe derart überschwemmt, dass diese Emotionalität als tiefe, aber zugleich lähmende Leere wirkte, die keinerlei Gruppenprozesse, keine Reflexion mehr zulässt.

Zweitens, im Gegensatz dazu eine absolute Rationalität, die die Konflikte verschiedenster Art, die in den Gruppen zur Sprache kommen, durch politisch-historische Analyse oder im Fall persönlicher Konflikte wie ein formal-logisches Problem lösen will. Beide Abwehrmuster, sprachlich intensivierende und Emotionalisierung wie auch rationale Erörterung allein erhalten dadurch zusätzliche Kraft, dass sie im Rahmen der Gruppe einander verstärken oder entgegenstehen können, so dass ganze Gesprächssequenzen nur aus der gemeinsamen Herstellung interpersoneller Abwehr oder dem Erhalt der eigenen Abwehr gegen die eines anderen bestehen können. Die Momente, in denen die Gruppen dem Thema Schuld produktiv näherkommen konnten, zeichneten sich dadurch aus, dass im ersten Schritt im Gruppenprozess der Weg zu seiner adäquaten Behandlung innerhalb der Gruppe gebahnt wurde. Dies war z. B. in der ersten Sequenz, vor allem in der Konstellation Walter, Stanislav und Gruppenleiterin zu beobachten. Zu dieser Erarbeitung gehörte auch die gelegentliche Zurückstellung von Teilnehmern, die an der konkreten Situation nicht aktiv teilhaben können und die später, in anderen Momenten der Gruppenarbeit, wieder eingeholt werden müssen bzw. vorerst, wenn nur passiv, von diesen Momenten profitieren können. Deutlich zeigt sich in der zweiten Sequenz, was im Kontext der Gruppe durch wenige Worte möglich ist und wie eine einzige Frage, die nach dem Namen der Großmutter, eine bedeutende Veränderung anstoßen kann. Veränderung heißt, im Komplex des Prozesses der Kompositionalität das ungeordnete Durcheinander des Bedeutenden zu ordnen und sich seiner bewusst zu werden; den Leerstellen des semantischen Netzes zu folgen und sie in ihm aufzuheben, soweit dies möglich ist, oder den Mangel genauer zu umreißen. Weil nur so ergreifende Reflexion gelingen kann. Umso besser dies gelingt, desto eher können die Teilnehmer sich darüber klarwerden, welcher Teil der Schuld, die sie in den Prozess hineintrugen, ihre persönliche ist und welche die angeeignete ist, welche davon mit Verantwortung verbunden und welche nur aufgebürdet ist. Eine Differenz, die zumindest ein Baustein zur Aufarbeitung zu leisten vermag, die das Ziel des Dialogs war: Gemeinsam kollektive und persönliche Projektionen aufarbeiten. Ein Prozess, dessen Kehrseite die Bearbeitung der Schuld und der Introjektion ist.

Nachträgliche Bemerkung:

Ich danke allen Teilnehmer/innen und Organisator/innen der Konferenz für die Gelegenheit, dieser beizuwohnen. Außerdem möchte ich mich bei meinen Mit-Beobachter/innen bedanken. Mein besonderer Dank gilt Michael B. Buchholz, der in Gesprächen während der Konferenz das Thema dieser Arbeit anregte und deren Fertigstellung mit Hinweisen unterstützte.

Literaturverzeichnis

- Adorno, T. W. (1966) [1982]. *Negative Dialektik*. Frankfurt a.M: Suhrkamp Verlag.
- Assman, A. (1999). *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C. H Beck.
- Assmann, J. (2006). Archäologie und Psychoanalyse. Zum Einfluss Freuds auf die Kultur- und Religionswissenschaft. *Psyche*, 60, 1040–1053.
- Benjamin, W. (1932) [1991]. Berliner Chronik. In W. Benjamin, *Gesammelte Schriften Band 6* (S. 465- 520), Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Benjamin, W. (1938) [1991]. Berliner Kindheit um Neunzehnhundert. In W. Benjamin, *Gesammelte Schriften Band 4.2* (S. 237-302), Frankfurt a.M.,: Suhrkamp Verlag.
- Benjamin, W. (1940) [1991]. Über den Begriff der Geschichte. In W. Benjamin, *Gesammelte Schriften Band 1* (S. 691-707), Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Durkheim, E. (1898) [1970]. Individuelle und kollektive Vorstellung. In E. Durkheim, *Soziologie und Philosophie* (S. 45-84), Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Ebeling, K. (2012). Saxa Loquuntur! Freuds Archäologie der Hysterie. In C. Kirchhoff & G. Scharbert (Hrsg.), *Freuds Referenzen* (S. 53–83). Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Ezquerro, A. (1996). The Tavistock and Group-Analytic Approaches to Group Psychotherapy: A Trainee's Perspective. *Psychoanalytic Psychotherapy*, 10, 155–170.
- Foulkes, S. H., & Anthony, E. J. (1957). *Group Psychotherapy*. London: Cox & Wyman.
- Freud (1925a). Notizen zum Wunderblock. *G.W., Bd. XIII*, S. 4-8.
- Freud, S (1937d). Konstruktion in der Analyse. *G.W., Bd. XVI*, S. 41–56.

- Frege, G. (1892) [2008]. Über Sinn und Bedeutung. In G. Patzig (Hrsg.), *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien* (S. 23.-46), Göttingen: Vanderhoek & Ruprecht.
- Hirsch, M. (2002) [2014]. *Schuld und Schuldgefühl: Zur Psychoanalyse von Trauma und Introjekt*. Göttingen: Vanderhoek & Ruprecht.
- Lacan, J. (1966) [1994]. Zur «Verneinung» bei Freud. In N. Haas, H.-J. Metzger (Hrsg.), *Schriften Band 3* (S. 175-200). Berlin: Quadriga Verlag.
- Lasker-Schüler, E. (2001). Prosa 1921-1945. Nachgelassene Schriften. In K. J. Skrodzki (Hrsg.), *Werke und Briefe - Kritische Ausgabe Band 4* (S. 221-222). Frankfurt: Jüdischer Verlag.
- Ricoeur, P. (1974) *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Storck, T. (2012). ...und sie versteht sich doch! Psychoanalyse, freie Assoziation, negative Hermeneutik. In T. Storck (Hg.), *Zur Negation der psychoanalytischen Hermeneutik* (S. 359–393). Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Weinreich, H. (1964). Typen der Gedächtnismetaphorik. *Archiv für Begriffsgeschichte* (9), 23–26.
- Muensterberg, W. (1995). *Sammeln - eine Unbändige Leidenschaft*. Berlin: Berlin-Verlag.

Beobachtungen aus der Großgruppe

Drei Erzählperspektiven auf ein kleines Wunder

Michael M. Dittmann

„Es ist wirklich nicht einfach. Ich kann kaum sprechen. Mir tut es so leid für jede ukrainische Mutter, die zusehen muss, wie ihre Kinder in den Krieg ziehen.“ (Oleksandra, Auszug aus einem Protokoll)

Psychoanalytisches Sprechen

Diese Äußerung der Ukrainerin Oleksandra hielt ich im Protokoll der zweiten Großgruppensitzung fest. Oleksandra hebt einen besonderen kommunikativen Aspekt des kriegerischen Konflikts hervor, nämlich wie können Eltern von Kindern, die aktiv und auf unterschiedlichen Seiten des Krieges involviert sind, miteinander ins Gespräch kommen? Die Frage antizipiert zum einen das Erwartbar-Werden eines lokalen interpersonalen Konflikts (Kinder kämpfen, was tun die Eltern?) und ist zum anderen selbst Ausdruck ganz eigener Erwartungen, dass der Konflikt zwischen zwei anderen (Russen und Ukrainern) verläuft und die Deutschen davon nicht betroffen sind. Die Frage weist den Deutschen eine Beobachter- und Ratgeberrolle zu. Dabei werden Auftreten und Ort des Konflikts einer Seite zugeschrieben. Als könnte man an einem Dialog unbeteiligt teilnehmen - oder als Analytiker neutraler Spiegel des Patienten sein! Nach der Freud'schen Spiegelmetapher, solle der abstinente Therapeut „wie eine Spiegelplatte nichts anderes zeigen, als was ihm gezeigt wird“ (Freud GW VIII, S. 384). Betrachten wir mit Schegloff (1996) alltägliche Konversation als die „primordial scene“, aus der heraus und in die hinein Teilnehmerrollen und Themen verhandelt werden, dann zeichnet sich Sprechen nicht durch eindeutige Sprachausdrücke aus, sondern scheint eine höchst wacklige Angelegenheit zu sein. Schon, indem sie vermeintlich „kleine“ Hörsignale wie „hm“ rückmelden (vgl. vielfältige Formen und Funktionen dieser Interjektion bei Ehlich, 1979), nehmen wechselseitige Auslegungsprozesse und die Auslegungen dieser Auslegungen einen gewichtigen Raum ein. Auf ihre vagen Ausdrücke nehmen Gesprächsteilnehmer wechselseitig Bezug, indem sie sich anzeigen, ob sie sich richtig verstanden wissen, was Garfinkel (2002, S. 107) mit dem Begriff der „accounting practices“ fasst. Bei der Auslegung bzw. Interpretation mehrdeutiger Ausdrücke vertrauen die Gesprächsteilnehmer auf die sinnhafte Interpretation des jeweils anderen. Dass also Eltern von Kindern, die gegeneinander im

Krieg stehen, ein Gespräch führen können, bei dem sie sich wechselseitig vertrauen, ohne ebenfalls in physischem oder konversationellen Kämpfen zu enden, ist ein kleines Wunder, zu dessen Analyse ich einen Beitrag leisten möchte.

Vor der Äußerung von Oleksandra hatte Renate ihre Freude ausgedrückt, dass Erstere als Ukrainerin anwesend ist. Wilfried ergänzte, dass es manchmal schwer sei, Tränen der Freude und der Trauer auseinanderzuhalten. Daraufhin sprach die Gruppenleiterin Oleksandra an und sagte, es sei wohl nicht einfach für sie. Anders, als in der Einzelinteraktion, ist diese Reformulierung der Gruppenleiterin zwar auf Oleksandra bezogen, rekurriert aber nicht auf zuvor Gesagtes von Oleksandra, sondern auch auf das der anderen Gruppenteilnehmer. Der weitere Verlauf gestaltet sich, wie auch vom Konversationsanalytiker Peräkylä (2010) beschrieben, in einem Dreischritt: Oleksandra arbeitet die Reformulierung aus, indem sie beschreibt, was „wirklich nicht einfach“ ist (s. Eingangszitat von Oleksandra). Nach der therapeutischen Reformulierung und der Ausarbeitung von Oleksandra nimmt Tanja Bezug auf das zuvor Gesagte. Bevor sie über die Angst, als Mutter ein Kind zu verlieren, spricht, verbindet sie es damit, wie sie Oleksandra wahrnimmt: „Ich erkenne in Dir das Gesicht einer Mutter. Das verbindet uns. Und ich sehe die Angst der Mutter“. Hier wird face-to-face interagiert, jedoch nicht nonverbal, sondern formuliert. Es ergreift. Das Nonverbale ist nicht Gegensatz des Gesprochenen, sondern dessen Ressource. Sie erkennen sich, wie Levinas (2007) formulieren würde, von Angesicht zu Angesicht.

Die Formulierung dieser Beobachtung nutzt das Konzept der „Common-Ground-Aktivitäten“ (Clark, 1996), wonach Bezug auf das gemeinsam realisierte Wissen der Gesprächsteilnehmer wechselseitige Auslegungen des Gesagten erst ermöglicht. Wir wissen immer etwas voneinander, weil wir und sobald wir uns sehen. Personal sehen, als Personen wahrnehmen. Das ist als „common sense knowledge of social structures“ bezeichnet worden (Garfinkel, 1967). So werden Erwartungen reziproker Einhaltung von (Sprach-)Handlungen Element des Common Ground oder wie Sacks (1992), Begründer der Konversationsanalyse, es formuliert: man wird gewahr, wie die „stille Dimension“ des „my mind is with you“ (S. 257) mitläuft, ohne beständig formuliert werden zu müssen.

Wenn ich im weiteren Verlauf die impliziten Methoden darstellen will, werde ich zuvor konsequenterweise kurz etwas zu den Methoden sagen, die diesem Artikel zugrunde liegen. Während der Gruppensitzungen habe ich vieles aufgeschrieben und später um erinnerte Interaktionen erweitert. Drei Erzählperspektiven - der landesspezifischen, Familien- und

persönlichen Geschichten (siehe unten) - bilden ein Deutungsprisma der Konferenz, wodurch, zugunsten einer typologischen Darstellung, die chronologische Erzählstruktur vernachlässigt wird. Die Erzählungen werden nicht als zeitlich geordneter Ablauf der Beiträge der Großgruppe dargelegt, sondern wie durch ein Prisma betrachtet, das Lichtstrahlen bricht, statt sie wie Glas mehr oder weniger ungehindert hindurchzuleiten. So gesehen, hebe ich Fokussierungen heraus, die die Teilnehmer selbst immer wieder changierend verwendeten. Die assoziative Verknüpfung der Aufzeichnungen ist im Sinne der Grounded Theory (Glaser, 1978; Glaser & Strauss, 2009 [1967]) durchgeführt worden, bis die drei Kategorien bzw. Perspektiven gesättigt waren. Der Mehrwert der drei Deutungsregister liegt deswegen v.a. in der Komplexitätsreduktion der Fülle an Erzählmaterial begründet. Konsequenterweise gibt diese Bearbeitungsstrategie einem bestimmten Ausschnitt des Materials Gewicht. „[Z]ugleich muss der Blick eines psychoanalytischen Beobachters immer auch nach dem suchen, was diese Register ausklammern, was sie verfehlen“, schreibt Buchholz (in diesem Buch). Diesem unvermeidbaren Rest versuche ich über bildhafte Vergleiche, Sprachbilder, Metaphern, Märchen usf., Rechnung zu tragen.

Die Beobachtung zu der impliziten Dimension zeigt, dass das Konzept des Common Ground nicht nur auf Zweiergespräche, sondern auch auf Gruppeninteraktionen anwendbar ist, da ähnliche Praktiken der Kooperation beschreibbar sind. Wenn Gesprächsteilnehmer persönlich über ihre Erzählungen in Austausch kommen, entsteht, was Voutilainen & Peräkylä (2017) als persönlich affektives Gespräch („personal affective talk“) bezeichnen. Dabei ist die Idee, dass Affekt von den Gesprächsteilnehmern „gemacht“ bzw. methodisch in der Situation hergestellt wird. Im weiteren Verlauf möchte ich die Großgruppensitzungen im Sinne dieses persönlich affektiven Gesprächs anhand dreier Perspektiven darstellen: der landesspezifischen, familiären und persönlichen.

Dem Versuch, diese Begegnungen mithilfe von drei Erzählperspektiven auf die Großgruppe nachzuzeichnen, stelle ich Überlegungen zum Verhältnis von „Sprechen“ und „psychoanalytischem Gesprächsformat“ voran. Mithilfe des gesprächsanalytischen¹⁷ Scheinwerfers möchte ich psychoanalytische Gesprächsregeln ausleuchten, um diese besondere therapeutische Gruppensituation etwas besser zu verstehen. Welche alltäglichen

¹⁷ Das Datenmaterial, auf das ich im Weiteren zurückgreife, besteht aus Mitschriften und Erinnerungsprotokollen, die nicht für eine feinkörnige Analyse geeignet ist, wie sie Jefferson (2017 [2004]) für gesprächsanalytische Transkriptionen beschreibt. Die konversationsanalytischen Ideen, die ich einbringen werde, sind für psychoanalytische Leser ungewohnt, aber als Perspektivenerweiterung der Mühe wert, wie ich hoffe, darlegen zu können.

„Regeln“ müssen suspendiert oder gesondert herausgestellt werden, damit die Gruppe sich anders verhält als bei einem Kaffeekränzchen unter Fachkollegen? Und was können wir daraus lernen für das kleine Wunder des Miteinander-Sprechen-Könnens?

Drei Erzählperspektiven – landesspezifisch, familiär und persönlich

Ich nahm als Beobachter mit drei weiteren Beobachtern an der Großgruppe teil. Die Konferenz wurde für alle Teilnehmer in einer gemeinsamen Großgruppensitzung durch den Gruppenleiter eröffnet: Konflikte - und damit unvermeidbare Verletzungen - würden zur Sprache kommen. Die Einführung in die neue soziale Situation in der Großgruppe ist ein fragiler Moment: Einerseits wird ein pragmatisches Ziel formuliert, nämlich „no pain, no gain“, das den Zweck der Zusammenkunft und Beendigung abseits von zeitlichen Begrenzungen umrahmt; dieses Ziel muss von jemandem formuliert werden, der sich als Repräsentant der Arbeitsebene als verantwortlich darstellt, und wird andererseits erst durch den gemeinschaftlichen Vollzug in der Interaktion hergestellt. Die russische Übersetzerin Jekaterina fragte nach, ob Verletzungen geschehen *werden*, was der Gruppenleiter – mit Verweis auf den „Schmerz“ als Ressource für Entwicklung - bejahte. Verletzungen sind für die Erreichung des pragmatischen Ziels unvermeidlich. Das wird deutlich, wenn wir uns das Ziel der Gruppe, Konflikte zu besprechen, vor Augen führen und als Teilnehmer erfahren, dass die Verfolgung dieses Ziels unvermeidlich mit Verletzungen einhergehen wird. Im Vergleich zu alltäglichen Situationen markiert dieses paradoxe Ziel, dass bei Erreichung Verletzungen entstehen - darin liegt eine Besonderheit der psychoanalytischen Situation. Da die psychoanalytisch geschulten Teilnehmer unwidersprochen der Umwertung der alltäglichen Regel, Verletzungen zu meiden, dahin, die Verletzungen als Ressource zu sehen, akzeptieren, wird ein Kontrast zur Nachfrage der psychoanalytisch nicht geschulten Übersetzerin deutlich. Dies zeigt, dass es eine besondere therapeutische Einstellung zu der Art und Weise gibt, *wie* in der therapeutischen Interaktion etwas besprochen wird.

Bei der Einführung in die psychoanalytischen Grundregel (Freud GW VIII) findet sich der Gedanke, wonach Alltags-Konversation eine Urszene für Therapie ist, in der man einer Regel folgt: kohärent bei Thema und Sache zu bleiben. Doch soll gerade diese, selbst unbewusst gewordene Regel, in der therapeutischen Konversation suspendiert werden:

„Ihre Erzählung soll sich doch in einem Punkte von einer **gewöhnlichen Konversation** unterscheiden. Während Sie sonst mit Recht versuchen, in Ihrer Darstellung den **Faden des Zusammenhangs festzuhalten**, und alle störenden Einfälle und Nebengedanken

abweisen, (...) sollen Sie hier **anders vorgehen**.“ (Freud GW VIII, S. 468, Hervorhebungen MMD)

Diese Grundregel in der psychoanalytischen Therapie markiert eine Abweichung von der kohärenten bzw. geordneten Darstellung in „gewöhnlicher Konversation“. Die Abweichung von erwarteten Konversationsregeln, wie „den Faden des Zusammenhangs festzuhalten“, veranlasst Atkinson (1982) davon auszugehen, dass das *Wie* von Äußerungen und die Sequenzialität institutioneller Interaktionen vorverteilt sind, weswegen auch bei therapeutischen Interaktionen von einer kommunikativen Asymmetrie zwischen den Teilnehmern gesprochen werden kann. Das „anders vorgehen“ kann man sich mit Freud so vorstellen:

„Sie werden versucht sein, sich zu sagen: Dies oder jenes gehört nicht hierher, oder es ist ganz unwichtig, oder es ist unsinnig, man braucht es darum nicht zu sagen: Geben Sie dieser Kritik niemals nach und sagen Sie es trotzdem (...) **Sagen Sie also alles**, was Ihnen durch den Sinn geht.“ (Freud GW VIV, S. 468, Hervorhebungen MMD)

Der Aufforderung für den Patienten, alles zu sagen, schließt sich eine komplementäre Einstellung des Therapeuten an. Das ist der Umgang mit Widerstand, der elementar für die therapeutische Arbeit ist (Vehviläinen, 2008). Das, wogegen sich der Widerstand richten kann, kann das Aussprechen von dem sein, wovon man denkt, es „gehört nicht hierher, oder es ist ganz unwichtig, oder es ist unsinnig“ und somit dasjenige, was in alltäglicher Konversation von der kohärenten Darstellung getilgt wird. Beides, die Grundregel für den Patienten und die therapeutische Einstellung, bilden zusammen genommen eine „Arbeitsgemeinschaft“, die auf Kohärenzbrüche hinarbeitet und diese erträglich halten muss. Deshalb ist der Common Ground, um sensible Selbstöffnungen vor der Gefahr des Abgewiesen-Werdens durch Andere zu schützen bzw. der Chance zur Vertiefung durch den Anderen zu ermöglichen, so wichtig. Die Nachfrage der Übersetzerin und die Antwort des Großgruppenleiters leitet einen Prozess ein, durch den (i) ein paradoxes Ziel („Reifung trotz Verletzungen“) formuliert wird, (ii) die Teilnehmer als geschulte Analytiker angesprochen werden und damit auf ein gemeinsam geteiltes Vorwissen rekurriert wird und (iii) minimale Regeln des Miteinander-Sprechens vorgeschlagen werden. Damit wurde eine Atmosphäre möglich, in der die Gruppe Vertrauen entwickeln konnte.

Landesspezifische Geschichten: Vorurteile von zwei Kerlen und der Blick auf Differenzen

Eine landesspezifische (ukrainisch, russisch, deutsch) Perspektive öffnet den Blick auf Erwartungen an die Handlungen des Anderen. In der Mikrosoziologie heißt das Konzept „Erwartungserwartungen“ (Deppermann, 2011; Luhmann, 1984): Vor dem Hintergrund eines gemeinsamen sozialen Rahmens (Trialog-Konferenz) gewähren erwartete Erwartungen den Gesprächsteilnehmern Einblicke in situative Intentionen, weil sie selbst Erwartungen haben und in reflexiver Einstellung wissen, dass auch der Andere ein intentionales Wesen mit Erwartungssteuerung ist. So können gemeinsame Anknüpfungspunkte entdeckt und entwickelt, und zugleich um diese Anknüpfungen gestritten werden. In Anlehnung an Bion (1990 [1962]) verortet Alder (2015, S. 326) das Spannungsfeld von *Vorurteilen* zwischen hilfreichen und schädlichen Zuschreibungen: „Einerseits wissen wir schon ganz viel von uns und den anderen, andererseits wissen wir nichts und so manches Falsche, oder Verzerrte, vielleicht sogar Bizarre“. Um sich also in einer sozialen Welt zu bewegen, sind handlungsleitende Orientierungen notwendig, wie bspw. die *Vorannahme*, dass der Andere - wie man selbst auch - Erwartungen davon hat, dass – und wie - es nach der Eröffnung eines Gesprächs weitergeht. Wie vor einem gemeinsamen Konzert, bei dem die Musiker ihre Instrumente stimmen, bevor sie gemeinsam musizieren können, stimmen wir uns auch auf Gespräche ein. Vorannahmen über die Vorannahmen des Anderen sind in gewissem Sinne unvermeidlich und zu einem gewissen Grade unsicher. Erwartungserwartungen bilden sich keineswegs auf Basis sicherer Erkenntnis, sondern sind ungeprüfte Zuschreibungen. In diesem Verständnis können bspw. negative und emotionsgeladene Vorurteile für soziale Interaktionen problematisch, ja sogar riskant werden. Vor-Urteile über den Anderen können zu einer sich selbsterfüllenden Prophezeiung werden, wenn bspw. erwartet wird, dass der Andere die eigene Herkunft geringschätzt, entwertet oder leugnet¹⁸. Vor dem Hintergrund der Kriegssituation könnte dieses Vorurteil bei der ersten Begegnung von Deutschen, Ukrainern und Russen existent gewesen sein – aber es zu früh anzusprechen, läuft Gefahr, dass die Thematisierung selbst bestritten würde.

Dazu einige Geschichten

In verschiedenen Geschichten entwerfen Erzähler ein Bild anderer Nationen - und diesen Geschichten mit ihren Entwicklungen bzw. Verwirrungen wollen wir nun unsere

¹⁸ vgl. ‚wir‘ und ‚die anderen‘ bei Janzen in diesem Buch.

Aufmerksamkeit schenken. Heinrich erzählt, dass er vor einigen Jahren Unterricht in Klassen mit Kindern aus unterschiedlichen Herkunftsländern gegeben hat, wobei er viele Vorurteile erwartet hatte. Also habe er eine Übung vor Beginn der Stunde gemacht und „Stille Post“ gespielt. Konkret ging es bei der spielerischen Übung darum, dass der Erste dem Zweiten, der wiederum dem Dritten usf. zwei Bilder beschreiben sollte, wobei nur der Erste die „Impulsbilder“ zu sehen bekam. So sei aus einem weißen Chinesen mit Gemüse in der Hand, und einem schwarzen Polizisten, der lachte, ein schwarzer Gemüsehändler, der einen weißen Polizisten bedroht, geworden. Mit der Hautfarbe hatten sich Erwartungen an bestimmte Handlungen verknüpft, nämlich bedrohte, rechtschaffene auf der einen und aggressive, verbrecherische auf der anderen Seite. Die Geschichte kann auch in Erwartung aufkommender Spannungen als „sensitizing concept“ (Blumer, 1954) des Erzählers verstanden werden, sodass eine Atmosphäre entsteht, die einer normativen Erwartungshaltung, es möge doch anständig und ohne unhinterfragte Vorurteile miteinander gesprochen werden, entspannend entgegenwirkt. So berichteten Teilnehmer anschließend, dass es bspw. in Russland genau umgekehrt sei, vom Polizisten gehe die (erwartete) Bedrohung aus. In den USA würden Russen mit „wie geht es eurem Präsidenten, Adolf Hitler?“, als Anspielung auf Putin und der (erwarteten Zuspitzung) seiner politischen Handlungen, begrüßt. Nicht zuletzt war dieser für negative Vorurteile sensibilisierte Raum für aggressive Zuschreibungen offen. Eine Teilnehmerin schließt mit einer Geschichte von zwei streitenden „Kerlen“ an, wobei sie sich immer wieder verspricht. Nie ist ganz klar, ob der rote oder der blaue Kerl dieses oder jenes getan hat, die Urheberschaft der Aggression blieb somit unklar. In der Geschichte (McKee & Inhauser, 2011 [1987]) geht es um zwei Kerle, die auf einer Insel mit einem Berg wohnen, der ein Loch hat, durch das beide miteinander kommunizieren. Sie beginnen zu streiten, bei wem es Tag oder Nacht werde und werfen Steine durch das Loch, bis der Berg abgetragen ist und sie feststellen, dass sie beide Recht haben. Beide Kerle sagen eigentlich das Gleiche, aber in unterschiedlichen Worten: Der Tag kommt und die Nacht geht. Der wichtige Moment der Bild-Geschichte liegt nicht im versöhnlichen Ende, sondern im Abtragen des Berges im Streiten. Um sich näher zu kommen, bedarf es nicht unbedingt „netter“ Worte, sondern einen Raum mit gemeinsam geteiltem Wissen, damit die Äußerung der Wahrnehmung von Differenzen überhaupt möglich wird. Die Geschichte eignet sich wunderbar, die diffusen Spannungen, die in den Vorurteilen erwartet werden, zu illustrieren – und damit besprechbar zu machen. Wir befinden uns, in Anlehnung an Freuds Diktum (Freud & Breuer GW I, S. 263), in einer Redekur *möglicher Differenzen*.

Zwischen Bogdan, einem Übersetzer, und einer Russin, Irina, werden Differenzen deutlich, als der Heilige St. Georg ins Spiel kommt, der als Märtyrer von christlichen Kirchen und Gläubigen verehrt wird. Irina erzählt von ihrem Großvater und dass dieser eine Sammlung von Stoff-Bändern des St. Georg besitze und sehr stolz darauf sei. Eben diese Bänder bzw. Gürtel seien auch Zeichen des stolzen Russen im Allgemeinen, woraufhin ein ukrainischer Teilnehmer, Yegor, sich angegriffen fühlt. Er sei dagegen, von Putin durch Dinge wie diese Sammlung von St. Georg-Gürteln bestraft zu werden, da St. Georg nicht nur ein russisches Symbol sei. Es scheint also eine Vorannahme bzw. ein Vorurteil von Yegor zu sein, dass Putin als russischer Präsident St. Georg für einen russischen Helden erklärt und Irina mit ihrer Erzählung darauf anspielt. Dies erinnert mich an die Annexion der ukrainischen Krim durch Russland, da auch dort etwas von Russland eingenommen wurde, das zuvor ukrainisches Territorium war. Diese Assoziation wird nicht Thema, wohl aber führt sich das aggressive Moment in der Differenz Ukraine-Russland weiter fort, als Irina berichtet, dass ihr Sohn und ihr Mann Iwan heißen und einige Teilnehmer zu lachen beginnen. Mir wird erst klar, warum, als Andriy, ein ukrainischer Teilnehmer, sagt, dass Iwan ein negativ konnotierter Name in der Ukraine für Russen ist. Es folgen noch weitere Vorurteile, wie bspw., dass das St. Georgsband in der Ukraine - im Kontrast zur Ernsthaftigkeit des russischen Stolzes - wegen seiner bunten Farbgebung, die der des Kartoffelkäfers ähnelt, auch als „Colorado beetle“, also Colorado-Käfer bzw. Colorado-Band, bezeichnet wird. So würden Putinanhänger zu Colorado-Fans und Ukrainer seien als „Ukropy“, also Dill-Köpfe, bekannt. Über die Herkunft der „Dill-Köpfe“ sind sich die russischen Teilnehmer uneins, teils wird es auf die ukrainische Küche, in der mit Dill gekocht werde, gemünzt, andere beziehen sich auf „dill“ als englischen Ausdruck für Idiot. Mir scheint, es ging um eine ambivalente, gemeinsame Ressource, wenn St. Georg als übersymbolisch bezeichnet wurde. Diese gemeinsame Bild-Ressource entfaltet je nach Perspektive eine andere Wirkung, aber trägt in beiden Fällen zu einer Wahrheitskonstruktion bei, die erst über den Austausch mit anderen als *Konstruktion* statt als naturgegeben sichtbar gemacht wird.

Der Gruppenleiter schlägt eine Klärung der symbolischen Bedeutung von St. Georg vor und verweist damit auf eine gemeinschaftlich herzustellende Wissensbasis (Common Ground). Implizit fordert die Herstellung einer Grundlage für eine geteilte Sicht das Aufgeben der eigenen Perspektive als ausschließlich. Dass ein Common Ground vorbereitet wird, dient in diesem Falle dazu, den Anderen in den Blick zu nehmen. Dies betrifft in dieser Situation die deutschen Teilnehmer, für die St. Georg kein geläufiges Bild sein könnte oder die eine andere Variante des St. Georg im Kopf haben, als bisher besprochen wurde.

Der Gruppenleiter verbinde den St. Georg mit dem Bild des Drachentöters Georg. Dazu assoziiert Karl, ein deutscher Teilnehmer, dass in Spanien St. Georg in Kirchen als Begleitung den Muselmann habe. In Italien bzw. Rom gebe es eine Kirche, da sei der Drache Martin Luther. In Anlehnung an Shakespeares Machtspiel von Richard III. bzw. in der Tradition der französischen Kontinuitätsbestrebungen ruft Julian: Der Drache sei tot, hoch lebe der Drache. Dieses Bild, das sowohl als Aufguss des immer selben (vgl. "ewige Wiederkehr des Gleichen" bei Freud GW VI, S. 21), aber auch von sichernder Kontinuität verstehbar ist, erhält mit dem roten Feuerteufel (Drache) etwas Bedrohliches. Es folgt ein Witz, dass Colorado und Dill etwas Anderes seien, Colorado-Käfer würden Kartoffeln kaputt machen. Im Zweiten Weltkrieg habe es viele Bezeichnungen für andere gegeben, bspw. seien Deutsche von Sowjets als Fritz bezeichnet worden; Faschist sei gleich Fritz gewesen.

Alexandra berichtet von der Hartnäckigkeit ihres Vorurteils: als in ihrem beruflichen Kontext ein deutscher Fitnesstrainer anreisen sollte, der Fritz geheißen habe, habe sich die Teilnehmerin davon lösen müssen, dass Fritz eine negative Bedeutung habe. Joachim inspiriert das Gesagte zu einem Witz: Drachentöten sei nur die halbe Miete, es gehe darum, sich von der Notwendigkeit zu befreien, den Drachen töten zu müssen. Das Georg-Symbol in Potsdam sehe so aus, dass der Drache noch lebe, aber Georg habe seinen Stab erhoben. Die Hoffnung sei, dass der Drache noch lebe, da sei so viel Kraft, die man noch brauchen könne. Hier lässt sich in der Gruppendynamik eine symbolische Parallele sehen zum Umgang mit Differenzen: Der Andere muss nicht getötet werden, seine Erwartungen können zu den eigenen in Beziehung gesetzt werden, statt im Täter-Opfer-Schema zu denken. Aus der Sozialpsychologie wissen wir, dass es für eine Gewalttat neben einem gewaltbereiten Täter, einem schwachen Opfer und zuschauenden Dritten ein viertes Moment, das Vermeiden des Blickkontakts, braucht¹⁹. Der ausbleibende Blick wird Thema, nachdem Christine einen Einfall zu Georg berichtet, der mit Drachen beschäftigt ist, während es eigentlich eine Frau sei, die den Drachen im Hintergrund im Zaum hält. Der Blick zwischen Georg und dem Drachen sei nicht vorhanden.

Karl assoziiert eine Geschichte, die ihm sein Vater erzählte. Als jener im Krieg um einen Felsen ging, traf er plötzlich auf einen Engländer. Der Vater habe nicht schießen können und seine Waffe abgegeben, weil er dem Anderen in die Augen gesehen habe.

¹⁹ vgl. „die vierte Position“ bei M-L. Alder, in diesem Buch.

Beim In-den-Blick-Nehmen wird die Gruppe an das erinnert, was bislang von der Gruppen-Wahrnehmung ausgelassen worden war, die Abwesenheit einiger zuvor angekündigter ukrainischer Kollegen. Da die Konferenz in Deutschland stattfindet, ist der Ort nicht für alle gleichermaßen leicht zu erreichen. In der Ukraine, wo die Konferenz zunächst hatte stattfinden sollen, herrschte mittlerweile Krieg. So war es für russische Staatsbürger recht einfach, ein Einreise-Visum zu erhalten, jedoch hätten die Ukrainer Probleme mit ihrem Visum, was mit deutscher Penibilität begründet wird. Ein Kollege sei nicht anwesend, weil er als Arzt ukrainischer Herkunft in Kriegszeiten für die Armee arbeiten muss. So wird das Vorurteil, dass Deutsche im Allgemeinen penibel seien, differenziert und dadurch dekonstruiert. Es sind nicht die Deutschen, die wegen bürokratischer Penibilität Ukrainer nicht einreisen ließen, sondern eine komplexe politische Situation schreibt sich in die persönlichen Erfahrungen der Teilnehmer ein. Die erlebte Ungerechtigkeit ist nun besprechbar.

Heinrich fügt diesem Erleben eine Anekdote von Museumsschildern in Deutschland an, die nicht auf Englisch seien, und somit vielen Fremden unverfügbar blieben. Auf diese Einlassung folgt ein Witz, dass Schilder in London immer noch auf Deutsch sind. Die Erfahrung von Ungerechtigkeit lässt die Teilnehmer weiter über ukrainische Sprache nachdenken, die noch nicht thematisiert worden war und gern gehört werden wolle (s. Einführungszitat von Oleksandra). Diese Neugierde, bezogen auf die Andersheit des Anderen, habe ich als sehr spannungslösend empfunden, weil hier eine Differenz zwischen gesprochenen Sprachen in der Sitzung und möglichen Herkunftssprachen der Teilnehmenden benannt wurde.

Als Vorbild dieser Neugierde diente der gesellige Abend, der am vorletzten Abend der Konferenz angesetzt war. Es wurde gemeinsam gesungen, getanzt, gelacht, gegessen und nicht zuletzt haben wir als Beobachtergruppe das erste Mal aktiv sprechend an einer Konferenzveranstaltung teilgenommen. Yelyzaveta, eine russische Teilnehmerin, hat beim geselligen Abend ein ukrainisches Volkslied angestimmt und damit große Resonanz im Publikum erzeugt²⁰. Sie spricht nun dem Wunsch der Gruppe entsprechend Ukrainisch. Der Übersetzer Bogdan bringt das Gesagte ins Deutsche, das Russische sei nicht nötig, da das Gesagte auch so für Russen verstehbar sei. Hier kommt das Thema der Sprachen wieder auf. Die Behauptung des Übersetzers, wonach alle russischen Teilnehmer ukrainisch verstehen, wird nicht offen formuliert, sondern als Fakt präsentiert. Da kein Widerspruch

²⁰ vgl. „Resonanz“ bei Dreyer in diesem Buch

erfolgt, können wir an dieser Stelle nur vermuten, ob es nicht auch anders sein könnte, dass nicht alle Russen ukrainisch verstehen. Wer definiert die Sprache?

Der Machtaspekt von Sprechen kommt hier ins Spiel: wer versteht wen? Wer formuliert wie nachvollziehbar für andere? Wer zeigt wem an, dass es Nichtverstandenes gibt? Deutsche Lieder werden erinnert und mit Erfahrung kontrastiert, dass es unüblich sei, diese zu singen und es ja nicht viele Lieder gäbe, die man in fröhlichen Gruppen singen könne. Die Olympiade wird assoziiert, weil auch Rivalität der Nationen, also welche am besten am geselligen Abend gesungen habe, eine Rolle spielte.

Es folgt ein Witz, wonach es wohl eher eine Para-Olympiade gewesen sei, also „behinderte“ Sänger. Es war wichtig, gemeinsam zu singen, aber auch als Versehrte miteinander zu kämpfen; beides verbindet der Witz und wirkt so dem kompetitiven Moment zwischen den verschiedenen Nationen entspannend entgegen. Zugleich könnten wir den Abend äquivalent der Para-Olympiade als einen mit „Einschränkungen“ verstehen, dass beispielsweise das gegenseitige Verstehen eingeschränkt war.

Um Verbindung, aber auch um Trennendes geht es, als die Gruppe sich der deutschen Teilungshistorie widmet. Vor dem Hintergrund der deutschen Wiedervereinigung und einer Konferenz zu „deutschem Vorbild“ von Geschichtsbewältigung, sei die ostdeutsche Geschichte als besondere innerhalb der gesamtdeutschen Entwicklung zu beschreiben. Eine Bemerkung zu Ostdeutschen folgt, die erstmal ihre Vergangenheit verarbeiten sollten. Es gibt auch eine besondere Differenzierung von Ost-West-Deutschen Themen und wiederum zwischen russisch-ukrainischen Themen. Doch diese Polarisierung lässt sich nicht aufrechterhalten, die historischen Berührungslinien werden nachgezeichnet: die Verbindung zu Bombenwürfen der Deutschen auf England, die Rache der Engländer, die zurückbomben. Das Bild findet Erweiterung auf Russland, Ukraine, Polen, die allesamt von den Deutschen bombardiert worden waren. Für Franziska, eine deutsche Teilnehmerin, ist das Bombardement eng verbunden mit dem Begriff des „Traumas“: Sie berichtet von einem Israelbesuch, als Holocaust-Gedenktag war, und wie sich die Zeit dehnte, als die Sirenen eine Minute erklangen. Da sei sie verbunden gewesen mit dem Leid der jüdischen Bevölkerung, das immer noch fortwähre. Nach Alder (2015, S. 257) „besteht die Gefahr der Wiederholung“, aber auch „das Potential durch die gemeinsame Konfrontation mit dem Schrecklichen in einem ausreichend sicheren Rahmen kreativ und beseelt Leben bewahrende und Leben fördernde Erfahrungen machen zu können.“ Die landesspezifischen Geschichten haben ein sprachliches Ventil eröffnet, um eigener Vorurteile gewahr zu

werden, einen Raum für aggressiven Spannungsausdruck zu finden und über Differenzen den Anderen neugierig in den Blick zu nehmen.

Im Folgenden verschiebt sich der Einfallswinkel des Prismas, sodass Familiengeschichten Thema werden, die eine andere Auflösung ermöglichen.

Familiengeschichten: Drei Brüder, die auszogen, um spielen zu lernen

Annemarie, eine deutsche Teilnehmerin, berichtet von ihrem Sohn, der mit Scheinwerfern ausgerüstet durch die Straßen gelaufen sei und die Häuser beleuchtet habe. Eigentlich sei dies ein Spiel gewesen. Dieses Spiel wurde von einer älteren Nachbarin jedoch als real behandelt. Es könnten Erinnerungen wachgerufen worden sein, die mit einer Zeit verbunden sind, in der es keinen Strom gab - nachdem Kriegsbomben jegliche Stromversorgung in Städten in ganz Europa zerstört hatten. Die einfallenden Lichtkegel aktivierten bei der älteren Bewohnerin möglicherweise solche Erinnerungen, die das kindliche Spiel als Wiederholung der früheren Bedrohung erleben ließen. Seit Freud wissen wir: „Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern – Wirklichkeit“ (Freud, GW VII, S. 213). Dies weckt bei anderen Teilnehmern Erinnerungen an das aktuelle Kriegsgeschehen am Schwarzen Meer.

Ulyana, eine ukrainische Teilnehmerin, berichtet von Soldaten im Kampf auf und um die Halbinsel Krim, die spätestens seit dem (international umstrittenen) Referendum von 2014 von Russland kontrolliert wird. Freiwillig meldeten sich Ukrainer jeden Alters, vor allem aber viele junge Männer, die ihr Land verteidigen wollen. Ulyana und andere berichten von Verwandten und Brüdern von Freunden, die verletzt im Krankenhaus liegen oder gar getötet wurden. Mehrere Teilnehmer ermutigen die Sprecherin zum Durchhalten - und andere formulieren den Vorwurf, jemand arbeite eben mit diesen Durchhalteparolen als Unterbrechender gegen Ulyana. Dass das „Böse gewachsen“ sei und „überall Krieg anfangen“, wird hinzugefügt. Neben der inhaltlichen Darstellung von bzw. der Auseinandersetzung mit Geschehnissen auf der Krim, wie bspw. den anfänglich friedlichen Demonstrationen auf dem Maidan und dessen gewaltsamen Verlauf, rückt auch eine formale Frage in den Blick: wie und was wollen wir hier besprechen? Karl wendet ein: In jeder russischen Familie sei in den Wirrungen des 20. Jahrhunderts durchschnittlich ein Mitglied von der deutschen Gewalt ermordet worden. Eine Frage wird gestellt: Wie soll, wie könnte man umgehen mit der Trauer darüber?

Lew berichtet von seinem russischen Vater, der im Zweiten Weltkrieg einen Deutschen gefangen nehmen musste. Die Verhältnisse von Täter und Opfer wurden durch diese

Geschichte verkehrt. Und dies in doppelter Hinsicht: Wo eine Rache-Geschichte des Russen für die Gräueltaten der deutschen Soldaten erwartbar gewesen wäre, wird nicht nur das Verhältnis von Täter und Opfer, sondern auch das der Prämisse der Ermordung des Feindes im Krieg „homo homini lupus“ in ihr Gegenteil verkehrt: Nämlich, dass nicht der Mensch von Natur aus böse ist, sondern, dass es Situationen gibt, bspw. wenn der Eine dem Anderen fremd ist, in denen Menschen feindlich handeln²¹. Über anteilnehmenden Kontakt bzw. das Verwerfen von Opfer-Täter-Denken können die bestehenden Feind- in Freund-Verhältnisse umgekehrt werden.

Lew erzählt von dem deutschen Gefangenen, dass dieser überraschenderweise russisch sprach und dass der russische Vater zum Deutschen kam und Wodka mit ihm trank. Die Suche nach geteilter Erfahrung begründet die zugewandte Beziehung der beiden und von diesem Common Ground aus lässt sich der Andere als Mensch mit eigenen Motiven verstehen. Der Russe fragte im Laufe des Gesprächs den Deutschen, wie es denn sein könne, dass er trotz der russischen Sprache auf der falschen Seite kämpfe? Der Deutsche antwortete, er bekämpfe nicht die Russen, sondern Stalin. Solche Begegnungen können nach Deserno (2006) zugleich eine lösende und bezogene Funktion einnehmen: „Symbolisierung [...] [ist] beziehungsabhängig und sie ist umgekehrt Grundbedingung für Bezogenheit“ (ebd., S. 358). In Beziehungen können interaktive Muster verinnerlicht werden, indem sie symbolhaft durchgearbeitet werden. Im Durcharbeiten sind Symbolisierungen auch Ausdruck von Bezogenheit, da gemeinsam eine Verkehrung und damit eine Integration widersprüchlicher Verhältnisse nachvollzogen werden kann, ein gemeinsames Austausch-Spiel erhält besondere Bedeutung. Aus dem „deutschen Feind“ wird ein Deutscher, der russisch spricht und, statt gegen alle Russen, gegen Stalin kämpft. Wir können aus dieser Szene lernen, eine doppelte Perspektive einzunehmen: Eine Sache kann sie selbst und zugleich etwas anderes bedeuten. Diese Idee kennen wir auch aus der Mentalisierungstheorie: im „Als-ob-Modus“ wird die „Sache“ bzw. ihre gewohnte Deutung durch Andere aufgehoben (so tun, als ob man nicht Gefangener und Wärter sei) und im

²¹ Hobbes (1794 [1651]) hat in seinem Leviathan die Worte „homo homini lupus“ verwendet, um dies als „der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“ zu übersetzen. Damit nimmt er Bezug auf Plautus, der jedoch etwas ganz Anderes geschrieben hat, nämlich „Lupus est homo homini, non homo, quom qualis sit non novit“, also „ein Wolf ist der Mensch dem Menschen, kein Mensch, wenn man nicht weiß, welcher Art dieser ist“ – damit verbindet Plautus das „Böse bzw. Wölfische“ mit dem Anderen. Insofern lässt sich die Frage weg vom bösen Wesen des Menschen (bei Hobbes) hin zum aktuellen Verhältnis des Einen zum Anderen (bei Plautus) wenden. Damit wird aus derselben Handlung - wie dem Geldverleiher, der dem Fremden die Auszahlung verweigert, statt einer insgesamt bösen Haltung - ein Teilverhalten aus dem sozialen Verhältnis der beiden heraus. Die anthropologische Lesart des Hobbes-Zitat lässt sich auf diesem Hintergrund nicht mehr halten.

Modus „psychischer Äquivalenz“ wird die Vorstellung mit der „Sache“ gleichgesetzt. Im „reflektierenden Modus“ kann idealerweise mit den Vorstellungen über den beobachtbaren Anderen gespielt werden, sodass aus dem „Hass des deutschen Feindes gegen Russland“ der „Hass auf Stalin“ werden kann.

Wenn Lew darauf verweist, dass dies eine der wenigen Geschichten sei, die vom Vater über den Zweiten Weltkrieg erzählt worden waren, verweist dies aber noch auf einen anderen Aspekt, den des (Ver-)Schweigens. In ihrem Buch „Und Du bist nicht zurückgekommen“ erinnert sich Loricand-Ivens (2015) klar an ihr Leben nach dem Konzentrationslager Birkenau - und dass die Welt nichts von dem hatte hören wollen, was sie dort erfahren hat - stattdessen hatte sie schweigen sollen. Sie beschreibt entschieden, welche Dringlichkeit im Erzählen dieser Erfahrungen steckt; dass das Schweigen in ihrer Umgebung manchen gar das Leben gekostet hat. Es geht also über die kathartische Idee hinaus, dass Erzählen „reinigt“: Sprechen ist lebensnotwendig. Dies können heutige Generationen anders machen. Sie können sich austauschen oder sich als Zuhörer von Geschichten an Orten wie diesem Dialog beteiligen. Oder: Die russische Sprache, die ein deutscher Teilnehmer auf dieser Konferenz vernehme, habe ihn veranlasst, seiner Tochter in mehreren Sprachen zum Geburtstag zu gratulieren. Im Kontrast zu dem, was Eltern nicht erzählen, bearbeitet er wiederum das vorige Verhältnis, indem er es scherzhaft verkehrt: Man könne sagen, seine Tochter war die, die ihm Schmerz zugeführt hat, als er anmerkt, dass dies dieselbe Tochter sei, derentwegen er damals nicht zu einem Beatles-Konzert hatte gehen können, worauf die Gruppe in Gelächter verfällt.

Die Geschichten sind verstehbar als Teilnehmer-Antworten auf Gruppen-Fragen, die nicht unmittelbar und explizit gestellt werden konnten. Wenn es um die Frage nach Trauerverarbeitung geht²², so hat die Gruppe im Erzählen von belastenden Erfahrungen eine Strategie gefunden, Verhältnisse in Annäherung zueinander als vertrauensvolle Zuhörer interaktiv zu bearbeiten und damit neu zu „sichten“.

Persönliche Geschichten: Spielerische Herstellung von Common Ground

Zu einem Vogel, der draußen hörbar singt, werden Vögel assoziiert, die nachts noch einsam singen. Das erinnere an einen Verlierer, der noch keine Frau gefunden habe, was das sexuelle Moment des Wortes „Vögeln“ impliziert. Während des Redebeitrages schließt Franz das Fenster.

²² vgl. „Trauer der Anderen“ bei Stricker in diesem Buch

Es folgt ein Witz über die Nachtigall, die wieder singe und einsam sei. Andriy klagt, er sei der einzige in seiner Kleingruppe mit ukrainischen Wurzeln. Er erhält Zustimmung, als auch Nadja mitteilt, sie fühle sich allein, aber auch als Mitglied der „Klasse der Nachtigallen“. Das einsame Singen löst nicht den Handlungsdruck der Gruppe auf, sondern verweist auf eine vereinzelt Spannung. Erst das Besprechen von (Phantasien über die) vereinzelt Spannungen in der Gruppe trägt dem Handlungsdruck der Gruppe Rechnung, insofern, als auch Nicht-Sprechen wahrnehmbar für andere ist, von denen erwartbar ist, dass sie das Nicht-Sprechen ansprechen bzw. dass es erwartbar ist, das Nicht-Sprechen selbst zu thematisieren. Durch das Mitteilen von Bedürfnissen Einzelner, kann Bedürfnisexplikation und Arbeit am pragmatischen Gruppenziel, Konflikte zu besprechen, verbunden werden.

Eine Möglichkeit, Bedürfnisse zu explizieren, um vereinzelt Spannungen abzuführen, stellt der gesellige Abend dar. Rolf, der am geselligen Abend und dem gemeinsamen Singen nicht dabei sein konnte, wird willkommen geheißen und es wird Freude darüber ausgedrückt, dass er wieder da sei. Die Teilnehmer erinnern sich, dass die Lieder der anderen Familienmitglieder (bzw. Nationen) ähnlich den eigenen seien und man versucht habe, in die bekannten Lieder miteinzustimmen. Dabei höre ich nicht nur Freude über das gemeinsame Singen - wie der neu Hinzugestoßene, der nicht teilgenommen hatte, dies wohl hört? Auch ich konnte leider an diesem Abend nicht dabei sein und fühle mich ihm daher verbunden. Wie in dem Abschnitt zu landesspezifischen Geschichten, in dem es um ein ukrainisches Lied ging, dessen Text nicht ins Russische übersetzt wurde, kommt es im gleichzeitigen Singen (mit unterschiedlichen Sprachen statt ausschließlich gemeinsam gesummter Melodie) und dem Umgang mit Rolf, zur Verhandlung von Macht innerhalb der Gruppe. Zunächst spricht Jürgen: Man könne nicht über Heimat sprechen, und erwarten, dass dies jeder verstehe, wenn es so viele unterschiedliche Heimatorte gebe. Dies sei wie bei Erwachsenen, die sich immer schuldig machen müssten. Jürgens Äußerung verstehe ich so, dass die Teilnehmer in der Gruppe sich schuldig machen, wenn sie seine Einzelinteressen der Gruppe aufdrängen²³. Damit weist er auf die Möglichkeit hin, in einem gemeinsamen Raum der Gruppe auch Teilnehmermeinungen zu akzeptieren, die von dem Gros der Gruppe abweichen.

Die Wortmeldung bleibt zunächst unkommentiert, die Gruppe vertieft den Schuldgedanken nicht und es geht vom gemeinsamen Singen über sich näherkommen, dazu über, den Tanz

²³ vgl. „Schuld und Selbstausslegung“ bei Kind in diesem Buch

nicht wagen zu wollen. Erst als Rolf sagen kann, dass er froh ist, dass er die Lieder nicht habe mitsingen müssen, wird die zeitlich vorausgehende kontrastive Äußerung zu einer Markierung eines tatsächlichen Bruchs und dessen Reparatur. Rolf kann nun sagen, dass er froh ist, nicht Teil der Gruppe gewesen sein zu müssen. Diese Äußerung kommentiert also die für alle sichtbare Abwesenheit. Zugleich ist sie potentiell schwierig, denn sie löst den Sprecher kommunikativ als Einzelnen von der Gruppe. Mit einer ähnlichen Geschichte wird versucht, auf die aktuelle thematisierte Abwesenheit einzugehen: Die Phantasie wird geäußert, dass Nazar, der in der Ukraine geblieben ist, darüber enttäuscht sei, nicht an der Konferenz teilgenommen zu haben, was von anderen aber verneint wird. Wie geht die Gruppe mit dem Rückzug von Teilnehmern um? Es zeichnet sich eine gemeinsame Herstellung von sozialer Ordnung ab, wenn verhandelt wird, wie offen „die Gruppe“ für Abweichungen ist. Artjom, ein russischer Teilnehmer, sagt in Anlehnung an den Actionfilm „Terminator“ mit Arnold Schwarzenegger: „*He will be back*, er sei ein guter Soldat.“ Die Sprache des Kampfes, das Leben als Schlachtfeld evoziert Verbundenheit, den anderen als Kameraden zu sehen, aber auch Bilder vom Sterben bzw. Töten. Damit bezieht sich Artjom auf Nazar als erwartetes, aber tatsächlich abwesendes Gruppenmitglied - vielleicht mit der Hoffnung, dass er bei der nächsten Konferenz kommen werde. Gudrun stellt die Frage, ob man sich vertrauen könne, wenn es drauf ankomme, und wie es weitergehe.

Von Vertrauen erzählt Jürgen, der über einen Bericht zu Putin diesem innerlich nähergekommen sei. Darin beschrieb Putin seinen Vater, der auf der Flucht vor deutschen Soldaten war und, nur mit einem Strohalm im Sumpf versenkt, hatte Luft holen können. Da sei ihm Putin ganz nah gewesen. Die Relativierung der eigenen Beziehung zu Putin sei erfolgt, als dieselbe Zeitung, die die Vatergeschichte publiziert hatte, klagte, Putin verbreite Lügen über seine Mutter. Die Gruppe assoziiert dazu die schön singenden „Sirenen“, die einen verlocken, etwas zu glauben, was nicht wahr sei.

Aus der griechischen Mythologie kennen wir die Sirenen als Mischwesen aus Frau und Vogel bzw. Fisch, die vorbeikommende Seefahrer mit ihrem Gesang betören. Wie mit den Tod bringenden Sirenen umzugehen ist, wissen wir durch die Irr-Fahrt des Odysseus, der seiner Mannschaft befahl, sich die Ohren mit Wachs zu verschließen und ihn selbst offenen Ohres an den Mast zu binden. Er wies seine Kameraden an, ihn unter keinen Umständen loszubinden, bevor sie die Insel der Sirenen umschiffen hätten und so überlebte er den Sirenen-Gesang. Putin verkörpert in der Verbindung aus Erzählung und Assoziation der Gruppe die Sirene selbst, dem der Teilnehmer nah sein wollte. So wie die Sirenen die Seefahrer verlocken, hat die Vatererzählung Putins begeistert. Gleich dem griechischen

Helden hatte Jürgen die verführerische Seite vernommen und überlebt. Die griechischen Sirenen assoziiert Karl mit Sirenen aus dem Zweiten Weltkrieg, die so laut waren, dass das Arbeiten nicht möglich war. Die symbolischen Sirenen werden zu ganz konkret erinnerten Kriegssirenen. Damit wird eine Rückbindung zum Hier-und-Jetzt geschaffen.

Die kurze Erzählung hebt die Interaktion in den Vordergrund: was in der Erzählung von Annemarie, in der das kindliche Spiel Kriegserinnerungen weckte und von der Nachbarin zu unterbinden versucht worden war, erhält über die Sirenen einen symbolhaften Ausdruck, der beides sein kann: Kriegserinnerung und Verlockung. Die Lautstärke der Kriegssirenen erinnert Julia, eine deutsche Teilnehmerin, an einen anderen Umgang mit der Verlockung der griechischen Sirenen, also die des Orpheus, der, als er die Sirenen von Weitem hörte, seine Lyra nahm und lauter sang. Ihm wurde nicht von einer Göttin geholfen, als eine imaginierte *externale* Gewalt, sondern von seiner Mutter, der Muse Kalliope, wodurch er *selbst* Ressourcen für die Interaktion verfügbar hatte.

Ein Teilnehmer wirft ein, dass der Gruppenleiter diese Konferenz als „Strippenzieher“ ermöglicht habe. Erst später greift der Gruppenleiter das Bild des „Strippenziehers“ auf und benennt die Aggression darin. Aber er betont auch, dass der „Strippenzieher“ etwas verbinde, was als getrennt wahrgenommen werde²⁴. Man könne sich über den Abstand nähern. Eva, eine englischsprachige Teilnehmerin, meldet sich zu Wort, es falle ihr schwer, zu schweigen, aber die sprachliche Barriere sei groß. Es sei ungewohnt für sie, mit ihrer Sprache nicht unmittelbar „andocken“ zu können, da hier in der Großgruppe ukrainisch, russisch oder deutsch gesprochen werde. Die englische Nation bilde sich etwas ein auf ihre vermeintlich weltumspannende Sprache. Der Gruppenleiter spricht davon, dass Größenphantasien wichtig seien, wonach jeweils die eigene Sprache die Weltsprache sein könnte. Zugleich sei die Vielfalt der Sprachen hilfreich für das Sich-Verstehen, wie bei trilingualen Erziehungskonzepten deutlich werde. Damit zeigt der Gruppenleiter auf, dass die persönlichen Vorstellungen der Teilnehmer nicht zwangsweise zur Deckung mit der Gruppe kommen müssen. In der Anerkennung der Differenz eigener von anderen Teilnehmer-Vorstellungen und von dem was vermeintlich „wirklich“ ist, liegt eine Möglichkeit, wonach sich Teilnehmer nicht völlig zurückziehen oder nur Eigenes gelten lassen.

²⁴ vgl. Aggression als verbindendes Element bei Mahlstedt in diesem Buch

Schluss

Über drei Perspektiven haben wir diejenigen Regeln herausgestellt, die die Gruppe als Großgruppe konstituieren. Dabei hat der gesprächsanalytische Scheinwerfer etwas Licht in bekannte analytische Konzepte gebracht:

- dass, wie bei der „Strippenzieher“-Situation deutlich wurde (s. Kapitel persönliche Geschichten), Abstinenz als bewusstes Nicht-Sprechen bei Erregung (Greenson, 1993 [1982]) bzw. im Sinne einer beobachtbaren, konkreten konversationellen Regel verstehbar ist;
- dass Gruppenleiter die Teilnehmer interpretieren dürfen und ihre Autorität zustimmungspflichtig ist;
- dass Deutungen therapeutenseitige Bearbeitungen sind, die hörerseitig ausgearbeitet werden müssen, um interaktionale Wirkung zu entfalten, wie es am Eröffnungszitat von Oleksandra illustriert wurde;
- dass sich die Regelabweichung „Assoziation“ statt „geordnete Darstellung“ auf der Trialog-Konferenz immer wieder eingestellt hat, wie am Beispiel der Sirenen dargestellt wurde (s. Kapitel landesspezifische und persönliche Geschichten);

Aus diesen impliziten Regeln der Großgruppe lassen sich Gesprächsrhythmen ableiten, die die Teilnehmer *in vivo* durch Selbstdarstellung und wechselseitige Auslegung herstellen. Dabei vertrauen die Teilnehmer darauf, dass der jeweils Andere an dieser gemeinsamen Herstellung teilnimmt, wobei die Gruppenleitung die unterschiedlichen Gruppenprozesse des Schweigens und Sprechens integriert.

Wir müssen uns in einem anfänglich noch ungesicherten Gesprächsrhythmus darauf ausrichten, dass der Andere versteht, was mit den eigenen Worten gemeint ist. In sozialen Interaktionen sind Gesprächsteilnehmer beständig bemüht, das eigene Gesicht, sowie das des Anderen zu wahren und setzen dafür subtile Mechanismen ein, die Goffman (1967 [1955]) als „face-work“ bezeichnet. Gesichtswahrung ist es, worauf wir uns - zunächst in vertrauensvoller, aber auch riskanter Erwartung - in Konversationen einlassen. Erst wenn wir es schaffen, eine vertrauensvolle Balance gemeinsam herzustellen und aufrecht zu erhalten, können wir spielerische Mechanismen entfalten, die Peräkylä (2015) aus einer soziologischen Perspektive „playfulness“ nennt.

Diese spielerische Herstellung gemeinschaftlich geteilten Wissens bildet den formalen Rahmen der Geschichten der Trialog-Konferenz und findet seinen bildhaften Ausdruck in

„Balance“²⁵, einem animierten Kurzfilm von Wolfgang Lauenstein von 1989. Die Filmfiguren sehen sich einem „Handlungsdruck“ gegenüber, dass sie in einem miteinander verflochtenen System allein durch ihre Physis „Gewicht“ - und somit Bedeutung - erhalten und der Wunsch zu sprechen bzw. teilzuhaben, nur in Verhandlung mit der Gruppe und ihren Interaktanden vollzogen werden kann. Das Risiko in der Gruppe ist die stets zu verhandelnde Wahlmöglichkeit, als Teilnehmer aus ihr herauszutreten. Das selbstbestimmte Moment des Heraustretens als Umgang mit dem Handlungsdruck der Gruppe kann sich (i) im „Flucht“-Modus von gedanklichen Tagesphantasien, über das körperliche Austreten, hin zu dem teilweisen oder gänzlichen Abbruch oder im (ii) „Kampf“-Modus mit Gruppenteilnehmern bzw. Gruppenleitern darstellen. Beim Kampf mit dem Gruppenleiter stellt sich die Frage: können Teilnehmende von der Gruppe ausgeschlossen werden, wenn sie bspw. dem Ziel der Gruppe nicht nachkommen? Bion (2001 [1961]) ordnet den Kampf- und Flucht-Modus in die Grundannahmegruppe ein, die man auch *Grundbedürfnisgruppe*²⁶ nennen könnte, und stellt diese der Arbeitsgruppe gegenüber. In diesem Verständnis, dass es Arbeitsgruppe und Grundbedürfnisgruppe braucht, um die Gruppeninteraktion analysieren zu können, treten sekundärprozesshafter Pragmatismus und primärprozesshafte Emotionalität unter der Gruppenleitung als Hüter der Arbeitsgruppe in eine Wechselwirkung. Der Kurzfilm überzeichnet einen nicht selbstbestimmten Ausschluss und damit den „Sieg“ der Grundbedürfnisgruppe, die konsequenterweise eine Gestalt bzw. im metaphorischen Verständnis ein Bedürfnis übriglassen kann: Zum Ende des Kurzfilms gehen die Filmfiguren ihrem persönlichen Interesse nach, Unruhe und Disbalance entstehen, was dazu führt, dass die Filmfiguren in die leere Tiefe rutschen und am Schluss eine Gestalt übrigbleibt, die mit der zuvor geangelten Schatztruhe eine Balance herstellt. Sie auf der einen, die Kiste auf der anderen Seite. Hier wird das Soziale als dritter Pol deutlich (Buchholz, 2014). Ohne das ausgleichende Gewicht der Anderen, befindet sie sich in einer „verflixten“ Situation: Geht sie auf die Truhe zu, neigt sich die Plattform und zumindest die Truhe rutscht hinab, bleibt

²⁵ In diesem Film stehen einige Gestalten auf einer Plattform, die im leeren Raum wie auf einem unsichtbaren Punkt in ihrer Mitte zu balancieren ist, um den sie sich, je nach Gewichtung, bewegt. Die Plattform neigt sich also immer dorthin, wo die größte Belastung herrscht. Als eine der Gestalten einen schweren Gegenstand angelt, eilen die anderen in die entgegengesetzte Ecke, sodass die Plattform im Gleichgewicht bleibt. Dieser schwere Gegenstand stellt sich als Truhe heraus, die Musik abspielt. Die Gestalten finden eine Möglichkeit, ihr Interesse an der Truhe mit den anderen abzustimmen: Indem der eine von der Truhe weg- und der andere auf die Truhe zugeht.

²⁶ Bei Yesilyurt (2014) wird dieser Begriff - im Kontext der Grundbedürfnisse nach Maslow (1943) hierarchisierend - genutzt, wobei ich auf den regressiven Charakter des Bedürfnisses aufmerksam machen möchte und nicht auf Grundbedürfnisse *per se*.

sie jedoch der Truhe gegenüber, ist sie in einer unbeweglich stabilen Position, ohne den Schatz je zu erreichen. Die Herausforderung liegt darin, dass die Gruppe nicht in ihre einzelnen Individuen zerfällt, sondern dass sich die Teilnehmer über ihre Bedürfnisse austauschen.

Drei Erzählperspektiven auf die Trialog-Konferenz haben hoffentlich etwas dazu beigetragen, dass das kleine Wunder der wechselseitigen Interpretation in seiner Herstellung deutlicher wurde: Nicht als mystisches Wunder, sondern als eines, das durch wechselseitige Kooperationsbemühungen getragen wird, wobei diese Prozesse keine Selbstläufer sind, sondern vielfacher wechselseitiger Abstimmungsprozesse bedürfen. Wir bilden Konstruktionen im Übergang, da wir nicht Herr im eigenen Hause sind (Freud GW XII), und dennoch das Kunststück wagen, die Interaktion als eine sinnvoll und erwartbar produzierte anzunehmen. Die soziale Welt als eine gemeinschaftlich hergestellte vorauszusetzen, heißt, sich vom Zwang zur Wiederholung im eigenen Handeln (Freud GW VIII) hin zu den Nöten gemeinschaftlichen Verhandeln (von eigenen Erwartungen bzw. Verpflichtungen) zu bewegen und damit beweglich zu halten.

Literaturverzeichnis

- Alder, S. (2015). Begegnungen-ein psychohistorischer Trialog als ukrainisch-russisch-deutsche Verständigung vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Geschichte vom 28. bis 31.05. 2015 in Potsdam. Bericht von der ersten internationalen russisch-ukrainisch-deutschen gruppenanalytischen Konferenz. *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik*, 51(4), 325–329.
- Atkinson, J. M. (1982). Understanding formality. The categorization and production of 'formal' interaction. *British Journal of Sociology*, 33, 86–117.
- Bion, W. R. (1990 [1962]). *Lernen durch Erfahrung. Mit einem Vorwort von Erika Krejci*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bion, W. R. (2001 [1961]). *Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften* (3. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Blumer, H. (1954). What is wrong with social theory? *American sociological review*, 19(1), 3–10.

- Buchholz, M. B. (2014). Hermeneutik oder Szientismus? Unterwegs zu einer triadischen Epistemologie. *Forum Psychoanal*, 30(3), 257-274.
- Buchholz, M. B. (2016). Conversational Errors and Common Ground Activities in Psychotherapy. Insights from Conversation Analysis. *International Journal of Psychological Studies*, 8(3), 134–154.
- Clark, H. H. (1996). *Using language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Deppermann, A. (2011). The study of formulations as a key to an interactional semantics. *Human studies*, 34(2), 115–128.
- Deserno, H. (2006). Die gegenwärtige Bedeutung von Symboltheorien für die psychoanalytische Praxis und Forschung. In H. Böker (Hrsg.), *Psychoanalyse und Psychiatrie* (S. 345–358). Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag
- Ehlich, K. (1979). Formen und Funktionen von 'HM'. Eine phonologisch-pragmatische Analyse. In H. Weydt (Hrsg.), *Die Partikeln der deutschen Sprache* (S. 503–517). Berlin: de Gruyter.
- Freud, S. (1908). Der Dichter und das Phantasieren. GW VII, 213–223.
- Freud, S. (1912). Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. GW VIII, 376–387.
- Freud, S. (1913). Zur Einleitung der Behandlung. GW VIII, 453-478
- Freud, S. (1916). Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. GW XII, 3–12.
- Freud, S. (1920). Jenseits des Lustprinzips. GW VIII, 1–69.
- Freud, S. & Breuer, J. (1895). Studien über Hysterie. GW I, 75–312.
- Garfinkel, H. (Hrsg.). (1967). *Studies in ethnomethodology* (1. Aufl.). Englewood Cliffs/NJ: Prentice Hall.
- Garfinkel, H. (2002). *Ethnomethodology's program. Working out Durkheim's aphorism*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers.
- Glaser, B. G. (1978). *Theoretical sensitivity. Advances in the methodology of grounded theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (2009 [1967]). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research* (4. Aufl.). London: Aldine Transaction.
- Goffman, E. (1967 [1955]). On face-work. An analysis of ritual elements in social interaction. In E. Goffman (Hrsg.), *Interaction ritual. Essays in face-to-face behavior* (S. 5–45). Garden City, N.Y.: Doubleday.
- Greenson, R. R. (1993 [1982]). *Psychoanalytische Erkundungen. Übers. v. H. Weller* (2. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.

- Hobbes, T. (1794 [1651]). *Leviathan oder der kirchliche und bürgerliche Staat*. Halle: Hendel.
- Jefferson, G. (2017 [2004]). Glossary of transcript symbols with an introduction. In D. Tafazoli & M. Romero (Hrsg.), *Pragmatics & Beyond New Series. Multiculturalism and technology-enhanced language learning* (Band 125, S. 13–31). Hershey PA: Information Science Reference.
- Koerfer, A. (2013 [1994]). *Institutionelle Kommunikation. zur Methodologie und Empirie der Handlungsanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Levinas, E. (2007). *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Freiburg/München: Karl Alber.
- Loridan-Ivens, M. (2015). *Und du bist nicht zurückgekommen*. Berlin: Insel Verlag.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Suhrkamp, Frankfurt.
- Maslow, A. H. (1943). A theory of human motivation. *Psychological review*, 50(4), 370.
- McKee, D. & Inhauser, R. (2011 [1987]). *Du hast angefangen! Nein, du!*. Mannheim: Sauerländer.
- Peräkylä, A. (2010). Shifting the perspective after the patient's response to an interpretation. *The International Journal of Psychoanalysis*, 91(6), 1363–1384.
- Peräkylä, A. (2015). From Narcissism to Face Work. Two Views on the Self in Social Interaction. *American journal of sociology*, 121(2), 445–474.
- Plautus, T. M. *Asinaria. Vers 495*.
- Sacks, H. (1992). *Lectures on conversation. Volumes I and II*. Oxford: Blackwells.
- Schegloff, E. A. (1996). Issues of Relevance for Discourse Analysis: Contingency in Action, Interaction and Co-Participant Context. In E. H. Hovy & D. R. Scott (Hrsg.), *NATO ASI Series, Series F: Vol. 151. Computational and Conversational Discourse. Burning Issues - An Interdisciplinary Account* (Band 151, S. 3–35). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Vehviläinen, S. (2008). Identifying and managing resistance in psychoanalytic interaction. In A. Peräkylä (Hrsg.), *Conversation analysis and psychotherapy* (S. 120–138). Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Voutilainen, L., & Peräkylä, A. (2017). Therapeutic conversation. In D. Tafazoli & M. Romero (Eds.), *Pragmatics & Beyond New Series. Multiculturalism and technology-enhanced language learning*. Hershey PA: Information Science Reference.

Yesilyurt, M. (2014). *Die wissenschaftliche Interpretation von Göbeklitepe. Die Theorie und das Forschungsprogramm*. Münster: LIT Verlag Münster.

Resonanz im Dialog

Florian Dreyer

Ein kleiner Überblick zum Beginn der Konferenz

Bevor alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Konferenz eintreffen, im Hotel einchecken und sich für die Konferenz melden, findet eine Gruppensitzung aller Gruppenleiter, Dolmetscher und IPU-Beobachter statt. Dieses erste Treffen sollte als gemeinsame Einführung und erstes Kennenlernen dienen. Neben der gegenseitigen Vorstellung soll geklärt werden, welche Erwartungen und Wünsche die Gruppenleiter an die Beobachter haben und umgekehrt, welche Ideen und Fragen vonseiten der Beobachter an die Gruppenleiter bestehen. Das erste Aufeinandertreffen dieser Gruppen scheint von Interesse, aber auch Misstrauen geprägt zu sein.

Die Sitzung findet in einem Stuhlkreis statt, der zu Beginn zu wenig Stühle bereithält, um alle aufzunehmen. Die Gruppe entscheidet sich dazu, die Grenzen des Kreises zu erweitern, wodurch die Form in die Länge gezogen wird und im Anschluss einem Ei ähnelt. Der Staffsupervisor wirft nach langem Schweigen die Äußerung in den Raum: „Jetzt brauchen wir nur noch einen Diktator“, was vom Dolmetscher mit missmutiger Miene übersetzt wird²⁷. Aus der Gruppe gibt es keine weitere Reaktion auf diese Äußerung. Der Staffsupervisor versucht auch im weiteren Verlauf dieser ersten Sitzung, Reminiszenzen an das dritte Reich zu wecken, indem er sagt: „Vieles/Alles was zu sehen ist, hat etwas mit vergangenen („toten“) Generationen zu tun.“ Auch diese zweite Einlassung führt zu keiner Reaktion der Gruppenteilnehmer. Vielleicht hat der Staffsupervisor den richtigen Ton zu Beginn der Veranstaltung nicht getroffen, in jedem Fall jedoch kein Widerhall in den anderen ausgelöst.

Ich möchte kurz die Sitzaufteilung innerhalb des Stuhlkreises beschreiben. Die Gruppenleiter verteilen sich relativ gleichmäßig im Raum, die zwei Hauptredner bilden dabei eine Längsachse. Die Beobachter verteilen sich in vier Häufungen, wobei zwei der Gruppen sich gegenüber der Teilgruppe befinden, die den begleitenden Professor und die planende wissenschaftliche Mitarbeiterin beinhaltet. Nachdem das Gespräch nach einer ersten Vorstellungsrunde schließlich ins Rollen kommt, bitten die Gruppenleiter, dass die

²⁷ Zu dieser Äußerung mehr im Beitrag von Michael B. Buchholz in diesem Buch.

Beobachtungen gemeinsam ausgewertet und an die Gruppen rückgemeldet werden. Von den Rückmeldungen erhoffen sie zu erfahren, ob die Beobachter etwas sehen, was ihnen verborgen bleibt. Es werden Bedenken darüber geäußert, dass die Beobachterposition anstrengend werden könnte, weil wir nicht aktiv am Gruppengeschehen teilnahmen. An dieser Erfahrung könne man auch Schaden nehmen. Gleichzeitig wird aber auch überlegt, dass die die Erfahrung während der Konferenz eine heilsame sei. Man scheint sich nicht sicher darüber, welchen Lauf die Konferenz nehmen wird; die Anspannung ist groß. Es wird diskutiert, wie wir Beobachter (zwei in jeder Kleingruppe und vier in der Großgruppe) das Setting beeinflussen und wann wir etwas sagen könnten. Würde es passen, dass wir am Ende jeder Gruppensitzung etwas sagen oder doch besser nur am Ende der Konferenz im Fishbowl-Setting? Man einigt sich auf das Ende. Durch die Aussagen der Leiter fühlen wir uns als Beobachter abgesichert und zugleich etwas erschreckt. Eine Rückmeldung über unsere Beobachtung, bevor wir überhaupt etwas beobachten konnten, erscheint fürsorglich und bestimmend zugleich.

Im Kontrast zum langsamen und stockenden Beginn wird sehr schnell verhandelt, wie viele Beobachter in welcher Konstellation den einzelnen Gruppen beiwohnen sollen. Dies führt zu Unstimmigkeiten sowohl zwischen den Gruppenleitern selbst, als auch zwischen Beobachtern und Gruppenleitern.. Schnell unterteilt sich die Diskussion in die Gegenüberstellung von klinischen und wissenschaftlichen Interessen. Denn während die Gruppenleiter vornehmlich ihre Gruppenteilnehmer schützen möchten lag unser Beobachterinteresse in der möglichst genauen Aufzeichnung der Geschehnisse. Am Ende legen die Gruppenleiter fest, dass sich in den Kleingruppen jeweils zwei und in der Großgruppe vier feste Beobachter befinden sollten.

Bereits in diesen „internen“ Vorgesprächen zeichnete sich ab, dass auch uns, den Beobachtern, starke Gefühle entgegengebracht werden würden.²⁸ Ich möchte mich mit allgemeinen Resonanz-Phänomenen, als einer in der Gruppe wahrgenommenen Schwingungsart, beschäftigen.

Resonanz

Der Begriff Resonanz als solcher leitet sich vom Lateinischen „resonare“ ab, was wortwörtlich „widerhallen“ bedeutet. Im physikalischen Sinn ist hiermit ein Mitschwingen gemeint, in das ein System bei periodischer Einwirkung von außen eintritt. Wenn eine

²⁸ Andere Beiträge in diesem Buch beziehen sich auf spezifische Gründe emotionaler Schwingungszustände wie beispielsweise die Frage der Identität, im Beitrag von Olga Janzen.

Erregerfrequenz der Eigenfrequenz des Systems entspricht oder ein ganzzahliges Vielfaches der Selbigen ist, sprechen Physiker von Resonanz. Ein simples praktisches Beispiel aus dem Alltag findet sich tagtäglich auf den Spielplätzen dieser Welt. Das immer höher fliegende Kind auf der Schaukel, das von einem Elternteil immer wieder angestoßen wird, verdankt seinen pendelnden Höhengewinn eben diesem Phänomen.

Für die Betrachtung des Gruppenprozesses soll der Begriff der Resonanz nicht von einem solch strikten, nur in physikalischen Forschungsfeldern genau messbaren Blickwinkel betrachtet werden. Trotzdem könnten die Begriffe aus der Physik hilfreich sein, um über menschliche Beziehungen und Resonanz zu sprechen. Was beim physikalischen Begriff der Resonanz eine Rolle spielt, soll geklärt werden, um diesen Begriff, in eine sozial-emotionale Sprache übersetzt, auf den Gruppenprozess anwendbar zu machen.

Im einfachsten Fall bezieht sich Resonanz auf die Interaktion zweier Entitäten, die dadurch etwas Drittes bilden. Im physikalischen Sinn lässt sich diese Interaktion als schwingfähiges System bezeichnen, wobei die eine die Rolle des Impulsnehmers einnimmt, während die impulsgebende Instanz als Erregersystem bezeichnet wird.

Als Impuls wird in der Physik das Produkt aus Kraft und Zeit bezeichnet. Die Formel dazu sieht so aus:

$$\vec{p} = \vec{F} * t$$

Je stärker die einwirkende, gerichtete Kraft (\vec{F}) ist, beziehungsweise je länger (t) eine konstante Kraft gerichtet wirkt, umso größer der Impuls (\vec{p}). Wenn der Impulsbegriff im sozialen Kontext verwendet wird, kann man sich die Frage nach der wirkenden Kraft stellen. Im Rückgriff auf die klassische Physik zeigt sich die Kraft als Wirkung auf ein Objekt, die dessen Bewegungsrichtung beeinflussen kann. Übertragen auf einen sozialen Kontext suchen wir demnach nach einer Kraft, die Menschen oder Gruppen in ihrer gedanklichen Ausrichtung beeinflussen kann. Die gebräuchlichste Ausdrucksform dieser Kraft ist eine gerichtete Instruktion. Die offensichtlichste Kraft mit der sich Menschen beeinflussen ist die Sprache, die immer die Kooperation zum Ziel hat (siehe hierzu Beiträge in Sidnell and Stivers (2013)). Der hochgestellte Vektorpfeil über dem ersten Faktor F , der oben beschriebenen Impulsformel, zeigt eine solche Gerichtetheit an. Der zweite Faktor, hier beschrieben mit dem kleinen t , definiert die zeitliche Dimension des Impulses. Sie kann unverändert auf die Interaktionssituation angewendet werden. Der Begriff des „Talk-in-Interaction“ (Psathas, 1995; Schegloff, 1987) schließt eben jene zeitliche Komponente mit ein. Ein Gespräch wird als ein sich zeitlich ausdehnendes Geschehen erkannt.

„Impulsgeber“ der Konversationen können somit Instruktionen und Vorschläge, aber auch emotionale Gesprächsangebote sein. Nimmt das Gegenüber den Gesprächsvorschlag auf und reagiert darauf (kooperiert), hat ein Teil der ursprünglichen Äußerung seinen Weg zum Gegenüber gefunden. Im Volksmund finden sich viele akustische Metaphern für diesen Vorgang: „Das hat etwas in mir zum Klingen gebracht“, „da klingelt bei mir gar nichts“, „da muss ich andere Saiten aufziehen“. All diese Metaphern verwenden als Ausgangsvorstellung (Lakoff & Turner, 1989) Begriffe aus der Akustik. Diese besitzt große Überschneidungsmengen mit der klassischen Schwingungslehre und, um auf die Metapher zurückzukommen, ermöglicht somit das metaphorische Denken in physikalischen Termini, welche ich mir im Folgenden zunutze machen möchte.

Zuletzt stellt sich die Frage nach der Schwingung. Gruppen oder Einzelpersonen sind, zumindest metaphorisch, schwing- und schwingungsfähige „Systeme“. Der Begriff der Oszillation findet sich im Zusammenhang der Psychopathologie in der Borderline-Literatur (Clarkin, Yeomans, & Kernberg, 2005). Das emotionale Mitschwingen mit einem Gegenüber wird oftmals als Empathie bezeichnet und wenn die Beach Boys im Jahr 1966 sangen „I’m picking up good vibrations“, beschrieben sie damals musikalisch ein zwischenmenschliches Resonanzphänomen – metaphorisch.²⁹

Um die später beschriebenen Beobachtungen hinsichtlich ihrer resonanten Qualität beurteilen zu können, ist es nötig, einen Rahmen für die Anwendung des Resonanzbegriffes aufzustellen. Zu diesem Zweck sollen drei aus der Physik entlehnte Kriterien eingeführt werden, die später in den beschriebenen Beispielen durchgegangen werden. Die Kriterien mögen trivial erscheinen, sollen jedoch die inflationäre Verwendung der durchaus schillernden Resonanzmetaphorik auf ein gewisses Maß begrenzen.

Zunächst werde ich Episoden der Großgruppensitzung betrachten, in denen mindestens ein Impulsgeber und ein Impulsnehmer beobachtet werden können, die demnach die Mindestanzahl von wenigstens zwei interagierenden Subsystemen enthalten.

Weiterhin muss, wenn man von Resonanz sprechen möchte, ein Subsystem als Impulsgeber für ein anderes Subsystem, den Impulsnehmer, beschrieben werden können. Es sollte erkannt werden können, welcher Teilnehmer in einer Situation eine dieser beiden Rollen einnimmt. Die Rolle an sich muss jedoch nicht über das Gesamtphänomen persistieren,

²⁹ Der Psychoanalytiker (Galatzer-Levy, 2009) hat sich den Spaß gemacht, den Beach-Boy-Song in den Titel eines klugen Aufsatzes einer Betrachtung der psychoanalytischen Situation mit den Mitteln der Theorie komplexer Systeme aufzunehmen.

sondern kann situativ wechseln. Auch nach einer Umkehr muss jedoch ersichtlich sein, wie die neuen Rollen zwischen den Subsystemen verteilt sind.

Das letzte Kriterium stellt die übertragene Schwingung dar. Die Tatsache, dass es Impulsgeber und –nehmer als Rollen-Analogien gibt, reicht noch nicht aus, um eine Resonanz im System zu erzeugen. Zusätzlich muss der Impulsnehmer eine Reaktion auf den aufgenommenen Impuls zeigen. Die Schaumstoffwand in einem Tonstudio nimmt den Impuls einer vom Künstler angeschlagenen Gitarrenseite (Impulsgeber) zwar auf, gerät jedoch selbst nicht in Schwingung (kein Impulsnehmer). Ein ähnliches Phänomen tritt bei Menschen mit Asperger-Syndrom auf. Diese erkennen zwar die physiognomischen Veränderungen im Gegenüber, nehmen demnach den Impuls auf, können ihn jedoch nicht einordnen und aus diesem Grund keine adäquate Antwort geben (Asperger, 1944).

Resonanz und der Witz

„Die zweite Tatsache, die zur Untersuchung der subjektiven Bedingtheit des Witzes auffordert, ist die allgemein bekannte Erfahrung, daß niemand sich begnügen kann, einen Witz für sich allein gemacht zu haben. Mit der Witzarbeit ist der Drang zur Mitteilung des Witzes unabtrennbar verbunden[.]“

(Freud, 1905, p. 195)

Ein Auszug aus meinem Großgruppenprotokoll:

„Der Beginn der Großgruppensitzung wird durch die Überleitung vom organisatorischen „Vorspiel“ hin zu einer singenden Nachtigall vor dem Fenster gestaltet. Diese wird von einem Gruppenmitglied als einsamer Vogel gedeutet, da ja nur die Vögel, die noch keine Frau haben, singen müssten. Aus dieser Bemerkung eines Teilnehmers entspinnt sich eine Witzkaskade, bei der abwechselnd deutsche, russische und ukrainische Teilnehmer einen Witz nach dem anderen erzählen. Die Trennung zwischen der russischen und ukrainischen Gruppe wird mir als deutschem Beobachter zunächst nicht transparent, da beide Russisch sprechen. Die Skurrilität dieses Witzgefechts wird dadurch gesteigert, dass die Übersetzung der jeweiligen Witze zu einer Verflechtung des Lachens führt. Zunächst lacht die Gruppe, in deren Muttersprache der Witz gemacht wurde, und die Anderen schmunzeln über die lachenden Menschen. Im Anschluss wird der Witz übersetzt und die zunächst Schmunzelnden beginnen zu lachen. Dies wiederum regt die ersten Lachenden zum erneuten Mitschmunzeln an. Innerhalb dieser, offensichtlich nicht unangenehm empfundenen Konstellation plätschert die Konversation den ersten Teil der Sitzung vor sich

hin. Den einzigen Missklang könnte in der Äußerung gehört werden, dass die Unterstützung der Ukrainer beim Singen des metaphorischen, gemeinsamen Liedes (dem Witze erzählen) fehlt. Alles in allem ergeht sich die Gruppe jedoch intellektualisierend in Allegorien und den angesprochenen Metaphern.

Nach und nach flaut die Witzkaskade etwas ab und einige russische Teilnehmer eröffnen das Thema darüber, welche Sirenen einen mit Fehlinformation auf Klippen führen könnten. An dieser Stelle schalten sich das erste Mal vernehmbar die ukrainischen Teilnehmer ins Gespräch ein und geben sich als solche zu erkennen. Die Gruppe entfernt sich von der humoristischen Gesprächsebene und taucht tiefer in die Hintergründe der Wahrnehmung und der (gemeinsamen) Geschichte der drei Völker ein. Bis zu diesem Punkt wurden die Sirenen nur in ihrer mythologischen Bedeutung thematisch. Ein deutscher Teilnehmer stellt mit klar artikulierter Stimme fest: „Wenn die Sirenen klingen, kann ich nicht arbeiten“, und zieht danach die Parallele zu den Fliegeralarm-Sirenen im zweiten Weltkrieg. Die bereits im Raum stehende Doppeldeutigkeit der „Sirenen“ wird dadurch deutlich beschrieben.“

Das beidseitige Lachen und Mitschmunzeln mit der dazwischengeschalteten Dolmetschertätigkeit soll näher betrachtet werden. Hierbei ist es irrelevant, ob der zu Beginn gemachte Witz auf Deutsch oder auf Russisch vorgetragen wird. Funktionell zeigt sich dasselbe Phänomen. Witz regt Witz an – und die Frage ist, wie in manchen physikalischen Systemen auch: wie kann die Resonanz eigentlich beendet werden? Wenn der Witzhörer zum Witz-Erzähler wird, verwandelt er sich vom Impulsnehmer zum Impulsgeber, das gesamte Resonanz-System zwischen beiden kann sich so „hochschaukeln“, dass kein Ende zu finden ist, ja sogar in Turbulenzen gerät. Dann sind Resonanz-Unterbrecher nötig – das war hier die Verschiebung der Bedeutung des Wortes „Sirenen“ von der mythischen zur militärischen Bedeutung, also von der weit entfernten Zeit der Antike zur Gegenwart und damit zum Anlass der Konferenz.

Resonanzkriterien

In der hier vorliegenden Episode kristallisieren sich durch die Verwendung der Sprache drei Subsysteme heraus: das Dolmetschen, das Deutsch-Sprechen und das Russisch-Sprechen. Letzteres ein Konglomerat aus vielen russischen und wenigen ukrainischen Teilnehmern.

Zur Analyse hinsichtlich Impulsgeber bzw. –nehmer und der übertragenen Schwingung wird das Protokoll zunächst in Einzelbestandteile zerlegt. Dies geschieht in der Hoffnung, dass die Gestalt der Szene dadurch klarer zutage treten kann.

„Zunächst lacht die Gruppe, in deren Muttersprache der Witz gemacht wurde.“

Im ersten Teilabschnitt wird ein Witz von einer Person gemacht. Sie ist Impulsgeber, während ein Teil der restlichen Gruppe, der den Witz dank gleicher sprachlicher Basis versteht, zum unmittelbaren Impulsnehmer wird. Dass die Gruppe sich den Witz nicht nur anhört, sondern im Anschluss darüber lacht, kann hier als resonante Äußerung betrachtet werden, etwas wurde zum Mitschwingen gebracht.

„Im Anschluss wird der Witz übersetzt und die Schmunzelnden lachen nun.“

An sich findet hier ein ähnlicher Vorgang wie im ersten Teil statt. Die Schmunzelnden, die den Witz zunächst in einer fremden Sprache vernommen haben und ihn dann in ihre Muttersprache übersetzt bekamen, werden als Impulsnehmer deutlich. Das resonante Schwingen als Reaktion auf den Witz folgt denselben Regeln wie im ersten Beispiel. Wer ist hier aber der Impulsgeber? Ist es die Person, die den Witz erzählte oder nicht vielmehr der Dolmetscher, der den Witz erst in eine Form übersetzte, die es den anderen ermöglichte, ihn zu verstehen? Da die Nichtmuttersprachler jedoch wissen, dass die Übersetzung nur eine dekodierende Veränderung des Ur-Impulses ist, erkennen sie den ursprünglichen Witzerzähler als Urheber des Witzes an. Das Mitlachen über den (noch unverständlichen) Witz zeigt an, dass die Zugehörigkeit des Witzes von vornherein klar ist; der Witz selbst ist durch das Lachen der ersten Gruppe bereits als solcher kenntlich gemacht. Die Teilnehmer der zweiten Gruppe lachen daher über den Witz selbst und nicht über seine Übersetzung. Sie verhalten sich resonant.

Diskussion

Das beschriebene Beispiel der Witze und ihrer symbolischen Energie enthält selbst noch in der Übersetzung resonante Elemente, die auch die Beobachter der Situation damals mit einbezogen haben – auch wir mussten lachen oder wenigstens schmunzeln. Auch wenn wir streng genommen Teil des Systems waren, so lässt sich daraus eine kleine Zusatzfrage beantworten: Die Situation im Rahmen der Großgruppe führt zu einem Mitschwingen in den (teilnehmenden) Beobachtern. Das entschärft jedoch nicht ihre Beobachtung, sondern macht die Beobachtung überhaupt erst möglich. Witze und deren Übersetzungen führten auch bei den vier Studenten zu Bewegung - zu E-Motion - in deren Mundwinkeln. Plessner (1970) wusste schon, dass sich beim Lachen der Körper von der Person emanzipiert: man muss lachen.

Resonanz und das Lied

„Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt;
Bösewichter haben keine Lieder.“

(Seume, 2013, S. 142)

Auszug aus meinem Großgruppenprotokoll der letzten Sitzung:
„Die letzte Großgruppensitzung beginnt weniger fokussiert als die Vorangegangenen. Es dauert verhältnismäßig lange, bis die Teilnehmer sich auf ihre Plätze gesetzt haben und Ruhe eingekehrt ist. Die Unruhe wird vom Großgruppenleiter jedoch nicht unterbrochen. Nach und nach beruhigt sich die Atmosphäre etwas und ein russischer Teilnehmer äußert sich im Hinblick auf den geselligen Abend, tags zuvor, mit den Worten: „Gestern haben die Deutschen auch mal gesungen.“ In diesem Moment wenden sich die Blicke vieler Teilnehmer in Richtung der Beobachter, da wir am geselligen Abend das erste Mal nicht mehr nur Zuschauer waren, sondern vergnügt und laut gesungen hatten. Einer der deutschen Teilnehmer dreht sich mit einem freundlichen Lächeln um und sagt leise: „Das war auf euch bezogen.“ Zuvor nur stille Beobachter intensiver Gruppenprozesse, hatten wir einige Songs, wie etwa den „kleinen grünen Kaktus“ von den Comedian Harmonists improvisiert. Dabei wurden wir zu Beobachteten. Speziell die russischen Teilnehmer nehmen die Einbeziehung der deutschen Beobachter ihrerseits freudig und erleichtert auf – ein kleiner Nachhall der gesanglichen Resonanzen vom Vorabend.

Nach diesem verbundenen Beginn sind Kinder und ihr Umgang mit den vielen unterschiedlichen Sprachen das Thema. In den Minuten, in denen sich dieses Thema ausbreitet, stellt sich mir die Frage, von welchen Kindern die Rede ist? Geht es generell um die „Jugend von heute“, die Kinder der Anwesenden oder um die Beobachter, von denen einige im Alter der eigenen Kinder hätten sein können? Diese Vielzahl an Interpretationsmöglichkeiten, macht das Zuhören für mich, als einen möglicherweise Angesprochenen, aber ohne die Möglichkeit der Nachfrage, anstrengend. Dieser Spannungszustand erhält eine angenehme Auflösung, als sich ein Konsens herausbildet, dass die Kinder den unterschiedlichen Umgang mit den Sprachen viel besser beherrschen als die Teilnehmergeneration. Dieser Konsens fasst mögliche Interpretationsebenen zusammen und gibt ihnen einen gemeinsamen Abschluss.

Die Frage nach dem Singen wird erneut mit der Frage aufgegriffen, ob man mit- oder gegeneinander gesungen habe. Die Teilnehmergruppen hatten ihre landesspezifischen

Lieder getrennt vorgetragen und durch die Abwechslung entstand bei einigen Teilnehmern vielleicht der Eindruck eines „edlen Sänger-Wettstreits“. Ein russischer Teilnehmer, von dem bisher eher konservative Ansichten zu vernehmen waren, bemerkt überraschend, dass nur das ukrainische Lied alle im Tanz vereint hätte.“

Hinsichtlich der Funktion der ukrainischen Musik gibt es noch eine weiter erwähnenswerte Situation, die am geselligen Abend aufgetreten war. Nachdem einige russische und deutsche Lieder gesungen worden waren, betritt eine russischsprachige Teilnehmerin die improvisierte Bühne und erklärt, dass sie jetzt ein ukrainisches Lied vorsingen wolle, da dies hier bisher noch nicht passiert sei. Sie stimmt ein mehrstrophiges Lied an, bei dem sie die erste Zeile mit stockender Stimme vorträgt. Nachdem die anderen diese erste Strophe gehört hatten, geschieht etwas Bemerkenswertes: Ein Großteil stimmt summend in das ukrainische Lied ein, obwohl sie es wohl noch nie gehört hatten. Diese Reaktion führte sowohl bei der vorsingenden Teilnehmerin als auch bei den anderen zu einem Aufkommen von Emotionen, das von den meisten so nicht erwartet worden war. In der Großgruppensitzung sind nun weinende oder mit den Tränen kämpfende Gesichter zu beobachten.

Resonanzkriterien

Auch in diesem Beispiel finden sich mehrere Gruppen, die miteinander in Interaktion treten. Im Gegensatz zur restlichen Konferenz waren die Beobachter beim geselligen Abend nicht in ihrer Rolle anzutreffen. Auch die Dolmetscher konnten ihre Aufgabe in weiten Teilen ruhen lassen, da an diesem Abend viele Teilnehmer Englisch miteinander sprachen. Somit ergab sich eine neue Aufteilung, die sich zum Teil bereits in der Sitzordnung bemerkbar machte. Eine deutsche und eine russische Gruppe bildeten sich; zusätzlich gruppierten sich die Beobachter.

Die russischsprachige Teilnehmerin trat hier als Impulsgeberin auf, indem sie das ukrainische Lied einbrachte:

„Sie stimmt ein mehrstrophiges Lied an, bei dem sie die erste Zeile mit stockender Stimme vorträgt.“

Die gebannt lauschenden Teilnehmer der Konferenz befanden sich durch ihre Zuhörerschaft bereits in einem impulsaufnehmenden Modus, was im Einstimmen in die eingängige Melodie seine Bestätigung fand. Das Einstimmen selbst ist ein Paradebeispiel für eine resonante Gruppeninteraktion.

Diskussion

Witze und Singen sind anschauliche Beispiele für resonante Phänomene in Gruppen, da sich, symbolisch angeregt, ein Mitschwingen im körperlichen Sinn (Lachen, Tränen) und im physikalischen Sinn (Schwingung der Stimmbänder beim Singen) ereignet. Nicht nur die Tränen der Singenden, sondern ebenso das Gespräch in der darauffolgenden Großgruppe zeigten, dass der gesellige Abend bei vielen der Beteiligten etwas stark Emotionales zum „Klingen“ gebracht hatte. Der Satz „Gestern haben die Deutschen auch mal gesungen“ steht sinnbildlich für einen Vorwurf der russischsprachigen Gruppe auf der Konferenz: Die Deutschen hätten vor allem wohlmeinende Ratschläge für die Lösung der Ukraine-Krise beizusteuern versucht, statt sich dem Gruppenprozess zu stellen. Dies war aus meiner Sicht jedoch nur die halbe Wahrheit. Die deutschen Konferenzteilnehmer schienen sich in vier Gruppen aufzuteilen. Während die eine in der Tat mit guten Lösungsvorschlägen nicht geizte, wobei sich in dieser Gruppe vorrangig Männer befanden, gab es gleichzeitig eine zweite Gruppe, deren Gedanken sich primär um die geteilte Vergangenheit der Bundesrepublik drehten. Hin und wieder wurde der Gruppenprozess dadurch vom aktuellen Geschehen auf die geschichtliche Einordnung Deutschlands zu DDR-Zeiten bezogen, aber ebenso mit der Zeit des Nationalsozialismus in Verbindung gebracht. Eine dritte (deutsche) Gruppe, in der sich verhältnismäßig viele Frauen befanden, konnten auch im Großgruppensetting Emotionen wie Wut und Trauer zulassen. Die Beobachter hatten ihre eigenen Geschichten und gehörten insofern zu dieser Einteilung der „Deutschen“ dazu, aber sie bildeten auch eine eigene, vierte Gruppe.

Nach dem gemeinsamen Singen schienen die innerdeutschen Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen aufzuweichen, da auch Teilnehmer, die in den vorangegangenen Sitzungen eher zur ersten oder zweiten Gruppe gehörten, es in der letzten Großgruppensitzung schafften, mehr Emotionen zuzulassen.

Resonanz und das Schweigen

„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“

(Wittgenstein, 1998, Satz 7)

Auszug aus meinem Großgruppenprotokoll der letzten Sitzung:

„Eine russische Teilnehmerin wirft in der letzten Großgruppensitzung mit trauriger Stimme die Frage in die Runde, warum man denn nicht immer so miteinander reden könne. Es entsteht eine der seltenen nachdenklichen Stillen. In diesem Moment fällt mir auf, dass die

Gruppenbildung, die ich zu Beginn der Konferenz beobachten konnte, sich aufgelöst hat und die nationalen drei Teilnehmergruppen nahezu komplett durchmischt im Raum sitzen. Leider bleibt die angesprochene Emotion nicht allzu lange im Raum stehen, da sich bei den Gruppenteilnehmern wieder das gemeinsame Späße- und Witzemachen, durchsetzt.

Trotz der vielen positiven Emotionen im Gespräch werden, dieses Mal von deutscher Seite, auch Ängste thematisiert. Eine Äußerung, die das wohl passend zusammenfasst, lautet: „Die Arbeit geht erst los, wenn man sich verlässt.“ Über diese Äußerung besteht Konsens in der Gruppe; sie wird mit einer weiteren Schweigephase beantwortet.

Nach dieser Schweigephase meldet sich ein junger russischer Teilnehmer zu Wort. Er beginnt darüber zu sprechen, dass er oft das Gefühl hatte, man spreche von unterschiedlichen Ideen und/oder Geschichten. Wenn jedoch das Reden in längeres Schweigen übergeht, so sei das Schweigen ein gemeinsames. Das Schweigen führe die Unterschiedlichkeiten demnach zusammen. Er schließt mit einer Frage an die Gruppe, die niemals wirklich schweigen konnte: den Dolmetschern. Zunächst bedankt er sich für die Mühen, fragt aber auch in die Runde, was die Gruppe zum Thema Dolmetscher denkt. Dies führt zu einer Dankeswelle, die über die drei Dolmetscher hereinbricht und diese sichtlich berührt. Zum Schluss bedanken sich viele der Teilnehmer bei der Organisation und den Gruppenleitern für die aufgewendete Mühe und ein kurzes Gespräch über den Fortgang dieses Projektes wird angestoßen.“

Resonanzkriterien

Auch hier treffen sich mehrere Gruppen im gemeinsamen Setting. Das Schweigen der Gruppenteilnehmer wurde meist nicht durch einen Impuls ausgelöst. Eine Ausnahme bildet hier ein Schweigen, das zu Beginn der Konferenz auftrat. Einer der deutschen Gruppenleiter sprach davon, dass ein Kollege nicht kommen konnte, da er ukrainische Soldaten versorge. Diese Information wurde von den Teilnehmern mit Betroffenheit aufgenommen und es entstand ein längeres Schweigen. In dieser Situation war das Schweigen die direkte Reaktion auf das zuvor Gesagte. Viele der Anwesenden schienen mit den Gedanken kurz bei jenem Kollegen zu sein und einige Köpfe senkten sich zu Boden. In vielen weiteren Situationen, in denen geschwiegen wurde, ist es schwierig zu klären, ob es ein resonantes Phänomen oder aber die persönliche Stille jedes einzelnen Teilnehmers war, die sich nur von außen beobachtet zu einem Gruppenphänomen auswuchs.

Diskussion

Über den Verlauf der Konferenz hinweg unterschieden sich, dem subjektiven Eindruck nach, Häufigkeit, Qualität und Intensität der Schweigemomente erheblich. Während die

Teilnehmer zu Beginn der Dialog-Konferenz eher zurückhaltend im Großgruppensetting auftraten, bildete sich nach und nach eine Diskussionskultur heraus, in der auch Attacken auf Gegenüber ihren Platz hatten. In dieser Phase wurde auch die nationale Gruppenbildung evident. Zumeist gruppieren sich die deutschen Teilnehmer in der einen, die russischen in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes.

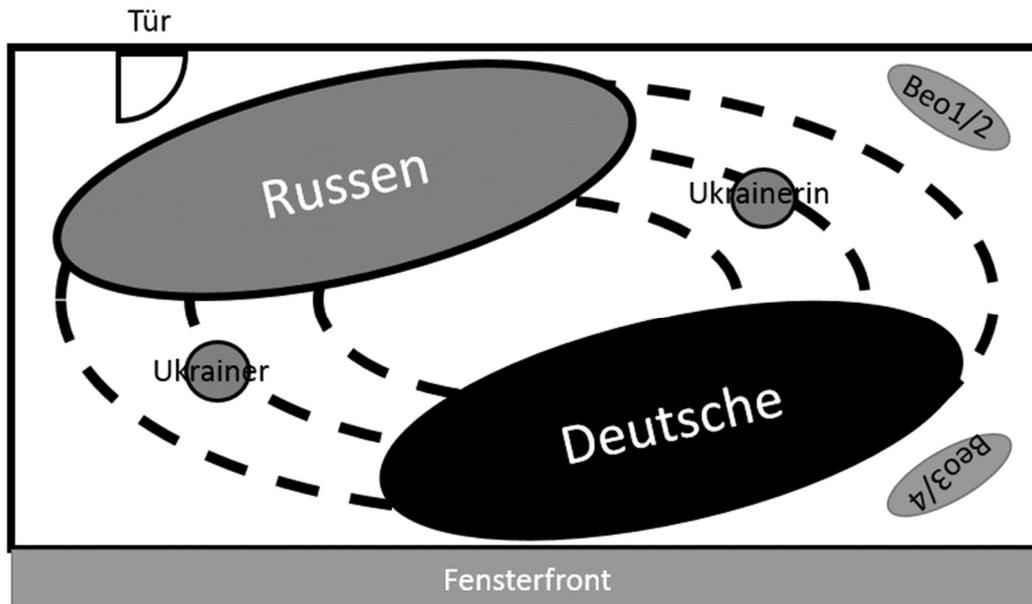


Abbildung 1: Blockbildung in der Großgruppe

Zwischen den beiden Gruppen befanden sich die wenigen ukrainischen Teilnehmer, deren Position sich im Verlauf der Großgruppe ebenfalls änderte. Die Parallele zur geopolitischen bzw. geographischen Lage zwischen den drei Ländern drängt sich durch die Zeichnung auf. Meist saßen die ukrainischen Teilnehmer zwischen den beiden großen Gruppen, manchmal setzten sie sich aber auch mitten hinein. Durch diese Sitzordnung saßen die Beobachter (Beo) selten direkt hinter einem russischen Teilnehmer. So machte es den Anschein, als wollten sie die Beobachter selbst im Auge behalten. Hin und wieder wurde auch von deutscher Seite ein interessierter Blick auf die Menschen „im Off“ geworfen.

Resümee

Zusammenfassend lässt sich über die Rolle der Resonanz sagen, dass das Schwingen der Teilnehmer in allen beschriebenen Fällen zur Annäherung an das Gegenüber geführt hat. Hier besonders beobachtete kommunikative Praktiken waren Witz, Singen, Schweigen. In meinen Augen ist das Erkennen des Gegenübers als schwingungsfähiges Wesen gleichbedeutend mit einer An-Erkennung der Person selbst. Die nationalen Zuschreibungen

„die Deutschen“, „die Russen“ und „die Ukrainer“ wichen mit fortschreitender Konferenz den individuellen Namen und einem informellen „Du“. Unterstrichen werden soll jedoch, dass es sich bei der hier beschriebenen Resonanz in keiner Weise um einen allgemein vorhandenen Gleichklang der einzelnen Gruppenteilnehmer handelte. Vielmehr wechselten sich dissonante und resonante Elemente rhythmisch in der Gruppe ab. Nur dadurch konnten Momente wie jene, die hier beschrieben wurden, überhaupt ihre Wirkung auf die Gruppe und die einzelnen Personen entfalten. Hin und wieder entstanden so - zwischen Unklarheit, Unsicherheit und Angst - Inseln der Verständigung als emergentes, nicht vorhersehbares Phänomen zwischen Unbekannten, die dadurch zu Bekannten wurden. In meinen Augen ist das teilweise emotionale Verstehen des Gegenübers mehr, als man sich zu dieser Zeit im Hinblick auf die geopolitische Lage der drei Nationen voneinander erhoffen konnte. Das Sich-Treffen in den beschriebenen, resonanten Momenten brachte die Teilnehmer einander näher, als es die gesammelte (politische) Vernunft der Konferenzteilnehmer geschafft hätte.

Literaturverzeichnis

- Asperger, H. (1944). Die „Autistischen Psychopathen“ im Kindesalter. *European Archives of Psychiatry and Clinical Neuroscience*, 117, 76-136.
- Clarkin, J. F., Yeomans, F. E., & Kernberg, O. F. (2005). *Psychotherapie der Borderline-Persönlichkeit*. Stuttgart: Schattauer.
- Freud, S. (1905). *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. Wien: Franz Deuticke.
- Galatzer-Levy, R. M. (2009). Good vibrations: Analytic process as coupled oscillations. *The International Journal of Psychoanalysis*, 90(5), 983-1007.
- Lakoff, G., & Turner, M. (1989). *More cool than reason: A field guide to Poetic metaphor*. Chicago: University of Chicago Press.
- Plessner, H. (1970). Lachen und Weinen. In G. Dux (Hrsg.), *Philosophische Anthropologie*. Frankfurt: S. Fischer.
- Psathas, G. (1995). *Conversation analysis: The study of talk-in-interaction*: Sage Publications, Inc.

- Schegloff, E. A. (1987). Some sources of misunderstanding in talk-in-interaction. *Linguistics*, 25(1), 201-218.
- Seume, J. G. (2013). *Gedichte*. North Charleston: CreateSpace Independent Publishing Platform.
- Sidnell, J., & Stivers, T. (Hrsg.). (2013). *The Handbook of Conversation Analysis*. Chichester, West Sussex, UK: Blackwell Publishing Ltd.
- Wittgenstein, L. (1998). *Logisch-philosophische Abhandlung, Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Was ist eine Stimmung in einer Gruppe?

Juliana Nedtwig

Vom Singen ...

An einem schönen, recht warmen Tag Ende Mai trug sich Folgendes im Rahmen der Trialog Konferenz in Potsdam zu. Es war der letzte Tag der Trialog Konferenz an dem ich, Studentin der IPU, „nur“ als Beobachterin der Großgruppe teilgenommen habe. Ein recht entspannter Job, so dachte ich zumindest anfangs, doch es hat sich gezeigt, dass Schweigen manchmal anstrengender sein kann als reden.

An diesem Tag wird in der Großgruppe über den „geselligen Abend“ gesprochen, ein Abend zuvor, bei dem miteinander gesungen, musiziert und getanzt wurde. Es war ein Abend, bei dem die Gemeinsamkeiten überwogen, trotz kaum möglicher Verständigungen, wegen der zu großen sprachlichen Differenzen; ein Abend mit guter Stimmung, vielem Lachen und Singen. Ganz besonders spürte man das Gefühl der Gemeinsamkeit, als eine Russin ein ukrainisches Lied anstimmte, das erste ukrainische, welches man an diesem Abend zu hören bekam. Nun bedankt sich eine Frau für das gemeinsame Singen, fragt aber mit gedrückter Stimme, warum denn sonst nicht so leicht miteinander geredet und gearbeitet werden könne. Eine Teilnehmerin gab zu bedenken, dass man sonst nicht genügend miteinander spreche. Ein anderer Teilnehmer sagt, dass Singen etwas Unschuldiges hat, Sprechen hingegen eher etwas Schuldiges. Kurz danach entsteht eine Stille in der Gruppe, eine nachdenkliche, fast schon erdrückende Stimmung verbreitet sich. In einigen Augen glänzen Tränen, andere hört man schwer atmen.

Einstimmung auf Stimmungen

Ich habe nun schon zweimal den Begriff Stimmung benutzt, ohne jedoch auf meine eigentliche Frage, was denn eigentlich eine Stimmung in einer Gruppe ist, näher einzugehen. Die Frage tauchte eines Tages in meinem Kopf auf, als ich an den Trialog zurückgedacht habe. Oft hatte ich mich gefragt, wie denn die Stimmung an jenem Tag war, wie sich diese veränderte oder ob sich die Stimmung der Gruppe auf mich, als Beobachterin, übertragen hat. Doch ich hatte noch nie gefragt, was eigentlich eine

Stimmung ist? Ist sie dasselbe wie die Atmosphäre oder bezieht sich das eher auf den Raum? Sind Stimmungen etwas anderes als Gefühle? Woran eigentlich bemerke ich eine Stimmung? Ist sie zwischen den Menschen und wie kommt sie dahin, wenn kaum miteinander gesprochen werden kann?

Bezieht man sich auf die Wortbedeutung, so war der Begriff schon lange Zeit in Gebrauch, der Philosoph Wilhelm Dilthey legte eine Bedeutung als Erster fest. Er beschreibt Stimmungen als den Zustand, in dem alle formulierten Weltdeutungen, etwa die von Religion, Philosophie und Dichtung, auf schwer oder kaum formulierbare bestimmte Lebensgefühle oder eben Grundstimmungen zurückgeführt werden. Stimmungen sind dann mehr als bloße Gefühlszustände, es sind allumfassende, deshalb kaum formulierbare Weltbezüge, die Bezüge zum „großen Ganzen“ darstellen und nicht nur zum Einzelnen (W. Dilthey zitiert nach Wetz, 1998, Sp 174). Eine neue Definition liefert Neumann, der wie folgt definiert:

„Stimmungen sind Gefühle, die als entweder angenehm oder unangenehm erlebt werden (affektives Gefühl). Sie unterscheiden sich von Emotionen, insofern das Objekt des affektiven Erlebens bei Stimmungen nicht notwendigerweise bekannt sein muss, während dies bei Emotionen immer der Fall ist. Außerdem werden in Abhebung zu Emotionen mit Stimmungen eher länger andauernde Gefühlszustände geringerer Intensität bezeichnet. Während Emotionen meist durch kognitive und evaluative Prozesse ausgelöst werden, können Stimmungen auch die Folge von physiologischen Prozessen sein“ (Neumann, 2016).

Eine solche Definition zeigt freilich eher, wie hier alles ineinander schwimmt. Stimmungen werden mit Gefühlen gleichgesetzt, diese sogar zum „affektiven Gefühl“ gesteigert, ohne dass erkennbar würde, was damit gewonnen sein könnte. Mit dieser Definition begibt sich Neumann zudem auf die individuelle Ebene und lokalisiert Emotion und Stimmung irgendwo im Individuum, in dessen Körper – nun ja, was ist nicht im Körper lokalisiert? Den hat man, ebenso wie sein Gehirn, immer dabei. Aber besagt es etwas, wenn man schreibt, dass es eben auch körperlich sein könne?

Dilthey hob eher auf ein größeres Wirken zwischen der Person und ihrem Weltbezug ab, welches sich selbst noch im Niedergeschriebenen nachspüren lässt, weil es den Weltbezug konstituiert. So kennen wir die Stimmung an einem herbstlichen Morgen an einem See,

wenn sich Nebel erheben – und wir schreiben in einem ersten Schritt diese Stimmung dem See oder der Landschaft zu und erleben sie auch „dort“, nicht hier „in uns“ – auch wenn wir in einem zweiten Schritt zugestehen mögen, dass andere neben uns vielleicht andere Stimmungen erleben mögen. Und wirklich glauben, tun wir es dann ja nicht; und genau das macht den Weltbezug aus, der in einem solchen herbstlichen Fall am See eben „melancholisch gestimmt“ ist. Dies passt zu der Beschreibung von Stimmungen, als gehörten sie zur Umgebung. Emotionen wiederum werden eher als etwas wahrgenommen, das zu einem als Individuum gehört.

Zurück zu unserem Beispiel aus der Großgruppensitzung. So intensiv und geduldig ich auch die Frau beobachte, die sich zuvor für das gemeinsame Singen bedankt hat, ihre Empfindungen und Gefühle kann ich doch nur vermuten. Dies rührt daher, dass zwar jeder seine eigenen Gedanken kennen kann (wenn auch gewiss nicht alle), jedoch nur zu wissen glauben kann, was ein Gegenüber denkt. Menschen spazieren nur ungern wie ein offenes Buch durch die Gegend. Freud hat irgendwo beschrieben, wie Kinder irgendwann entdecken, dass die Mutter tatsächlich nicht weiß, ob es heimlich das Bonbon aus dem Glas genommen hat und dass diese Entdeckung ein Schock sei; der Glaube an elterliche Allmacht und Allwissenheit erleidet einen Schlag und gleichzeitig eröffnet sich damit die Möglichkeit der Lüge. Das ist die moralische Seite dessen, dass wir meist bemüht sind, Inneres durch neutralen Gesichtsausdruck und standardisiertes Verhalten zu verschleiern. Eine ältere Psychologie nannte das „die Maske“.

Thiemo Breyer schreibt hierzu Folgendes:

„Versucht man zu vermeiden, dass die eigenen mentalen Zustände im Sinne der Ausdruckswahrnehmung ‚gesehen‘ werden, so benötigt man eine opake psychophysische Barriere (die man nun selbst ist). Man muss sich hinter seinem eigenen Leibkörper verstecken bzw. man benutzt den Körper, den man hat, zur Verdeckung des Leibes, der man ist“ (Breyer, 2013, S. 17).

Nun mag dies nicht jeder Person immer gleich gut gelingen, doch dies bedeutet längst nicht, dass wir eine sichere Aussage darüber machen können, was die Person denkt. Zudem sind wir Menschen mit der Fähigkeit, empathisch zu sein, ausgestattet, sie macht das Individuum gruppentauglich. So beschreibt Breyer „Empathie als Anpassung zum Zweck der Lebenserhaltung in Gruppen“ (Breyer, 2013, S.9). Die Empathie, mit all ihren Facetten,

lässt uns mitfühlen mit dem Leid der Nachbarn, Verständnis für das Fehlverhalten des Kindes zeigen oder auch einen Teil der Euphorie des Siegers verspüren.

Es bleibt das grundlegende Problem, das wir stets nur aus der Kommunikation unseres Gegenübers erahnen können, was ihn bewegt. Nie jedoch genau wissen, was in seinem Kopf vorgeht. In der Philosophie wird dies als „Intransparenz des Fremdseelischen“ beschrieben. Das Problem, welches daraus entsteht, ist letztendlich, dass wir die wahren Gefühle anderer vielleicht ahnen, kaum aber ihre Beweggründe. Denn die könnten sie oft nicht einmal selbst sagen, zu oft werden sie von Rationalisierungen verdeckt. Was folgt ist, dass wir lediglich ein Fragment des Menschen sehen. Ein Bild, das wir in unserer Phantasie erschaffen haben, das die Phantasie unseres Gegenübers uns glauben machen möchte, das wir glauben machen wollen. Soziales Leben und Glauben sind nicht so weit voneinander entfernt, wie man im Allgemeinen denkt; nicht umsonst spricht Goffman (1971, S. 39) in seinem Text über die „Imagepflege“ vom „geheiligten Selbst“. Das Selbst ist uns noch in unserem alltäglichen Verkehr heilig, es darf nicht verletzt werden. So hat es auch Winnicott (1979) gesehen, das wahre Selbst sei „heilig und höchst bewahrenswert“.

Dies hat gewaltige Auswirkungen auf die Stimmung einer Gruppe. Die Frage, ob es Gefühle sind die unsere Gedanken hervorrufen oder, ob es die Gedanken sind, die einem Gefühl Leben einhauchen, könnte ergänzt werden. Stimmungen werden von Gedanken und Gefühlen bestimmt, aber mehr noch von dem, was wir uns in bestimmten sozialen Bezügen voneinander glauben können, was wir uns glauben lassen, was wir wechselseitig zu glauben tolerieren. Die Welt einer Gruppe ist jener soziale Weltbezug, den Dilthey ansprach; es ist eine Welt des Glaubens. Das soll uns näher an die Stimmung einer Gruppe heranbringen.

Unsere Emotionen sind vielleicht das Feuer unserer Gedanken und Fantasien, aber für Stimmungen braucht es die Fähigkeit, den aufsteigenden Rauch nicht nur als nutzlosen Qualm, sondern als verständige Zeichen wechselseitig zu lesen und sich an dem Wunder zu erfreuen, dass wir das können, ohne vorher Zeichen verabredet zu haben.

Ähnlich sieht es auch Beland (2015), der die These unterstützt, dass jedes Gefühl die Folge eines vorangehenden Situationsurteils ist. So erwähnt er „[d]as Affektgesetz, das von jedem Gefühl ausnahmslos behauptet, es sei in jedem Falle eine Folge eines vorangehenden Urteils über die soziale Situation“ (Beland, 2015, S. 183). Das Urteil über die Situation habe den Primat, nicht der Affekt. Dabei benennt er eine Schwierigkeit. Denn das

Affektgesetz „machte der Anerkennung insofern Schwierigkeiten, als es so viele genetisch unterschiedliche Systemebenen von Wissen gibt, von Urteilen, die hier alle unter den generellen Begriffen ‚Urteil‘ und ‚Denken‘ zusammengefasst werden.“ (Beland, 2015, S. 183). Das von Beland so bezeichnete „Affektgesetz“ legt weder fest, ob die Urteile bewusst, vorbewusst oder unbewusst sind, noch ob es sich um psychische oder physische Entscheidungen (Hunger, Durst) handelt. Ebenso wenig wird geklärt, ob es sich um falsche, wahnhaft oder richtige Urteile handelt, die unter realistischen Bedingungen getroffen wurden (Beland, 2015). Da der Rahmen für die Situationsurteile nur vage formuliert wird, entsteht dadurch auch eine große Menge an möglichen Fehlerquellen. Daher ist die Feststellung, dass es zwar fatale Fehlerurteile gibt, die zu starken Gefühlen führen, aber keine „falschen“ Gefühle, enorm befreiend für die Therapie. So bedeutet dies nämlich nicht, dass die extremen Emotionen behandelt werden müssen, sondern die Situation anders analysiert werden muss, in der die unpassenden Situationsurteile getroffen wurden (Beland, 2015).

Stellt man sich vor, wie Kultur ein bestimmtes Verhalten auferlegt, so ist es die Sprache, die wesentlich schnellere Veränderungen durchlebt. Einzelne Individuen können sprachliche Muster rasch ändern, neue Ausdrücke oder künstlerische Stile erfinden und diese verbreiten sich, wie der Rap, in Windeseile; demgegenüber ist Kultur vergleichsweise starr. Erzählen wir etwas, das aufgrund unserer persönlichen Konnotation etwas Schönes ist, können wir nicht davon ausgehen, dass es auch für Hörende etwas Schönes ist. Ich bin ein großer Fan von Käfern, da sie an die gemeinsame Zeit mit meinem Großvater, ein leidenschaftlicher Käfersammler, erinnern. Erzähle ich Anderen, ich hätte in meinem Haus eine große Anzahl an Käfern entdeckt, verspüren sie Ekel. Gäbe es unmittelbare Verständigung, die Gefühle transportiert und keinen individuellen Spielraum benötigt, so würden Käfer als etwas Erfreuliches verstanden werden.

Was aber ist mit Äußerungen, die nicht im Geringsten mit dem übereinstimmen, was wir für richtig halten? Alles in allem scheint Sprechen zu öffnen und zugleich wie ein Geheimtext verwendbar zu sein, mit der Hoffnung, dass unser Gegenüber zufälligerweise den Schlüssel kennt und nutzt. In diesem Abschnitt haben wir nur einen Teil von dem besprochen, was Beland benennt, klar ist jedoch: Wenn wir etwas fühlen, haben wir zuvor ein Situationsurteil gefällt. Selbst dann, wenn es anderen nicht gefällt.

Könnten wir aber von einer „Diktatur der Gedanken“ sprechen, stark genug, eine Emotion hervorzurufen? Was, wenn solche Gedanken die Dynamik einer Gruppe darstellen,

zumindest Teil davon sind und somit auch ihre Stimmung beeinflussen? Könnte eine Gruppe die Macht haben, dass wir bestimmte Gedanken denken und uns so schon einen Kodex auferlegen, welchen wir sogar als richtig erkennen? Ist das ein unvermeidlicher Gegenpol von Stimmungen? Glück wäre dann, in manchen Stimmungen mitzuschwimmen und bei anderen die Teilnahme verweigern zu können - und beides voneinander zu unterscheiden. Glück wäre dann auch, sprachlich und kulturell verfasste Individualität gelegentlich aufgeben zu können, nicht aber auf sie verzichten zu müssen. Höchster Pol der Achtsamkeit wäre, uns selbst gelegentlich außer Acht lassen zu können.

Vielleicht würden wir der Zusammengehörigkeit einer Gruppe gewahr, wenn wir nicht nur Vorstellungen oder Gedanken anderer teilen, sondern für einen Moment einen gleichen Weltbezug, bei dem sich die Welt, die soziale Welt des Miteinander, genau dadurch erst herstellt. Das wäre ein Vorschlag, von Gruppenstimmungen zu sprechen.

... zu den Single-Vögeln – Gelungene Formulierungen

Hierfür lässt sich in der Großgruppe des Trialogs ein Beispiel finden. Am dritten Tag äußert eine Russin, dass sie sich in der Großgruppe weniger geschützt fühle als in der dreimal täglich stattfindenden Kleingruppe. Sie vermisse die Stimme der Deutschen in der Großgruppe, alles, was sie von ihnen höre, wären Allegorien, Metaphern und Mythen. Ihr fehle „der richtige Dialog“. Obwohl ja nicht klar sein kann, was ein „richtiger Dialog“ ist, scheint dies eine wichtige Chiffre zu sein. Viele Russen nicken zustimmend und blicken sich um, um die Reaktionen der deutschen Teilnehmer zu sehen. Diese reagieren unterschiedlich, einige blicken zu Boden, andere wirken ernst, vereinzelt sieht man ein Nicken. In diesem Beispiel zeigt sich der kulturelle Zusammenhalt der russischen Teilnehmer. Sie teilen einen gemeinsamen Weltbezug - gegen die Deutschen? Das „Gegen“ hat sich am Abend im Singen aufgelöst.

Ein Drang zu anderen Handlungen, nicht mehr, aber anderes als Sprechen, entfaltet eine einzigartige Bereitschaft, Neues zu erlangen. Kulturen erhalten sich – ebenso wie formulierte Glaubensbekenntnisse - durch Weitergabe von Gedanken und Überzeugungen und daraus resultierender Verbundenheit nach innen, gegen außen. Religiöse Menschen aber brauchen keine Argumentation, sie wollen ihre Erfahrung nicht beweisen. Sie suchen und erkennen andere, die solche Erfahrung auch kennen und erkennen sie selbst dann, wenn sie anderen Formulierungen ihres Glaubens folgsam sind. Ihre Erfahrung ist in diesem Sinn

„höher“ als alle Vernunft. Das wusste schon Cusanus. Ein gemeinsam realisierter Handlungsdrang, ohne Verabredung entstanden, geboren aus einer Stimmung, ist wie ein sich beweisender sozialer Glaube, der sich seine Brücken über das „Gegen“ schafft. Wir formulieren dann, dass sich ein Kreis schließe und benutzen unbewusst das alte Symbol des Selbst, das das Individuelle überschreitet.

Stimmungen sind kleine Ausblicke auf das, was vielleicht sein könnte. Sie haben eine Tendenz, sie öffnen die Sicht auf ein Prinzip Hoffnung, wie Ernst Block das nannte. Da sie die Gruppendynamik zu verändern vermögen, kommt ihnen eine reale soziale Macht zu, der Glaube kann manchmal tatsächlich Berge versetzen.

Wir befinden uns am zweiten Tag des Dialogs, kurz nach Beginn der ersten Großgruppensitzung um zehn Uhr morgens. Die Teilnehmer sind sich noch weitestgehend fremd. Eine deutsche Frau äußert, dass jene Vögel die jetzt noch singen (gemeint ist hiermit der spätere Morgen), Verlierer sein müssen, da sie noch keine Frau gefunden haben. Sie nähert sich dadurch an die Gruppe an und erschafft, zumindest für eine kurze Zeit, ein Gefühl der Verbundenheit – die Gruppe schafft sich einen gemeinsamen Weltbezug, indem sie dem Vogelgezwitscher für einen Moment lauscht. Diese Stimmung wird nun verändert dadurch, wie Einzelne reagieren. Die meisten lachen oder schmunzeln. Ein Deutscher gibt kund, dass Vögel in der Kunst der Depression nahe zu stehen scheinen. Er erzeugt erneut Lachen in der Gruppe. Ein Dritter hebt die Stimmung auf ein anderes Niveau. Er formuliert geistreich, dass es sich bei diesem Singvogel möglicherweise auch nur um einen typischen Berliner „Single-Vogel“ handeln könne. Viele lachen, ein Teil der anfänglichen Schwere verfliegt und was sich eben noch als drückende Stimmung senken wollte, hebt sich spürbar.

Doch nicht alle nehmen daran teil. Ein Ukrainer erklärt, dass er sich in seiner Kleingruppe einsam fühle, da er der einzige Ukrainer sei. Eine Russin blickt ihn verständnisvoll an und verkündet, dass auch sie sich einsam fühle. Single-Vögel können Grenzen überschreiten. Die Teilhabe an diesem Zusammengehörigkeitsgefühl bleibt noch flüchtig, stattdessen wird eine Anekdote über Sirenen (aus der Mythologie) erzählt. Das sind Mischwesen aus Vogel- und Menschenleibern. Sie können nicht wirklich fliegen, die eben entstandene Leichtigkeit verflüchtigt sich so schnell wieder, wie sie entstanden war.

Im weiterführenden Text werde ich mich nun genauer mit Stimmungen in der Großgruppe und einigen Episoden aus den Kleingruppen beschäftigen, wobei ich einige der

Überlegungen zu Stimmung und Stimmungsveränderung an Auszügen aus der Trialog Konferenz darzustellen versuche.

Uns ist bekannt, dass das Lachen angeboren ist, ebenso wie seine schwächere Form das Lächeln. Jedoch ändert sich die Art und Weise des Hervorrufens. Wird es anfänglich durch Berührung oder Wärme eines anderen Menschen hervorgerufen, so gelingt dies immer mehr durch Bilder, Gedanken und Geschichten (Kirchner, 2004). Freud bezieht sich auf den Witz, welcher in Bezug auf das Lachen und die Freude eine wesentliche Stellung auf das Individuum und somit auch auf die Gruppe nimmt. In seiner Schrift aus dem Jahr 1927 formuliert er, wie der Witz eine Abweichung vom konventionellen Denken aufweist, soweit er als eine Art Ventil fungiert, welches den sozial erzeugten Druck reguliert. Weitergehend schildert er, wie Erzählen und Zuhören dabei innere Stabilität garantieren (Freud, 1948). Auf diese Form der Stabilisierung greifen Gruppen auch bei Peinlichkeit zurück. Lachen und Lächeln finden sich abgeschwächt und tragen zum Erhalt einer Gruppe bei. An solcher Stabilität sind alle Mitglieder mehr oder minder beteiligt. So weit die Theorie.

Innerhalb der Gruppensitzungen des Trialogs, so fiel mir auf, wurde nur aus wenigen immer wiederkehrenden Gründen gelacht: wenn ein Witz gemacht wurde oder aufgrund eines *ad absurdum* geführten Stereotypes, aus Unsicherheit oder Erleichterung.

Wir befinden uns in einer Kleingruppensitzung am zweiten Tag des Trialogs. Nachdem eine Person darüber spricht, an einem Ort nicht gewollt zu sein und ihren damit verbundenen Schmerz aufzeigt, herrscht Stille. Diese Stille wird gebrochen, in dem ein Teilnehmer erzählt, dass er bei seinem gestrigen Spaziergang Müll, der auf dem Boden am Seeufer lag, gefunden hat. Dies schien so gar nicht in sein Weltbild zu passen, denn er fuhr fort, dass ihm sofort der Gedanke in den Sinn kam, dass dieser Müll zu den Überbleibseln eines russischen Picknicks gehören müsse. Mit dieser Anekdote will er sein Stereotyp illustrieren, dass in Deutschland alles sauber und ordentlich sei. Dieser offensichtliche Trugschluss seiner Annahme veranlasst die Teilnehmer der Gruppe zu lautem und spöttischem Gelächter. Die Deutschen nehmen daran teil. War es Selbst-Ironie? Nein, denn er verspottete zwar seinen Irrtum, zugleich aber die Deutschen, die von einem Ruf zehren, dem sie offensichtlich nicht entsprechen. Dennoch galt Spott und Lachen nicht „den Deutschen“, sondern der Leichtigkeit des Stereotyps.

Weinen, Trauer

Trauer und Weinen haben andere Momente. Sie erzeugen Mitleid bei den Beteiligten. Das Bedürfnis der Hilfe wird erlebt, weil jeder Schmerz kennt.

Am dritten Tag des Dialogs kann ich ein freudiges Weinen beobachten. Ein Weinen nicht aus Trauer, sondern aus Erleichterung. Etwa nach der Hälfte der Großgruppensitzung deutet ein Deutscher auf eine Ukrainerin und fragt sie, warum sie geweint habe. Sie erklärt, dass sie weine, weil sie so dankbar für die ukrainische Sprache sei und bittet auch andere, ukrainisch zu sprechen. Eine Russin reicht ihr ein Taschentuch und wirkt emotional ergriffen. Die Ukrainerin drückt ihre Dankbarkeit denen gegenüber aus, die den Mut hatten, ukrainisch zu sprechen. Sie sagt: „Mich haben die Witze und Allegorien gestört, die wollte ich nicht hören“, und bezieht sich damit auf eine Ausdrucksform, die häufig von deutschen Teilnehmern gewählt wurde. Daraufhin schweigt die Gruppe. Sie kann die Stimmung, die durch die Kritik an den Deutschen und ihren Witzen entstanden ist, noch nicht bewältigen.

Eine russische Teilnehmerin äußert in der fünften Sitzung der Kleingruppe Ärger über die Sitzung. Sie sagt, dass die Russen zwar hier sind, aber nur dasselbe wie in Russland machen würden. Zudem ist sie wütend auf die Ukrainer und zweifelt am Sinn der Sitzung. Die Deutschen haben eine Vision, wie der Dialog ablaufen soll. Sie kam hierher, weil ihr gesagt wurde, der Dialog wäre schlau und sie wäre auch schlau, also solle sie doch kommen. Nun sei sie hier und fühle sich dumm. Sie fühle sich so, als würde man sie belehren und beschämen wollen, aber ihrer Meinung nach gebe es nichts, womit man sie beschämen könne. Denn der Weg der Russen war auch hart, aber niemand frage nach deren Erfahrung. Daraufhin fängt sie an zu weinen. Eine deutsche Frau reagiert nach einem Schweigen, dass das nicht ihre Absicht war und sie sich durch diese Bemerkung persönlich angegriffen fühle. Sie könne nicht für die Ukrainer sprechen, aber für sie wäre all das hier sehr wichtig. Die russische Teilnehmerin spricht daraufhin über den Automarkt in Russland und davon, dass sie von Europa enttäuscht sei. In der Gruppe fängt man an, von den USA zu sprechen und deren Regime mit dem von Hitler zu vergleichen. Es folgt ein langes Schweigen. Die deutsche Teilnehmerin sagt nach einiger Zeit, sie fühle sich immer noch persönlich angegriffen, sie wisse auch, dass dies wohl persönliche Gründe habe, da die jetzige Situation sie an ihren Konflikt mit ihrem Sohn erinnere. Danach fängt sie an zu weinen. Versucht man dieses Verhalten zu deuten, so sticht die Konfrontation auf nationaler Ebene hervor. Noch bevor diese eskalieren kann, verkündet die Teilnehmerin persönliche

Beweggründe und macht sich so weniger angreifbar; sie erläutert ihre Bewegung etwas, schränkt aber den kreativen Spielraum der anderen Teilnehmer drastisch ein. Die Klärung der nationalen Aspekte ist an dieser Stelle nicht möglich.

Destruktive Stimmungen und deren Auslöser: Aggression, Ärger

Ist es bei der Trauer das erneute Herantasten an die Gruppe oder Teilhabe und Mitleid, die erneut zu jenem Herantasten führen, so sind es immer wieder freudvolle Stimmungen, die einen essenziellen Bestandteil der Gruppendynamik ausmachen und über deren weiteren Verlauf entscheiden. Mit Aggression kann zwar sympathisiert werden, jedoch schließt sie die Möglichkeit der Befriedigung aller aus. Aggression wendet sich ab, als könne sie auch allein bestehen, während Trauer und Freude ein Spielfeld brauchen. Aggression scheint meist Folge von andauernder Frustration über bestimmte Belange zu sein. Wenn es die Freude ist, die erhält, dann ist es die Aggression, die die Gruppe auseinanderreißt und/oder zerstört.

Eine Teilnehmerin ist wütend auf einen anderen Teilnehmer, der sagt, dass er an nichts glaube. Ihr hingegen sei ihr Glaube sehr wichtig, sie habe ihn fast verloren. Der Teilnehmer sagt, er sei nicht gläubig, dass einzige woran er glauben würde, wäre jetzt diese Gruppe hier und die Beziehungen zwischen den Menschen. Er scheint einige Gruppenmitglieder damit verletzt zu haben, denn ein Teil schaut ihn verärgert an. Ein gemeinsamer Weltbezug wurde hier in Frage gestellt. An was darf man glauben und muss man an das gleiche glauben? Ebendiese Frage wird auch in einer anderen Gruppensitzung verhandelt: Ein Deutscher behauptet, dass die Jugend seiner Meinung nach Krieg wolle.

Die Jugend sei im hohen Maße aggressiv, was man auf Popkonzerten und in Fußballstadien beobachten könne. Dies zeige auch der Mördertourismus der deutschen und französischen Jugend, die in Kriegsgebiete führen, um andere Menschen zu töten. Er begrüße es zwar, dass sich in dieser Runde gegenseitig versichert werde, dass man keinen Krieg wolle, aber das dürfe man nicht verallgemeinern. Ansonsten würde man sich auf der Insel der Seligen befinden. Er endet mit der Feststellung, dass auch gute Menschen Krieg führten. Eine Deutsche widerspricht, dies sei eine Verschiebung von Aggressionen. Sie halte es für gefährlich zu verallgemeinern, denn seien viele Jugendliche nicht so. Sie wirkt erzürnt und verletzt. Begriffe wie Mordtourismus halte sie ebenfalls für gefährlich und es sei leicht zu sagen, die Jugend schaffe es nicht, wenn ihre eigene Generation es selbst nicht schaffe. Sie

appelliert daran, selbst Vorbild zu sein, da die Jugend nur etwas verändern könne, wenn auch sie, die ältere Generation, am Gespräch teilnähmen.

An was darf geglaubt werden und wer darf für die eigene Angst oder Wut verantwortlich gemacht werden? Die Anklage des Deutschen, so könnte man unterstellen, sucht nach etwas Äußerem, etwas gemeinsam zu Beklagenden. Gleichzeitig beklagt er die eigene Bequemlichkeit, sich als „Seliger“ im Recht zu wissen. Damit richtet er sich sowohl an die außerhalb der Gruppe als auch an die in der Gruppe. Wo er an einer anderen Stelle vielleicht Zustimmung bekommen hätte, löste die Anklage hier sogleich Widerstand aus und fordert einen Gegenpol, die Deutsche, die sich selbst und wohl nicht nur ihre eigenen Kinder verteidigt. Plötzlich werden auch wir Beobachter, die wir ein stiller Teil der Gruppen sind, implizit angesprochen: angeklagt und verteidigt. Wir sind die Jugendlichen, die andere Generation, so wurden wir schon in der ersten Gruppensitzung genannt. Doch können wir selbst erst ganz zum Schluss der Konferenz zu Wort kommen, so haben wir es ebenfalls zu Beginn vereinbart.

Im Verlauf dieser Arbeit habe ich verstanden, wie die Stimmung einer Gruppe in den Äußerungen der Teilnehmer und dem, was es in mir als Beobachterin auslöst, entsteht. Gruppen bestehen aus Individuen, die sich wechselseitig auslegen und durch diese Auslegungen, durch die nachfolgenden Worte oder einer folgenden Stille können wir etwas vom Anderen und von uns erfahren und (nach)spüren.

Danksagung:

Mein ganz besonderer Dank gilt Herrn Prof. Dr. Dr. Buchholz und Frau Alder für deren Unterstützung beim Schreiben, für die hilfreichen Anregungen und die zahlreichen Korrekturen meines Textes.

Literaturverzeichnis

- Breyer, T. (2013). Empathie und ihre Grenzen: Diskursive Vielfalt – phänomenale Einheit?. In T. Breyer (Hrsg.), *Grenzen der Empathie. Philosophie, psychologische und anthropologische Perspektiven* (S. 7-36). Paderborn: Wilhelm Fink.
- Freud, S. (1927). Der Humor. *G.W., Bd. XIV*, S.383-389.
- Freud, S. (1982, Original 1917). *Trauer und Melancholie*. Berlin: Verlag Volk und Welt.
- Goffman, Erving (1971). Techniken der Imagepflege. In Erving Goffman (Hrsg.), *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Interaktion* (S. 10-53). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kirchner, B. (2004). Das „Umgekehrt Erhabene“ - Über Humor in der Psychoanalyse. *Salzburger Arbeitskreis für Psychoanalyse, 9*, 1-8.
- Neumann, R. (2016). Stimmung. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. <https://portal.hogrefe.com/dorsch/stimmung/> (18.12.2015).
- Wetz, F.J. (1998). Stimmung. In J. Ritter und K. Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 10* (Sp. 173-176). Basel/Stuttgart: Schwabe & CO AG.

